Ernst von Hesse-Wartegg.

URIOSA

aus der

Neuen Welt.



Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1893.



Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid
BMC

Curiosa

aus der Neuen Welt.





Curiosa

aus der Neuen Welt.

Von

Ernst von Hesse-Wartegg, 1854-1918



Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1893.



Vorwort.

In einem jüngst erschienenen amerikanischen Buche las ich die folgende kleine Episode:

Der Verfasser des Buches begegnete auf einer Reise durch die Felsengebirge einem alten französischen Priester von ehrwürdigem Aussehen, der trotz seiner weißen Haare zu seinem Vergnügen reiste. Erstaunt darüber wagte er es, den Priester zu fragen, was ihn bewogen hätte, noch im Greisenalter solche Reisen zu unternehmen.

„Das will ich Ihnen gerne erzählen," antwortete dieser. „Vor einem halben Jahre schien ich dem Tode nahe, und träumte einmal, ich stünde bereits vor Gott, der mich fragte, wie mir die schöne Welt, in der ich gelebt, gefallen hätte? — Ich schwieg beschämt, denn nun bedachte ich erst, daß ich während meiner vierzig=jährigen Priesterlaufbahn fortwährend von einer besseren Welt gepredigt hatte, ohne doch nur diese näher kennen gelernt zu haben. Als ich erwachte, legte

ich das Gelübde ab, im Falle meiner Genesung, in jedem Jahre einige Monate zu reisen, um die Werke Gottes zu sehen und zu bewundern. Darum bin ich auch hier."

Dem Priester gleich, bin auch ich in jedem Jahre auf der Wanderschaft, in diesem oder jenem Continente, und das vorliegende Buch erzählt von vielen interessanten Dingen in der Neuen Welt, eigenartig und wenig bekannt, gewissermaßen eine Fortsetzung bildend meines vor zwei Jahren in dem gleichen Verlage erschienenen Werkes „Tausend und ein Tag im Occident". Freilich sagt ein orientalisches Sprichwort: Schumiden kej buwed manendi diden? Wann wird das Hören dem Sehen gleich sein? Allein den vielen Menschen, welche die Gelegenheit nicht haben, die Welt selbst zu sehen, wird das Buch gewiß einige Stunden der Unterhaltung und Belehrung bieten.

Grosvenor-Club London, März 1893.

Ernst von Hesse-Wartegg.

Capitel-Uebersicht.



I.

Wie die Einwanderer in New-York landen.

Von den Hunderten von Kajüten-Passagieren, die sich bei der Einfahrt jedes transatlantischen Riesendampfers in die Bucht von New-York auf dem Verdeck zusammendrängen, um den herrlichen Anblick der Weltstadt zu genießen, denken wohl nur die wenigsten mehr an ihre minder glücklichen Reisegefährten im Zwischendeck. Sie bekommen ja die letzteren selbst während der Fahrt über den Ozean nur selten zu Gesicht, und kaum ist von ihnen überhaupt die Rede, nicht einmal wenn einer oder der andere die noch längere Reise nach dem Jenseits antreten sollte. Dann wird die Leiche in einen Sack genäht, ein Stück Eisen oder eine Kugel daran befestigt, und so bei Nacht und Nebel über Bord geworfen, ohne daß auf dem Oberdeck auch nur irgend Jemand von der stillen Procedur etwas erführe. Höchstens wenn irgend eine arme Einwanderersfrau auf hoher See einem jungen Wesen das Leben geben sollte, dringt die Kunde in die vornehmen Kajüten dieser schwimmenden Städte, und befinden sich zufällig Künstler unter den Passagieren, so bietet ein solches Ereigniß gewöhnlich

den willkommenen Anlaß, um ein Concert zu Gunsten der Mutter zu veranstalten. Und nun erst gar die Einfahrt in die inselbedeckte herrliche Bucht von New-York! Jeder Passagier ist zu sehr mit dem unvergleichlich schönen Bilde beschäftigt, und ist der gewaltige Dampfer erst in die Docks eingefahren, dann trachtet Jeder so rasch als möglich an's Land zu kommen. Ich bin nun schon über ein Dutzend Mal in New-York gelandet, aber jedesmal schien mir die Ueberstürzung meiner Mitpassagiere eine größere zu sein. Niemals, selbst bei der Abfahrt von Schnellzügen, habe ich unter Reisenden eine größere Eile wahrgenommen als hier.

Bei meiner letzten Ankunft in New-York nahm ich mir vor, mit den anderen Kajütenpassagieren nicht an's Land zu fahren, sondern die fünfhundert Auswanderer unseres Dampfers bei ihrer Landung zu begleiten. „Wappnen Sie sich mit Geduld, mein lieber Freund," meinte der Kapitän zu mir, „denn nirgends in der weiten Welt giebt es mehr red tape, als hier in dem freien Amerika! Wissen Sie denn, warum wir diesmal so schnell durch die Quarantäne-Station durchgekommen sind? Weil ich die Hände der Aerzte gehörig geschmiert habe. Was, verboten? Nun freilich ist es verboten, aber wenn wir's nicht thun, machen uns die Hallunken so viele Scherereien, daß wir ein paar Stunden oder gar einen halben Tag angesichts des Hafens vor Anker liegen müssen. Und Sie wissen ja, heutzutage kommt bei unsern Ozeanreisen Alles auf die Schnelligkeit an."

„Und was thun Sie denn, Kapitän, um rasch loszukommen?"

„Na, fragen Sie mal den Proviantmeister! Unter ein paar guten westphälischen Schinken, ein paar Körben mit Champagner, Rheinwein und Schnaps geht es selten ab, von dem Baargelde nicht zu sprechen, das wir zahlen müssen. 's ist die reine Seeräuberei! Schon weit draußen in der offenen See fangen diese New-Yorker Blutsauger an. Sie erinnern sich ja, als wir noch zweihundert Meilen von der Küste entfernt unsern Piloten an Bord nahmen? Well, was meinen Sie, was der kriegt? Ganze baare dreihundert Dollars dafür, daß er uns über die Sandbank beim Sandy Hook bringt. Nun denken Sie mal an, zwölfhundert Mark Auslagen! ich könnte die Geschichte ebenso gut selber besorgen. Aber die Vorschrift ist nicht zu umgehen! Dann kommen wir zu der ärztlichen Station. Dort müssen wir halten, selbst wenn wir alle miteinander gesund sind wie die Fische im Wasser. Füttere ich die verflixten Salbenschmierer nicht, dann lassen sie das nächste mal Stundenlang auf sich warten, spinnen ihre ärztliche Untersuchung so lange aus oder machen so viele Scherereien, daß uns ein paar andere Dampfer zuvorkommen. Deshalb zahlen wir lieber."

Wie groß nun diese Zahlung ist, hat mir der wackere Kapitän nicht gesagt, aber einer der ersten Politiker New-Yorks nannte mir die Einkünfte des Hafenarztes der Weltstadt: Sie belaufen sich auf nicht viel weniger als hunderttausend Dollars im Jahre; eine Summe, deren Höhe gewiß von keiner Seite bestritten werden dürfte! Leider darf sie der Doctor nicht für sich behalten. Ueber dreiviertel davon

müssen an die politischen Wahlcomités in der Staats-hauptstadt Albany abgeliefert werden, denn aus derlei Einkünften werden die Wahlkosten bestritten.

Nun waren die Kajütenpassagiere sämmtlich gelandet, und die schon draußen in der Bucht an Bord gestiegenen Zollbeamten, welche von den Passagieren eidliche Erklärungen über den Inhalt ihres Gepäckes abzufordern hatten (die Gepäckuntersuchung erfolgt aber dennoch), setzten sich gemächlich um eine wohl besetzte Tafel der ersten Kajüte, um sich bei Champagner und dem obligaten Whisky Cocktail von den Anstrengungen ihres Dienstes zu erholen. Auch sie bedürfen zuweilen einer kleinen „Aufmunterung" oder „Gegengefälligkeit" in Form eines „Darlehens", ganz im Geheimen, denn unter dem gegenwärtigen „Collector of the Port" wird jede Bestechlichkeit auf das Strengste geahndet. Erst kürzlich erließ er an seine mehrere Hundert Untergebenen ein Verbot, „Darlehen" bei Leuten aufzunehmen, mit welchen sie in dienstlichen Beziehungen stehen. Man weiß, was unter diesen Darlehen zu verstehen ist.

Während das Gepäck der Auswanderer auf das Werft gebracht wurde, um von den Zollbeamten untersucht zu werden, eilte der Kapitän in voller Uniform die Treppe hinab zu der bereit stehenden Equipage, um das Schiffsmanifest in der City Hall (dem Rathhause von New-York) abzugeben und die Schiffspapiere unterfertigen zu lassen.

Als er zurückkehrte, ließ er den Proviantmeister zu sich kommen. „Hören Sie, es wird sich Jemand

mit einer Anweisung auf Wein und Rum melden, folgen Sie ihm die Flaschen aus, aber ohne Empfangsschein!" — Dann wandte sich der Kapitän wieder mir zu, und mich beim Arme fassend, frug er: „Was glauben Sie, für wen der Wein und Schnaps bestimmt ist? Sie wissen's nicht? Na, als mir der Clerk im Rathhause die Papiere zur Unterschrift vorlegte, schob er mir auch noch ein Blatt zu, auf dem der Hallunke folgendes geschrieben hatte: ‚Proviantmeister des Dampfers X: folgen Sie dem Ueberbringer dieses X Flaschen Wein und X Flaschen Rum aus.' Nun mußte ich meinen Namen auch darunter setzen, sonst macht mir der Kerl das nächste Mal Schwierigkeiten."

Bei den vorzüglichen Dockeinrichtungen ist es eine Sache von kaum einer Stunde, bis das Gepäck der Einwanderer aus dem Schiffsrumpfe hervorgeholt und in langen Reihen auf dem Landungswerft aufgeschichtet ist. Während dieser Zeit landeten auch die Zwischendeckpassagiere. Langsam kamen sie mit ihren Koffern, Bündeln, Säcken und Bettzeug die Treppen hinunter und lagerten sich gruppenweise über den weiten, eingedeckten Raum, der nur durch Barrièren abgesperrt und von Polizisten und Zollbeamten bewacht wurde. Manche Emigranten, junge Burschen, wollten es den Kajütenpassagieren gleichmachen und schnurstracks in das schöne New-York einziehen. „Nichts da, meine Bürschchen," herrschte man sie an, „hübsch dageblieben, bis Ihr die Barge office passirt habt." Andere wollten sich verstohlen hinausschleichen, aber sofort war einer der Geheimpolizisten, oder, wie sie hier im Hafen heißen,

„Boarding officers“, zur Stelle, um die Betreffenden zurückzuhalten. Als ich einen mir bekannten „Board officer“ nach der Ursache dieser Maßregel frug, gab er mir eine ganze Menge Gründe an: „Sehen Sie, die Burschen, die sich verstohlen herausschleichen möchten, haben gewiß irgend welchen Grund, uns auszuweichen. Vielleicht sind sie flüchtige Verbrecher oder Sträflinge, oder sie sind mit irgend einem körperlichen Gebrechen behaftet oder sie haben kein Geld. Es ist ganz erstaunlich, wie wohl Ihre Auswanderer drüben in Europa, selbst in entlegenen Gegenden Polens und Ungarns, mit unseren modernen Einwanderungsgesetzen vertraut sind. Glauben Sie ja nicht, daß etwa die Zeitungen oder Auswanderungsagenten damit viel zu thun haben. Die Information stammt hauptsächlich von den hier in Amerika befindlichen Verwandten und Freunden. Diese sind die eifrigsten Agenten, und da sie den Auswanderern persönlich bekannt sind, auch die einflußreichsten. Fragen Sie nur Ihren Freund, General O'Byrne, den Einwanderungscommissar drüben.“

„Aber um auf das Gesindel zurückzukommen, das sich hier einschleichen möchte: gerade so gut wie diese Leute sind auch wir informirt. In der Regel wissen wir genau, mit wem wir es zu thun haben, denn zunächst hat uns langjährige Erfahrung schon gelehrt, Gesichter zu lesen. Wir erkennen Hallunken sogar an ihrem Gange, ihren Manieren, ihrer Kleidung. Aber außerdem bekommen die Herren im Hauptbureau fast täglich Briefe von freiwilligen Informanten, die uns auf diesen oder jenen aufmerksam machen — Verbrecher,

die telegraphisch reclamirt wurden, stecken wir gleich hier ein. Sie betrachten neugierig die Ledertasche in meiner Linken? Nun, sehen Sie sich den Inhalt an!" Damit öffnete mein Freund, den ein kleines Messingschild auf der Brust als Jünger der heiligen Hermandad legitimirte, sein „Satchel". „Hier in dieser Liste," fuhr er fort, „habe ich die Namen, Nationalität und den Beruf aller Einwanderer dieses Schiffes genau aufgeschrieben, und mit diesen Kreuzchen hier sind alle Verdächtigen gekennzeichnet. Na, und was das ist, wissen Sie wohl?" Damit holte er ein paar Handschellen hervor, während am Grunde des „Satchels" ein tüchtiger Revolver blinkte. „Diesmal habe ich Niemand in's Loch zu stecken, aber sonst kommt es häufig genug vor."

Inzwischen hatten die Einwanderer ihre sieben Sachen unter den kleinen Bergen von Koffern und Kisten herausgesucht, und unterzogen diese der Revision durch den Zollaufseher. Ich hätte nicht geglaubt, daß die ganze Abfertigung all dieser Hunderte von Polen, Ungarn, Russen, Deutschen und Böhmen so glatt, ruhig und schnell vor sich gehen könnte. Dolmetscher, überhaupt Fremde irgend welcher Art werden bei dieser Abfertigung absolut nicht zugelassen, aber die nur der englischen Sprache kundigen Zollbeamten sind so erfahren, daß sie sich durch Zeichen verständigen. Der Zollinspector und Privatpolizisten überwachen die Untersuchung der Effekten und über allen steht General O'Byrne, der wackere sprachenkundige Einwanderungscommissar. Ueberall wo es Noth thut, ist er zugegen, stets vermittelnd, begütigend, selbst auch den Dolmetscher

spielend. O'Byrne, ein Irländer von Geburt, General während des Sclavenkrieges, nachher Zeitungscorrespondent in allen möglichen Ländern der Erde, Reporter des „Newyork Herald" während der letzten Indianer-Campagne, und, „not least", ein Politiker vom reinsten Wasser, wurde für seine wirksame Agitation bei den letzten Wahlen mit der Commissarstelle des Einwanderungsbureaus belohnt, die ihm gegen 20 000 Mark jährliches Gehalt einträgt. Aber O'Byrne, oder wie er im Hafen von New-York kurzweg heißt, „the General", ist dabei auch der rechte Mann am rechten Posten, jovial, flink, gutherzig, ein Menschenkenner und in fünf Sprachen gleich vorzüglich bewandert, eine Seltenheit bei einem Amerikaner seines Schlages.

Auffällig war mir im Vergleich mit den Einwanderern früherer Jahre das verhältnißmäßig intelligentere Aussehen, die reinlichere Kleidung und der ganze bessere Charakter jener Hunderte, die ich hier in der neuen Welt landen sah. Die große Mehrzahl schien genau zu wissen, was man von ihnen wollte, und was sie zu thun haben. Begierig, über ihre Ziele und Zwecke Auskunft zu erhalten, sprach ich mit Dutzenden von ihnen, allen möglichen Nationalitäten angehörend, in ihrer Muttersprache, denn englisch verstand doch kein einziger von ihnen. So erfuhr ich denn, daß weitaus 90 Procent auf Veranlassung ihrer schon früher nach Amerika ausgewanderten Freunde und Verwandten die alte Heimath aufgegeben hatten. Bei den wenigsten war es die Ueberredungskunst von Agenten oder der eigene Entschluß oder, wie vorn erwähnt, gar die Lektüre

von Zeitungen oder Broschüren. Dies, sowie jahrelange Beobachtungen haben mich längst davon überzeugt, daß es ziemlich fruchtlos sei, wenn einzelne Regierungen gegen derlei Agenten und gegen die Versendung von Broschüren rc. Schritte unternehmen. Die Auswanderung aus Deutschland, Oesterreich, der Schweiz und England nach Amerika kann durch keinerlei den betreffenden Regierungen zu Gebote stehende Mittel gehindert werden. Sie wird erst dann abnehmen oder ganz aufhören, bis zwischen den Verhältnissen diesseits und jenseits der Atlantis das wirthschaftliche Gleichgewicht hergestellt ist, bis die Erwerbsverhältnisse hüben wie drüben dieselben sind. Reisebücher, Karten, Broschüren rc. schienen bei den zweitausend Einwanderern dreier großer Schiffe, die ich im vergangenen Jahre beobachtete, nur wenig vorhanden zu sein. Aber die Meisten hatten Briefe ihrer Verwandten, in denen genau die ganze Reiseroute bis zu ihrem Ziele geschildert war.

Von etwa dreißig Einwanderern, die ich während der eben geschilderten Gepäckrevision nach ihren Plänen und Zielen befragte, nannten mir gewiß zwei Dutzend sofort den Namen der Stadt oder des Ortes, wohin sie zu reisen gedachten. Sie kannten die Abfahrtszeit der Eisenbahnzüge, ihre Reiseroute, die Zeitdauer und die einzelnen Umsteigestationen. Besonders genau unterrichtet zeigten sich die Schweizer Einwanderer. Die Mehrzahl von ihnen hatte die Koffer mit großen farbigen Vignetten der Schweizer Auswanderungsbureaus beklebt, und ähnliche Vignetten steckten auch auf ihren Hüten. Jede

Vignette trug auch die Adresse des New-Yorker Bureaus der betreffenden Agentur, sowie die Adresse des bekanntesten Schweizer Emigranten-Hotels in New-York, des Grütli-Hotels. Von den Emigranten, die ich befragte, wollte keiner in New-York bleiben. Alle wollten mit dem nächsten Zuge weiterfahren, und auffälliger Weise verlangte Niemand von mir auch nur die geringste Auskunft, so vortrefflich waren sie alle über die ganze Reise unterrichtet.

Endlich, nach einstündigem Aufenthalte, war die Zollunterſuchung beendet, und die Einwanderer bestiegen einen kleineren Regierungsdampfer, der sie und ihr Gepäck nach der „Barge office", dem eigentlichen Einwanderungsbureau, bringen sollte. Jedes Gepäckstück wurde mit einer Messingnummer versehen und deren Duplicat dem Eigenthümer ausgefolgt. Im Gespräch mit dem Zollinspector erfuhr ich von mancher Erleichterung der sonst so strengen Zollgesetze für die Emigranten. Wird beispielsweise von einem derselben Waare eingeführt, deren Einfuhrzoll er nicht zu bestreiten vermag, so bleibt dieselbe in den Waarendepots der Behörde ein Jahr lang kostenlos liegen, während welcher Zeit es dem Einwanderer schon gelingt, den erforderlichen Betrag zu erwerben. Gegen Einsendung desselben werden die zurückbehaltenen Waaren an seine Adresse weitergesandt. Selten wird den Einwanderern für neue Waaren von geringer Menge Zoll berechnet, nur wo offenbar Schmuggel versucht wird, treten die Gesetze dann um so strenger in Kraft.

„Halloh, come along," rief mir „the General"

zu, „wir warten ja alle auf Sie!" Mit einem Sprunge war ich auf dem überfüllten Dampfer. Oben in dem Steuerhäuschen des Kapitäns auf dem Hurricane Deck nahmen wir Platz, um die herrliche Aussicht auf die Bucht mit ihrer gewaltigen Freiheitsstatue zu genießen. Der Dampfer fuhr rasch an den wie die Zähne eines Kammes von den Ufern vorspringenden Docks vorbei, sich flink zwischen zahlreichen schneeweißen Dampffähren, Schleppdampfern, Seglern, Austernschiffen und selbst gewaltigen transatlantischen Dampfern hindurchwindend, mit denen der Rücken des breiten tiefen Hudson hier stets bedeckt ist. Staunend standen ein paar junge Auswanderer dicht am Bug unseres Schiffes und betrachteten dieses ungemein rege Flußleben, so bewegt, wie ich es sonst in keinem Hafen der Erde angetroffen habe, oder sie ließen ihr Auge emporgleiten zu den gewaltigen vierzehn- und mehrstöckigen Palästen des Mammon, welche innerhalb des letzten Jahrzehnts an Stelle der alten zwei- und dreistöckigen Gebäude auf der schmalen Felseninsel Manhattan emporgeschossen sind. Aber es waren unter den Hunderten von Einwanderern merkwürdig wenige, die für diese Culturwunder Sinn hatten. Das Auge muß für dergleichen erzogen werden. Starr blickten die einen vor sich hin, vielleicht an nichts anderes als ihr Endziel denkend. Andere kümmerten sich nicht im mindesten um die Wunder der Zweimillionenstadt, obschon oder weil sie möglicherweise aus einem polnischen Dorfe kamen, sondern machten sich mit ihrem Gepäck zu schaffen; ja, ich gewahrte einen jungen, flinken Burschen, der vor einem

Spiegel stehend, gemächlich sein Haar kämmte, als stünde er zwischen den vier kahlen Wänden seines Schlafkämmerchens und nicht hier angesichts der Metropole der neuen Welt!

Nun kamen wir an dem alten Gemäuer des berühmten Castle Garden vorüber, wo bis vor wenigen Jahren alle Einwanderer landeten und durch dessen Thore wohl Millionen von Europäern aller Nationalitäten zum ersten Male den amerikanischen Kontinent betreten haben, ein historisches Gebäude, wie es in dieser Art wohl nicht seines Gleichen hat. Der Name stammt von der früheren Bestimmung des steinernen kastellartigen Rundbaues her, der im vorigen Jahrhundert unter den Namen Castle Francis an der Südspitze der Insel Manhattan zur Vertheidigung der Hafeneinfahrt gebaut wurde. Später, als man draußen in der Bucht stärkere Forts und Batterien erbaute, wurde Castle Francis seiner Kanonen entkleidet und die ganze Anlage in einen Biergarten verwandelt. Daher der Name Castle Garden. Barnum, der unsterbliche Reclamenheld, ließ hier Jenny Lind auftreten, und auf den Donner der Kanonen folgten eine Zeit lang die Beifallssalven des New-Yorker Publikums für die schwedische Diva. Noch später, vor ein paar Jahrzehnten zog die Regierung den Bau wieder an sich und ließ ihr Einwanderungsbureau einrichten. Indessen der alte Rundthurm ist den heutigen Bedürfnissen nicht mehr entsprechend, und so verlegte man das Bureau vorläufig nach der unweit davon erbauten „Barge office“, bis die neuen Bauten auf der Emi-

granteninsel draußen in der Bucht von New-York fertig sein werden. Castle Garden aber ist dem Untergange geweiht. Eben als wir daran vorbeifuhren, war man daran, das alte Gemäuer von seinen hölzernen Zubauten zu befreien und der Schall der Hammerschläge drang bis zu uns herüber.

Seltsamerweise zeigt sich New-York gerade der ärmsten Classe seiner Besucher in seinem schönsten Kleide. Während die Kajütenpassagiere beim Verlassen der Docks in die elenden, schmutzigen, schlecht gepflasterten Hafentheile gelangen, liegt die Barge office, der gegenwärtige Landungsplatz der Einwanderer, am südlichsten Punkte New-Yorks, in der directen Verlängerung des gewaltigen Broadway und an dem Vereinigungspunkte der beiden New-York einschließenden Wasserstraßen, des Hudson und des East River. Zwischen der Barge office und den ersten Häusern des Broadway, die mit ihren fünfzigfenstrigen, fünfzehn Stockwerke hohen Fronten die ganze Bucht von New-York übersehen, liegt ein reizender schattiger Park mit wohlgepflegten Rasenflächen und lauschigen Spazierwegen, die gewöhnlich so ruhig und verhältnißmäßig wenig besucht sind, daß man sich eher in dem Neu-Amsterdam der Holländer, wie es vor zweihundert Jahren war, aber nicht in dem glänzenden New-York, einen Schritt von der größten, geschäftigsten Verkehrsstraße der Erde, vom Broadway, wähnen könnte. Nur über die Baumkronen hinweg gewahrt man die ungeheuern Paläste des Mammon, welche innerhalb der letzten zehn Jahre hier entstanden sind. Als ich zum ersten Mal die Reise über „the

big pond“ unternahm, war der Thurm der Trinity-kirche das Wahrzeichen New-Yorks; aber heute stehen rings um ihn herum und dem Broadway entlang wohl an hundert Paläste mit Thürmen, Kuppeln und Mansarden, welche den alten Kirchthurm ganz verdecken.

Die Barge office selbst ist ein steinernes Gebäude mit einem viereckigen massiven Thurm und düsterm Einfahrtsthor, das sich eher wie eine alte Ritterburg präsentirt. Hier legte unser Dampfer an. Während die Einwanderer ausstiegen und sich in einen großen Saal im Innern des Gebäudes begaben, wurde das Gepäck auf der andern Seite nach dem für die Eisenbahnbureaus reservirten Raum befördert. Zunächst fand nun eine zweite, etwas eingehendere ärztliche Untersuchung statt, denn während sich die erste, draußen in der Bucht, auf etwaige epidemische Krankheiten beschränkte, werden hier die Einwanderer nach körperlichen Gebrechen untersucht. Mit bewandertem Auge fanden die Aerzte sofort die so Behafteten heraus und ließen sie in einen abgesonderten Verschlag treten. Der eine war taubstumm, der zweite humpelte auf Krücken herbei, ein dritter war einäugig, ein vierter alt und gebrechlich, mit schneeweißem Haar und langem, weißem Bart, war schwerhörig. Er war mit seiner Tochter, einem hübschen jungen Mädchen, nach Amerika gekommen, und nun wurde er zurückgewiesen! Die Gesetze schließen auf das Strengste alle mit körperlichen Gebrechen behafteten Leute, dann Verbrecher, Greise und Mittellose von der Einwanderung aus. Sie werden den Schiffen, mit welchen sie herübergekommen, wieder unter Be-

wachung überwiesen, und diese müssen sie kostenfrei nach ihrer alten Heimath zurückbefördern. Die Tochter des Greises wurde zur Einwanderung zugelassen, allein sie wollte sich von ihrem Vater nicht trennen, und so begleitete sie ihn denn thränenden Auges zu den andern Unglücklichen. Vollständig gebrochen wankte der Alte daher, ein Bild des Mitleids. Aber Colonel Weber, der Superintendent des Einwanderungsbureaus, versprach sich umzusehen, ob die Tochter nicht etwa sofort in irgend einen Dienst eintreten könnte, der es ihr gestattete, für ihren Vater zu sorgen.

„Haben Sie denn gar keine Verwandten hier?“ frug er den Alten.

„Nein.“

„Haben Sie Geldmittel, um wenigstens ein paar Monate davon zu leben?“

„Nein.“

„Was hat Sie denn veranlaßt auszuwandern?“

„Man sagte mir, meine Tochter könnte leicht eine Lehrerstelle erhalten. So verkauften wir unsere Möbel, und mit dem Erlös kamen wir herüber.“

„Spricht Ihre Tochter englisch?“

„Nein.“

Da war es allerdings schwer etwas zu thun, aber die Vorsteher des Einwanderungsbureaus haben ihre Beziehungen, und ihr gutes Herz läßt sie mitunter für solche Unglückliche sorgen, selbst wenn man das strengste Gesetz ein wenig umgehen muß. — Die nächste Zurückgewiesene war ein junges Mädchen, hübsch, aber von frechem Aussehen, die allein herübergekommen war und

schnippisch antwortete, sie wolle hier ihr Glück versuchen. Aber sie kam nicht dazu. Für derlei junge Damen ist im Einwanderungsbureau kein Platz. Selbst wenn sie nicht das verdächtige Aeußere gehabt hätte, wäre sie doch nicht zugelassen worden, denn der Petrus, der an der Pforte zum Dollarlande steht, darf junge Mädchen nur dann zulassen, wenn sie von Verwandten begleitet sind, oder wenn sie auf der **Barge office** selbst von Personen, die sich als Verwandte legitimiren können, abgeholt werden.

Aus dem Untersuchungssaale gelangten die Einwanderer in das obere Stockwerk, wo Barrièren ähnlich wie bei Billetschaltern den Raum in zwei Hälften theilten. An diesen Schaltern saßen zwei Commissare, welche jeden der vorbeipassirenden Einwanderer nach Namen, Stand, Beschäftigung, Nationalität und Baarvermögen befragten, die Antworten genau in großen Büchern verzeichnend. Auch sie wissen ganz wohl, ob sie den Aussagen der Befragten Glauben schenken dürfen oder nicht, und verlangten je nach ihrem Gutdünken die Vorlage des Reisepasses oder des Baargeldes. Manchem der Einwanderer wurde es ganz unbehaglich, als ihnen geheißen wurde ihre Börse vorzuzeigen. Möglicherweise waren sie schon in Europa gewarnt worden, vorsichtig zu sein und vor Niemand mit Geld zu prahlen, und nun war es beinahe die erste Frage, die an sie gerichtet wurde! „Das Geld her oder das Leben!“ wenigstens das Leben in Amerika. Weigerung half da nicht, und so mußten sie denn ihre schmutzigen Rubelscheine, ihre finnischen Marken oder österreichischen

Guldenzettel auskramen, bevor sie eingelassen wurden. Ich blätterte in den großen Registern, um die Beträge kennen zu lernen, welche Einwanderer gewöhnlich mitbringen. Am wohlhabendsten scheinen, danach zu urtheilen, die deutsch-russischen Mennoniten zu sein, denn neben manchem Namen fand ich mehrere hundert, ja bis zu zweitausend Rubel verzeichnet. Ihnen zunächst kamen die Deutschen, mit durchschnittlich vielleicht hundert Mark auf den Kopf, dann die Schweden und Schweizer. Am wenigsten Baarmittel besaßen die Ungarn und endlich die Italiener, die in vielen Fällen nur einige Lire ihr eigen nannten.

Jenseits der Schalter befand sich ein behördlich gestattetes und beaufsichtigtes Wechselbureau, mit den Wechselkursen für ausländische Geldsorten auf einer schwarzen Tafel verzeichnet. Viele, darunter besonders Schweizer, bedurften dessen nicht, da sie bereits bei den heimatlichen Auswanderungs-Agenten ihre Schweizer Francs gegen einen Wechsel auf deren New-Yorker Haus eingetauscht hatten. Und hier komme ich auf zwei Uebelstände zu sprechen, deren Abstellung im Interesse der Auswanderer dringend geboten ist, und von denen die betreffenden Regierungsbeamten für Auswanderungs-Angelegenheiten Notiz nehmen mögen. Kaufen sich Emigranten für ihre wenigen Francs oder Mark eine Dollar-Anweisung auf ein New-Yorker Haus, und nicht einen regelrechten Bankwechsel, so müssen sie nach ihrer Ankunft in New-York, statt mit ihren Kameraden gleich nach ihrem Bestimmungsorte weiterzufahren, in der großen fremden Stadt die betreffende Agentur aufsuchen,

deren Geschäftsstunden möglicherweise schon vorbei sind. Dies erfordert das Absteigen und Uebernachten in einem Hotel, und das Versäumniß eines Tages, die Trennung von Reisegefährten u. dgl. Deshalb mögen die Auswanderer ihre sieben Groschen ruhig mit hinübernehmen, sie werden sie im New-Yorker Einwanderungsbureau besser und schneller umwechseln können als die Anweisungen der Agenten.

Ein zweiter Uebelstand, auf welchen ich durch den erwähnten Colonel Weber aufmerksam gemacht wurde, ist noch viel schlimmer. Die Agenturen, welche in Europa die Beförderung der Auswanderer nach bestimmten Plätzen in Amerika besorgen und ihnen die Billette verkaufen, senden deren Gepäck gewöhnlich als Frachtgut nach den Einschiffungshäfen, allein häufig genug thun sie dies zu spät, um den Dampfer, mit welchem die Auswanderer abreisen, zu erreichen. Sie kommen nun nach New-York ohne ihr Gepäck, und wollen sie nicht, daß ihnen dasselbe bei der Zollrevision aufgebrochen und dann unter beträchtlichen Kosten als Eisenbahnfracht mit mehrwöchentlichem Zeitverlust nachgesandt werde, so müssen sie in einem New-Yorker Hotel die Ankunft ihres Gepäcks mit einem spätern Dampfer abwarten. Was nun diese ein oder zwei Wochen unnützen Aufenthaltes in der theuern Weltstadt für den armen Emigranten bedeuten, kann man sich wohl vorstellen. Die Dampfschiff- und Eisenbahnagenten in Europa sollten deshalb von den betreffenden Behörden strenge gehalten werden, den Auswanderern das Gepäck

rechtzeitig genug abzufordern, um mit den Eigenthümern auf dem gleichen Schiffe expedirt werden zu können.

Die Einwanderer, welche sich der geschilderten Registrirung in der Barge office unterzogen hatten, vertheilten sich nun, je nachdem sie in New-York bleiben oder weiter nach dem Westen wollten, in verschiedenen Räumen. Ich folgte zunächst jenen, welche von Freunden oder Bekannten abgeholt werden sollten. Einige Mädchen saßen dort, neben ihrem kargen Gepäck, weinend und schluchzend auf den Bänken. „Die armen Dinger," meinte der Aufseher zu mir, „erwarten ihre Freunde schon seit dem letzten Dampfer, aber es kommt Niemand sie zu holen, und herauslassen darf ich sie ohne Begleitung durchaus nicht. Ja, das kommt bei jedem Dampfer vor, und Spaß ist es auch keiner, hier Tage und Nächte auf den Bänken herumlungern zu müssen. Aber abgeholt wird schließlich doch Jede, nur müssen wir genau wissen von wem." Der Raum hatte sich nun ganz mit Einwanderern gefüllt. An der Ausgangsthür stand ein Aufseher, der laut den Namen derjenigen Einwanderer ausrief, die von Außenstehenden begehrt wurden. Durch die Thür tretend, befand ich mich abermals in einem Registraturbureau, wo jeder, der einen Einwanderer abzuholen kam, Namen, Stand und Adresse, sowie den Namen 2c. des Abzuholenden angeben mußte. Hatte er sich genügend legitimirt, dann wurde der Aufseher an der Thür beauftragt, den Namen des Gesuchten auszurufen, und nun erst war für den betreffenden Einwanderer der Weg zu seiner neuen Heimath geebnet.

Was für herzliche, rührende Scenen der Begrüßung und des Wiedersehens spielten sich doch hier ab! Häufig genug reist der Gatte und Vater voraus, um nach seinem Fortkommen zu sehen und läßt seine Familie vielleicht erst nach Jahren zu sich kommen. Wie rührend ist dann die erste Begegnung mit der Gattin, mit den Kindern! Was haben doch diese kahlen Mauern schon für Thränen, Ergüsse von Freud' und Leid gesehen — selbst der alte Thürsteher, der doch täglich Zeuge von Tausenden von Küssen und Umarmungen ist und in dem Eifer zuweilen selbst mit umarmt wird, wird noch zu Thränen gerührt! Er muß ein scharfes Auge auf die ihm Anvertrauten haben, denn trotz aller Vorsichtsmaßregeln kommt es doch nicht selten vor, daß Mädchen zu unmoralischen Zwecken nach New-York importirt und aus der Barge office von „Dummies", d. h. Strohmännern abgeholt werden, die sie dann in die betreffenden Freudenhäuser führen. Deshalb sind auch für diesen Mädchenhandel eigene Detectives vorhanden, und finden sie einen solchen Vorgang heraus, so wird die Betreffende nach Europa zurückbefördert, der Importeur jedoch mit Zuchthaus bestraft.

Während die weiblichen Einwanderer von ihren Angehörigen in Empfang genommen werden, können andere, nachdem sie die genannten Formalitäten erfüllt haben, die Barge office frei verlassen. Dann dürfen sie auch mit beliebigen Menschen verkehren, denn in der Barge office selbst ist mit Ausnahme der Missionäre und der beeideten Dolmetscher keinem Fremden

unter irgend einem Vorwande der Aufenthalt erlaubt. Dafür umstehen die Eisenbahn-, Einwanderungs- und Hôtelagenten, die früher in Castle Garden ziemlich unbeschränkten Zutritt hatten, hier den Ausgang und nehmen die Einwanderer in Empfang. Aber die frühere Bauernfängerei hat in der letzten Zeit gänzlich aufgehört, und da nur noch ein verschwindend kleiner Theil der Einwanderung in New-York selbst bleibt, so lohnt es sich für die Emigranten-Hôtels der State Street und Greenwich Street gar nicht mehr, eigene Agenten an der Barge office zu unterhalten. Nur einige, darunter das Hôtel Grütli, dann der Württemberger und der Stuttgarter Hof, also die beliebtesten Hôtels dieser Classe haben noch ihre Vertreter, die nun ihre Gäste in Empfang nehmen und gruppenweise nach den genannten bescheidenen, aber reinlichen Absteigequartieren führen. Auch die alte Prellerei, von der früher so viel Aufhebens gemacht wurde, hat nun aufgehört. Die Emigranten-Hôtels anständiger Sorte haben unter einander einen Verein gegründet, deren Vorstand augenblicklich der Besitzer des Württemberger Hofes ist, und die streng auf ihren guten Namen achten. Wohnung und Verpflegung kosten in diesen Hôtels je nach dem Zimmer, einen bis anderthalb Dollars pro Tag, und selten kommen dort Klagen wegen Uebervortheilung vor. Ich folgte den Emigranten in mehrere dieser Hôtels und fand die Räumlichkeiten ebenso wie die Kost vollständig preiswürdig.

Außer diesen Hôtels giebt es in der unmittelbaren Umgebung der Barge office auch Missionshäuser, deren

beliebtestes wohl das deutsch-lutherische Emigrantenhaus sein dürfte; nahebei haben die Katholiken ein Missionshaus, in welchem Mädchen, vornehmlich Dienstboten, eine Zeit lang freie Unterkunft finden. Ebenso haben die Deutschen, Italiener, Irländer und andere Nationen ihre eigenen Unterstützungsvereine für Einwanderer; sie sind es, welche Dolmetscher und Agenten in der Barge office unterhalten und ganz im Stillen unendlich viel Gutes thun.

Wie gesagt, bleibt nur ein ganz kleiner Theil der Emigranten in der Stadt New-York. Hauptsächlich sind es Italiener, da sie weniger Ackerbauer als Handlanger, Tagarbeiter, Maurer und dergleichen sind, und in der großen Stadt leicht Beschäftigung finden. Diese einwandernden Italiener, braune, finstere Gestalten in zerlumpter oder geflickter Kleidung, einen Sack mit ihrer ganzen Habe auf dem Rücken, sieht man an den „Steamer Days“ (Dampfertagen) unter Anführung ihres Interprete langsam den Broadway aufwärts nach dem italienischen Viertel wandern. — Das ist Alles, was New-York von der colossalen Einwanderung, die durch seinen Hafen geht, überhaupt zu sehen bekommt. Waffen irgend welcher Art, bis zu ihren kleinen Stilettos herab, werden ihnen schon in der Barge office abgenommen, was nicht hindert, daß sie sich schon am folgenden Tage, wenn sie das Geld dazu haben, mit ihrem beliebten tragbaren Arsenal versehen.

Als ich von meiner Wanderung durch die Hôtels wieder nach der Barge office zurückkehrte, stieß ich auf einen Geheimpolizisten, der eben einen italienischen Ein-

wanderer festnahm. „Was giebt es denn?“ — „Oh, nothing special,“ antwortete er mir, „nichts Besonderes, er ist nur ein Contract labourer.“ Ich folgte ihm auf ein kleines Bureau, an jenes des Superintendenten anschließend, wo mir die Sachlage erklärt wurde. Zunächst stellte der Beamte eine kleine Karte aus, die er dem Polizisten übergab. Sie war folgenden Inhalts:

Ver. Staaten-Immigrationsbureau New York.

Detention Card.

Name: .... Geschäft: ....

Schiff: .... Datum: ....

Ursache der Festnahme: ....

....
Registratur-Beamter.

Unter der Ueberschrift: „Ursache der Festnahme,“ wurden die Worte „Contract labourer“ eingetragen. Damit war der Aufenthalt in Amerika für den arretirten Italiener besiegelt. Er wurde mit dem nächsten Schiffe nach Europa zurückgesandt.

„Sehen Sie diesen Stoß Briefe hier?“ Mit diesen Worten wandte sich der Beamte wieder mir zu. „All' dies sind anonyme Anzeigen über Contractarbeiter. Wie Sie wissen, sind unsere Löhne hier in Amerika viel höher als in Europa. Manche Fabrikbesitzer reisen nun nach Europa und schließen dort in den großen Fabrikscentren, vornehmlich mit halberwachsenen Mädchen oder unwissenden Burschen Verträge, die ihnen freie

Ueberfahrt nach Amerika und einen nach ihren Begriffen viel höheren Lohn zusichern. Dafür müssen sie sich verpflichten, einige Jahre ohne weitere Lohnerhöhung in der amerikanischen Fabrik zu arbeiten. In der That sichern ihnen diese Fabrikbesitzer statt des kargen Lohnes von, sagen wir anderthalb Francs täglich, freie Ueberfahrt und überdies drei Francs pro Tag zu. Nun wissen Sie aber selbst, daß unsere geringsten Löhne hier mindestens anderthalb Dollars, also siebeneinhalb Francs betragen, und Sie können sich denken, welchen Vortheil die Fabrikherren aus dieser Vertragsarbeit ziehen. Sie machen den andern Arbeitern drückende Concurrenz und, was für uns ausschlaggebend ist, sie nehmen unsern amerikanischen freien Arbeitern die Plätze weg und drücken die Löhne nieder. Deshalb ist derartige Vertragsarbeit (Contract labour) in den Vereinigten Staaten verboten und wird streng geahndet."

„Wie wir die Vertragsarbeiter ausfinden? Wir thun fast gar nichts dazu. Die „Labour Unions" (Arbeitsvereine), die wir in Amerika besitzen, sind die am stärksten betroffenen. Sie sind es, die ihre Agenten drüben haben, und fast jeder Unionist ist ein Detectiv für die Ausfindung der Contractarbeiter. Nehmen Sie beispielsweise gleich den ersten Brief zur Hand!"

Ich las:

„Philadelphia, den Xten November 1891.

Mit dem Schiffe X der X Linie werden aus Palermo die folgenden Leute eintreffen: (folgt die Liste von elf Namen). Wir haben Grund, zu glauben,

daß dieselben Contractarbeiter sind und in der Fabrik des X hier beschäftigt werden sollen. Look out!"
(gezeichnet:) „Unionists." —

Ein zweiter und dritter und vierter Brief waren ähnlichen Inhalts. Täglich kommt wohl ein Dutzend solcher anonymer Anzeigen aus allen Theilen Europas und Amerikas hier an, und die Beamten haben vollauf zu thun.

Mittlerweile war der größte Theil jener Einwanderer, die nach den Weststaaten fahren wollten, mit Fahrkarten versehen worden, und ich fand nur mehr wenige in dem mit der Barge office verbundenen Eisenbahnbureau vor. Statt der früheren Agenten der verschiedenen Linien, die sich um die lebendige Fracht herumzankten und in ihren Fahrpreisen bis auf eine ganz nominelle Summe unterboten, haben sich die acht „trunk lines" d. h. Hauptlinien nach dem Westen vereinigt und einen Billetcassirer bestellt, der die Einwanderer gleichmäßig unter die acht Linien vertheilt, d. h. vertheilen soll. Aber gerade während meines letzten Aufenthaltes in New-York hatte die Delaware und Lackawanna-Eisenbahn wieder einmal ohne Vorwissen den anderen Linien vierhundert nach Chicago bestimmte Emigranten weggeschnappt. Die Rivalität zwischen den einzelnen Bahnen wird niemals recht überwunden werden können. Vor ein paar Jahren war die Verwaltung der Pennsylvania-Eisenbahn über das betrügerische Kapergeschäft einzelner Concurrenzbahnen so empört, daß sie den Fahrpreis von New-York nach Chicago (nahezu 1000 engl. Meilen) eine Zeit lang

auf einen Dollar herabsetzte, und im Frühjahr 1886 fuhr ich selbst von San Francisco bis Omaha in Folge der Concurrenz der Bahnlinien unter einander für 5 Dollars.

Die Mehrzahl der Einwanderer kauft sich bereits in Europa combinirte Dampfer- und Eisenbahnbillete bis an ihren Bestimmungsort, d. h. sie erhalten Anweisungen an das New-Yorker Eisenbahnbureau, die sie dort gegen die richtigen Fahrkarten umtauschen. Die Messingnummern, die sie auf dem Dampferdock für jedes Stück Bagage erhalten, tauschen sie im Eisenbahnbureau gegen Nummern, mit ihrem Bestimmungsort aufgeprägt, um, und so haben sie sich um ihr Gepäck gar nicht weiter zu bekümmern. Alles das ging, wie ich aus eigenem Augenschein bestätigen kann, so flott und ruhig von statten, daß es gar nicht Wunder zu nehmen braucht, wenn an manchen Tagen bis zu siebentausend Einwanderer auf solche Weise durch die Barge office passiren. Tage mit vier bis fünf Tausend Emigranten kommen im Frühjahr sogar häufig vor.

Aber diese Einwanderer sind nicht durchweg als solche zu betrachten. Besonders bei den Italienern findet eine sehr bedeutende Rückwanderung statt, sodaß die officiellen Zahlen etwas vermindert werden müssen, um die richtige Einwanderung zu erhalten. Colonel Weber sowohl wie General O'Byrne versicherten mir, daß Tausende Italiener in jedem Frühjahr nach Amerika kommen, dort den Sommer über als Tagelöhner an Eisenbahnlinien, Hausbauten, Straßen oder auf Farmen arbeiten und im Herbst wieder nach Italien zurück-

kehren, um den Winter über in ihrem Heimathslande von ihren Ersparnissen zu leben. Von den zwei bis drei Dollars täglich, die sie sich in Amerika verdienen, geben sie kaum mehr als einen halben Dollar aus und der Rest reicht nicht nur zur Bestreitung ihrer Fahrbillete hin, sondern sogar für ihren ganzen Unterhalt im Winter!

Der gegenwärtige Superintendent des Einwanderungsbureaus trat erst am 19. April 1889 sein Amt an, und er konnte mir deshalb nur die statistischen Daten von diesem Tage bis zum 31. December 1890 geben. Diesem zu Folge kamen in der genannten Zeit 43,865 Kajütenpassagiere und 281,641 Personen, also zusammen in etwas mehr als acht Monaten 325,506 Personen an! — In den letzten drei Monaten 1890 stellte sich die Einwanderung wie folgt:

	October	November	December
Männlichen Geschlechts	18,709	19,090	11,052
Weiblichen Geschlechts	12,725	11,500	5,996

In den ersten drei Monaten 1891 hingegen:

	Januar	Februar	März
Männlichen Geschlechts	7,767	11,536	33,581
Weiblichen Geschlechts	3,225	3,841	9,810

Von den obengenannten 281,641 Einwanderern vom 19. April bis 31. December wurden im Ganzen wieder 359 nach Europa zurückgesandt. In dieser Zahl befanden sich 7, die irgend eines Verbrechens wegen in Europa abgestraft worden waren; 16 Irrsinnige, 7 Blödsinnige, 160 Mittellose und 160 Contractarbeiter. Die letzteren waren fast durchweg Italiener;

unter den gänzlich Unbemittelten waren 32 Deutsche, 28 Russen, 28 Irländer und 24 Engländer. — Im Januar 1891 wurden ferner 28, im Februar 59, im März 45 nach Europa zurückgesandt und zwar auf Kosten jener Dampferlinien, welche sie nach Amerika gebracht hatten. Die Vereinigten Staaten machen also, wie man sieht, die Dampfergesellschaften gewissermaßen für die Qualität der Einwanderer verantwortlich.

Die officiellen Einwanderungslisten machen in Bezug auf die Nationalität bei England einen Unterschied zwischen England, Irland, Schottland und Wales. Es kamen vom 19. April bis 31. December 1890 aus Irland 28,982, England 20,054, Wales 191, Schottland 3888 Personen; aus Deutschland 54,870, Frankreich 3345, Rußland 24,733, Polen 15,647, Schweiz 4401, Schweden 20,362, Norwegen 7667, Belgien 1576, Holland 2139, Italien 42,259, Spanien 75, Portugal 573, Dänemark 6021, Ungarn 17,623, Oesterreich 18,149, Böhmen 5210, China 5, Finnland 1336, Australien 4, Arabien 414, Griechenland 249 Personen. Es war also 1890 die Auswanderung aus Deutschland mit 54,870 Personen (in 8 Monaten) am stärksten; hierauf folgen die vereinigten Königreiche mit 53,115, Oesterreich-Ungarn (einschließlich eines Drittels der Polen) mit 46,000 und Italien mit 42,000 Personen.

Daß die Vereinigten Staaten auf die Einwanderung so großes Gewicht legen, braucht Niemand in Erstaunen zu setzen, denn Europa hat ja seit 1820 an Amerika nicht weniger als 16 Millionen abge-

geben, die größte Völkerwanderung, die jemals stattgefunden hat!

So vortrefflich die Einrichtungen der Barge office auch sein mögen, sie sind doch nur provisorischer Natur, denn wenn diese Zeilen zum Druck gelangen, dürfte kein einziges Emigrantenschiff mehr in New-York landen. Kurz vor meiner Rückreise nach Europa fuhr ich von der Barge office aus mit einem Regierungsdampfer nach der kleinen Insel hinüber, die einen Steinwurf weit von der Freiheitsstatue inmitten der weiten herrlichen Bai von New-York gelegen ist, und wo in Zukunft sämmtliche Emigranten landen sollen.*) Eben war man daran, zwischen den alten verlassenen Festungswerken und Pulvermagazinen einen mächtigen Holzbau zur Aufnahme der Einwanderer aufzuführen. Aber warum aus Holz? War das nicht feuergefährlich? Der Bauunternehmer, welcher mich auf der Insel umherführte, beruhigte mich darüber: „Sie sahen ja dort jene großen schwarzen Rollen Pappe; sie sind unverbrennbar, und mit solcher Pappe wird das ganze Gebäude überkleidet werden."

Auf dem Rückwege nach dem Dampfer riß ich ein Stück des „unverbrennbaren" Pappendeckels ab, um es zu prüfen. Ich konnte es als Fidibus zum Anzünden meiner Cigarre vortrefflich benützen — es brannte nicht viel schlechter als ein Streichholz.

---

*) Die Uebersiedlung der Einwanderungsbureaux nach der Insel erfolgte thatsächlich 1892.

II.

Zwei Theater im Ghetto von New-York.

Wie konnte das Haus Nr. 104 in der Bowery von New-York zu dem Namen Roumania Opera House gekommen sein?

Sind denn die Rumänen in New-York zahlreich genug, um ihr eigenes Operntheater zu besitzen? Freilich ist die New-Yorker Bowery eine der internationalsten und merkwürdigsten Straßen der neuen Welt, wo der Fremde allerhand ethnologische Curiosa antreffen wird, aber ein rumänisches Operntheater? Unter den zahlreichen Theateranzeigen der großen New-Yorker Tagesblätter hatte ich niemals von einem solchen gelesen — ein rumänisches Blatt giebt es seltsamer Weise in der sonst so vielsprachigen Metropole Nordamerikas auch nicht — die Sache interessirte mich also doppelt.

Eines Sonnabends Nachmittags durch die Bowery dem Hafen zuschreitend, sah ich vor dem Hause Nr. 104 zahlreiche Menschen versammelt, die Einlaß begehrten: nicht Menschen, wie man sie in der neuen Welt zu sehen gewöhnt ist, sondern wie sie wohl die Straßen von Lemberg, Brody, Warschau, Wilna, Brest-Litewski

bevölkern. Männer mit ausgesprochen orientalischen Gesichtszügen, langen krummen Nasen, dichtem schwarzen Kopfhaare, langen Bärten; manche trugen lange, schwarze fadenscheinige Talare und eigenthümliche russisch-polnische Mützen, unter denen an den Seiten lange Locken hervorquollen. Weiber mit hübschen orientalischen Gesichtern, umrahmt von flachgekämmtem, glänzendem Haar, bunte Tücher um die Schultern geworfen; zahlreiche Kinder, Knaben und Mädchen, die sich lärmend und schreiend zwischen den Erwachsenen umherdrängten, und in einem Kauderwälsch fremdartiger Sprachen, vielfach vermischt mit deutschen Wörtern, plapperten.

Auf großen Tafeln neben der Eingangspforte befanden sich Anzeigen, die ich leider nicht lesen konnte, denn sie waren in — hebräischen Lettern.

Ich frug einen der Umstehenden in englischer Sprache nach dem Inhalte dieser Anzeigen.

Er zuckte die Achseln, als verstünde er mich nicht. Ich wiederholte nun die Frage in deutscher Sprache. In einem Gemenge von Deutsch und Polnisch antwortete er mir nun, die Vorstellung im Roumania Opera House werde gleich beginnen, und die Leute warteten auf die Kassenröffnung.

Was denn gespielt würde?

„Sulamita“, eine sehr schöne Oper, komponirt von Herrn Goldfaden — eine lange Oper von fünf Akten und dauerte über vier Stunden. Die Goldstein, die berühmte Sängerin Goldstein würde die Sulamita und Herr Schöngold würde den Abscholom singen. Die Handlung sei sehr spannend, denn der Herr

Lateiner, der schon so viele Stücke verfaßt, hätte sie geschrieben.

Ob denn Jedermann die Oper besuchen könne?

Jeder der bezahlt. Die ersten Plätze kosten einen Dollar, die letzten 25 Cents.

Aus den genannten Namen wird der Leser schon ersehen haben, daß ich mich vor einem jüdischen Theater befand.

Ich bezahlte meinen Dollar und trat ein. Die Menge, welche allmählich alle Sitze in allen Räumen des Theaters füllte, sah mich verwundert an, denn ich war der einzige christliche Besucher, der einzige auch in moderner amerikanischer Kleidung. Die Anwesenden waren sämmtlich Israeliten der ärmeren Klassen, hauptsächlich aus dem großen Ghetto von New-York, das sich westlich von dem East River bis an die Bowery hinzieht und mehrere Dutzend Straßenviertel umfaßt. Zwischen 30 000 und 40 000 Israeliten, zumeist aus Polen, Rußland und Rumänien stammend, wohnen dort, eine Stadt für sich bildend, in ärmlichen Verhältnissen. Selten dringen sie aus diesem Ghetto in die amerikanischen Stadttheile, und so haben sich auch dort die lokalen Eigenthümlichkeiten der polnischen und rumänischen Städte, aus denen sie stammen, ziemlich rein erhalten, wenn das Wort „rein“ hier überhaupt angebracht ist: Lebensweise, Sitten, Handel und Wandel, ja die Kleidung sind dort ähnlich wie in unserem „Halb-Asien“ und dasselbe Gepräge zeigte auch das Opernhaus, in welchem ich mich befand.

Niemals habe ich in einem Theater größere Leb-

haftigkeit, größeren Lärm wahrgenommen; alle Anwesenden schwatzten und plauderten mit einander, aßen Früchte, Erdnüsse und Kuchen, die Kinder tummelten sich schreiend zwischen den Sitzbänken umher und bewarfen sich mit Papierballen. Eine erdrückende Atmosphäre herrschte in dem schlecht erleuchteten, überfüllten Saale.

Von den zahlreichen israelitischen Bewohnern New-Yorks, welche den besseren Ständen angehören, sah ich keinen einzigen, ja, wie ich später erfuhr, haben viele von ihnen von dem Vorhandensein dieses jüdischen Opernhauses keine Ahnung.

Der Theaterzettel, den ich am Eingange erhalten hatte, war ein großes Blatt, dessen vier Seiten vollständig mit Anzeigen in hebräischen Lettern bedeckt war. Nur die Ueberschrift „Roumania Opera House“ und die Rollenbesetzung war neben der hebräischen auch in englischer Schrift zu lesen. Wie merkwürdig erscheint dies in einem Lande, wo die englische Sprache fast allein herrschend ist, und noch dazu in der größten Stadt dieses Landes, in einer der verkehrreichsten Hauptstraßen! Ich hatte nur einige Schritte gethan, und war aus der neuen Welt in die alte, aus New-York nach Polen gerathen.

Die Klänge der Ouverture, welche nun von einem Orchester von etwa zwanzig Musikern gespielt wurde, vermochten das Geschrei und Geschwätz im ganzen Hause, das wohl an tausend Zuseher faßte, nicht zu unterbrechen. Erst als der Vorhang emporging, trat allmählich Stille ein.

Die Scene stellte eine Straße in Jerusalem dar und die ausgesprochenen orientalischen Gesichtszüge der Sänger und des recht zahlreichen Chors, die vortreff-lichen orientalischen Gewänder, in welche die Darsteller gehüllt waren, und die seltsamen Mollklänge der halb barbarischen Musik paßten in stimmungsvoller Weise zu einander.

Leider konnte ich den Gang der Handlung nicht verfolgen, denn die Sprache der Darsteller war ein jüdisch-deutscher Jargon, ein Gemenge von hebräischen, deutschen, polnischen und russischen Wörtern, die von den Sängern auch noch undeutlich ausgesprochen wurden. Dafür gewann die Handlung indessen an „couleur local“, wie man sie getreuer auf keinem ersten Theater der neuen Welt hätte finden können. Wer weiß, ob „Honnach“, ein Bürger aus Bethlehem (wie er auf dem Theaterzettel bezeichnet war), ob „Sulamita“, seine Tochter, ihr Anbeter Nathan, ein Hoher-priester u. s. w. nicht von direkten Nachkommen dieser historischen Persönlichkeiten dargestellt wurden?

Gebärden, Mienenspiel, Bewegungen und Trachten mochten bei den Darstellern dieser Persönlichkeiten genau dieselben sein, wie bei den letzteren selbst und die Musik war jene der Vorväter dieser Rasse, wie sie sich in den Synagogen Zeitalter hindurch erhalten hat und von den Rabbinern heute noch gesungen wird; manche Melodien wurden von den Machern der Oper orchestrirt und als Arien in die letztere aufgenommen, andere wurden für Märsche, Chöre oder orchestrale Interludien

umgeschrieben, aber sie sind für jenen, der den Orient bereist hat, leicht erkennbar.

Ist es da zu verwundern, wenn die bärtigen alten Hebräer im Publikum ernst und andächtig diesen Klängen lauschten, wenn in den Augen so mancher alten Dame Thränen erglänzten, als sie die Gesänge der früheren Heimath, die sie möglicherweise als Kinder verlassen hatten, wieder hörten?

Aber auch Gesang und Spiel waren dabei so ausgezeichnet, daß ich die ganzen fünf Akte zu Ende hörte und mit Interesse dem Wechsel der Szenen, welche bald Jerusalem, bald Bethlehem, bald die Landschaften Palästinas darstellten, folgte. Schaarenweise pilgern die Amerikaner zu den berühmten Passionsspielen im Oberammergau und doch haben sie in ihrem eigenen Lande, in diesem „Roumania Opera House“ eine Bühne, auf welcher biblische Ereignisse, freilich in kleinerem Rahmen, aber gewiß mit ebenso großem Ernste und mit viel größerer Wahrheit dargestellt werden, zur großen Freude der vielen Tausende von Hebräern, welche ihre polnische Heimathsstätte verlassen haben, um hier in der neuen Welt den gleichen Berufsarten wie dort zu folgen.

Bei jeder Vorstellung ist das Theater gefüllt und die Gesellschaft macht vorzügliche Geschäfte, bald mit Opern, bald mit Dramen, welche gewöhnlich Ereignisse aus der jüdischen Geschichte zum Gegenstand haben. Der Dramaturg dieses merkwürdigen Theaters ist Professor Horowitz-Halévy, und seine beliebtesten Stücke sind die Oper: „König Salomon“, das Drama: „Jehuda

und Israel" und ein Volksstück „Die Verschwörung von Tisza Eslar", dessen Gegenstand der Titel wohl jedem Leser noch erinnerlich sein dürfte.

Die hauptsächlichsten Mitglieder der Gesellschaft stammen aus Bukarest, von wo sie in früheren Jahren auch auf Gastvorstellungen nach ungarischen, rumänischen und polnischen Städten reisten. Gelegentlich eines Gastspiels in Jassy erhielten sie von einem zufällig anwesenden amerikanischen Unternehmer eine Einladung nach New-York, und sie befinden sich hier so wohl, daß sie kaum wieder nach ihrer Heimath zurückkehren dürften.

Die beliebtesten Darsteller der Truppe sind Sigmund Feinmann und Israel Weinblatt; dann Miß Ernestine Funkelstein, Miß Pauline Edelstein und Madame Feuerstein — ein mineralogisches Kleeblatt.

Die Matinee im Roumania Opera House hatte mich so interessirt, daß ich beschloß, an einem der folgenden Abende auch das zweite Judentheater zu besuchen. Nicht weit von dem ersten in dem belebtesten und am dichtesten bevölkerten Theile der Bowery erhebt sich zwischen anderen Theatern, Schaubuden, Curiositäten-Läden und Bierkneipen ein schmaler zweistöckiger Bau, kaum von den umstehenden Wohnhäusern verschieden, nur daß über der engen und niedrigen Eingangspforte die Worte „Oriental Theatre" stehen. Auch hier waren die Eintrittspreise die gleichen wie im rumänischen Theater und der Theaterzettel war ebenfalls in hebräischer Schrift gedruckt, welche ein großer Theil der

jüdischen Bewohner jener Gegend besser zu lesen verstehen, als die englische oder deutsche.

Das Theater ist etwas kleiner als das rumänische; ein langgestreckter schmaler Raum, wie er eben durch die Umwandlung eines gewöhnlichen Wohnhauses nicht anders gewonnen werden konnte. Auch hier werden abwechselnd Dramen und Opern gegeben, durchweg jüdischen Inhalts, und die einzigen klassischen Stücke des gegenwärtigen Repertoirs sind Gutzkow's „Uriel Acosta" und Halévy's „Jüdin".

Der Dramaturg des Oriental-Theaters ist Herr Josef Lateiner, der Molière und Shakespeare des Ghetto von New-York, ein sehr talentvoller „Adapteur", der, wie man mir sagte, nur in dem Redakteur der „New-Yorker Jüdischen Zeitung", Herrn Goldfaden, einen ebenbürtigen Nebenbuhler besitzt.

Die beliebtesten Repertoirstücke der letzten Zeit waren „Esther und Haman", „Der Rechtsspruch König Salomons", „Das Kind von Israel", „Das Mündel von Sir Moses Montefiore", endlich „Joseph und seine Brüder".

Diese Oper stand heute auf dem Theaterzettel und das in allen Theilen dicht gedrängte Haus sprach für ihre Popularität.

Wie im rumänischen Opernhause mochte ich auch hier der einzige Germane und der einzige Christ sein. Im ersten Akte stellte die Bühne eine orientalische Landschaft dar, mit Bananen und Palmen, zwischen denen Joseph's Brüder eben im Begriffe waren, einen bengalischen Tiger zu erschlagen. Der kleine Joseph,

welcher nun auf die Bühne trat, wurde von seinen baumlangen, überkräftigen Brüdern nicht viel besser behandelt, denn sie rissen ihm seine prächtigen seidenen Kleider vom Leibe, schmähten ihn und warfen ihn in eine Grube.

Die Aegypter, welche nun kamen, um Joseph zu kaufen, wurden in charakteristischer Weise durch Mädchen dargestellt, um ihre Schwäche und Verweichlichung zu zeigen.

Der zweite Akt zeigte das Haus Jakob's mit diesem ehrwürdigen Stammvater der Juden auf einer Art Thron, umgeben von seinen hübschen Töchtern. Seine eintretenden Söhne beugten die Kniee vor ihm und begrüßten ihn mit einem „Wie geht es Euch, mein Vater?“

Jakob erfährt nun, daß sein jüngster Sohn in Verlust gerathen sei, und ruft schmerzlich aus: „Wehe, wehe, wo ist mein lieber Sohn Joseph? Sucht mein Kind, — oh, sucht mein Kind!“ —

Die nächste Szene zeigt die hübsche Sängerin Fräulein Silbermann, als Zlicha, Potiphar's Weib, in dem berückendsten Negligé auf einem orientalischen Divan hingegossen und im eifrigsten Flüstern mit dem keuschen Joseph. — Als er sie endlich verlassen wollte, hauchte sie ein so verführerisches: Oh, oh, Joseph! hin, daß er sich umwandte und sie frug: „Was ist's, Madame? — „Oh, oh, Joseph!“ war abermals ihre Antwort und dabei war sie so berückend, so hinreißend schön und so freigebig mit ihren Reizen, daß Joseph ihr zurief: „Schämen Sie sich, Madame, ich bin nur Ihr

Sklave und Sie sind meines Herrn Weib! Aber Frau Potiphar hatte sich's in den Kopf gesetzt, Joseph zu bethören, und so flüsterte sie ihm, unbekümmert um seinen Widerstand, Liebesworte zu, fiel auf ihre Kniee vor ihm und klammerte sich an sein Gewand.

Nach allen Gesetzen der Menschlichkeit hätte nun Joseph seinen Widerstand aufgeben und ihr ein: „Ich liebe Sie, Madame, ich bin der Ihrige“ begeistert zurufen müssen. — Allein das wäre gegen die Bibel gewesen, und um den unnatürlichen Widerstand des keuschen Jünglings begreiflich zu machen, verfiel der Verfasser des Stücks an dieser bedenklichen Stelle auf den glücklichen Gedanken, das Bild des greisen Jakob wie ein Phantom im Hintergrunde warnend erscheinen zu lassen. Sobald Joseph dasselbe erblickte, floh er, den Mantel in Madame Potiphar's Händen zurücklassend.

Während des Zwischenaktes meinte mein Nachbar, ein alter langbärtiger Hebräer, auf meine Frage, daß die zahlreichen orthodoxen Juden New-Yorks diesen Darstellungen biblischer Ereignisse auf den Bühnen feindlich gegenüberstünden — nur diejenigen Generationen und jene Hebräer, welche durch Reisen und langjährigen Aufenthalt unter Andersgläubigen ihre orthodoxen Anschauungen theilweise eingebüßt hätten, besuchen die Theater.

Es scheinen ihrer sehr viele zu sein, denn die Theater sind, wie bemerkt, an jedem Abende dicht besetzt.

Aber auch die Synagogen sind es, und ihrer giebt es in dem Ghetto New-Yorks nicht nur zwei, sondern über ein Dutzend.

III.

Ein Kapitel über Austern.

Wohl wenige Austernliebhaber haben eine Ahnung, wie viele Millionen dieser köstlichen Muschelthiere jährlich ihren Weg in die Kehlen unserer Gourmands finden. Was kümmert sie's im Grunde genommen auch? Da liegen sie vor ihnen auf dem Teller, ein Dutzend an der Zahl, schön im Kreise geordnet. Ein Dutzend fette, mollige Austern in ihren schneeweißen Schalen eingebettet, so appetitlich, wie Venus in den Rosen. Zitronenschnitte, rother Pfeffer und „toasted bread" sind daneben. Wie erfrischend sind sie am Morgen etwa vor dem Dejeuner, oder gar erst Nachts nach einem Balle, verzehrt in Gesellschaft schöner Damen! Wie gleiten sie, von Champagner genetzt, so nett zwischen die Lippen hindurch! Ein Dutzend nach dem andern verschwindet hinter den weißen Cravatten, hinter kostbaren Colliers, ohne daß man es merkt. „Natives" oder „Whitstables", oder „huîtres d'Ostende" sind sie bezeichnet und kosten je nach Umständen 2 bis 4 Mark, eine theuere Geschichte. Aber die Damen essen sie so gerne! Wie geschickt und zart sie das arme geduldige

Thierchen von der Schale heben, wie sie den Saft aus der Muschel schlürfen! Im Handumdrehen wird den schmackhaften Mollusken das Lebenslicht ausgeblasen. Im Buffet fällt der Hammer schwer auf die Schalenkanten und schlägt sie mit ein, zwei Schlägen ab, ein harter, dicker Stahl wird zwischen die Schalen gesteckt, und obschon die Auster ihre Wohnung vertheidigt und sie fest zusammenhält, werden die Schalenhälften aufgerissen; ein grausames Messer fährt nun unter die Thiere und durchschneidet die Verbindung mit der unteren Schale; damit ist das Massacre vollbracht, und binnen wenigen Minuten sind sie vom Schauplatze ihres Daseins verschwunden. Sie finden das schönste Grab, das ein so kleines Thier sich überhaupt erträumen kann — sie verschwinden zwischen den Rosenlippen schöner Frauen. Ob doch nur eine der Letzteren je über die Naturgeschichte der Auster nachdenkt? wie sie leben und lieben, wie sie gefangen, verpackt und versandt werden? Was für ein weiter Weg liegt zwischen ihrem Geburtslande und dem Orte, wo sie die ewige Ruhe finden! In den Tiefen des atlantischen Ozeans, an den Küsten der neuen Welt ist ihre Heimath, dort wurden sie geboren und verbrachten die ersten zwei, drei, vier Jahre ihrer Jugend, und nun bildet ein weißer, kalter Teller ihren Sarkophag in irgend einem vornehmen Restaurant Europas. Wenn hier auch die Austern als „Natives“ und „Ostender“ oder „Cancales“ bezeichnet sind, so ist damit noch nicht gesagt, daß ihre Wiege wirklich dort gestanden hat. Dieser französische, belgische oder englische Stammbaum wird ihnen häufig

genug aufoktroyirt, denn nicht weniger als hunderttausend Fässer mit je 1000 bis 1500 Austern werden jährlich von Amerika nach Europa gesandt, weit über 120 Millionen dieser köstlichen Thiere werden also jährlich von uns Europäern aus der neuen Welt bezogen, und nicht genug damit. Die Engländer besetzen manche ihrer längst erschöpften Austerbänke mit amerikanischen Austern, so daß auch ein großer Theil der wirklich aus England zu uns kommenden Austern aus dem Lande des Sternenbanners stammt. Während die Auster in Europa ihres hohen Preises wegen nur den wohlhabenderen Ständen zugänglich ist und leider selten genug auf dem Soupertisch prangt, ist sie in Amerika eine der gebräuchlichsten Speisen und wird in allen erdenklichen Arten, roh, gekocht, gebraten, gedünstet, geröstet u. s. w. gegessen. In den Monaten ohne „r" läßt man die Austerbänke in Ruhe, es ist dann also gewissermaßen die Schonzeit, aber mit dem ersten Tage des ersten r-Monats September beginnt die Jagd, und bevor der letzte Tag des April vergangen ist, haben etwa fünftausend Millionen Austern ihren Weg auf die Speisetische der stets hungrigen Menschheit gefunden!

Hat man diese Zahl wohl gelesen? Fünftausend Millionen Austern in jedem Jahre, und das nur aus amerikanischen Gewässern allein! Obschon es in Kalifornien, in Oregon und in Louisiana massenhaft vorzügliche Austern giebt, so sind doch die wichtigsten Austernbänke jene, welche das größte Contingent für den jährlichen Verbrauch liefern, an den Küsten der Staaten New-York, Neu-Jersey, Maryland und Virginia.

Als ich einmal von Norfolk im Staate Virginia durch das etwa 1600 Quadratkilometer große Estuarium des Delawarestromes nach Baltimore fuhr, sah ich die weite schmutzig-gelbe Wasserfläche mit Hunderten von Schoonern, Barken und kleinen Segelbooten bedeckt, die ich anfänglich für Fischerboote hielt, aber die Mitpassagiere meines Dampfers klärten mich bald über die Bestimmung dieser gewaltigen Flotte auf. Nicht weniger als 700 Dredgers, das heißt Baggerschiffe von fünfzig bis achtzig Tonnen Gehalt, 600 Scrapers, das heißt kleinere Schiffe, und 600 Segelboote sind in der Delaware-Bai allein ausschließlich mit Austernfang beschäftigt mit einer Bemannung von zusammen 27,000 Fischern! Auf den großen Baggerschiffen werden die Austern vom seichten Seegrunde einfach heraufgebaggert, gerade so wie Sand oder Schlamm. Die Maschinen werden entweder mit Dampf getrieben oder eine Arbeiterbrigade dreht ohne Unterlaß an den Winden und zieht die schweren, mit Austern gefüllten Körbe aus dem Wasser. Die auf's Deck fallenden Austern werden dann dem „Culling“ unterworfen, das heißt gesondert. Die mitheraufgebaggerten leeren Schalen, Steine und Schmutz werden in die See zurückgeworfen und die Austern in Körbe oder Fässer gepackt. In langen Reihen liegen diese Boote tagsüber in der Bucht, und sind sie gefüllt, so werden die Segel gehißt und die Ladungen nach Baltimore oder New-York gebracht. Die Mannschaft auf jedem Baggerschiff besteht aus einem Kapitän und sieben Mann, die nebst freier Kost und Koje monatlich einen Lohn von 12 bis 15 Dollars erhalten, wahr-

haftig nicht viel für das gefahrvolle, beschwerliche Leben zur See während der kalten stürmischen Wintermonate! Näher den Küsten und in den zahlreichen Buchten oder wie sie in Amerika heißen, den „Inlets", sah ich Hunderte von Kanoes mit je zwei bis drei Mann, die emsig mit „tonging", das heißt dem Sammeln der Austern mittelst eiserner zangenartiger Werkzeuge beschäftigt waren. In ihrer Nähe lagen größere Schooner vor Anker, die auf der Mastspitze eine Flagge oder einen leeren Austernkorb aufgehißt hatten. Manche dieser Schooner waren von einem Dutzend und mehr Kanoes (sprich Kanuhs) umringt, die ihre Ladung dem Schooner abgaben. Diese vor Anker liegenden Schiffe sind sogenannte „Runners" (Läufer). Haben die Fischer ihre Kanoes mit Austern beladen, so spähen sie nach den Runners, deren aufgehißter Korb als Signal dient, daß sie Austern kaufen wollen. Der Handel ist bald geschlossen, die „tongers" laden ihren Fang auf den Runner, erhalten ihre Zahlung und kehren wieder auf die Austernbänke zurück, um sich eine neue Ladung zu holen. Die „Runners" kaufen so viele Kanoeladungen, bis sie gefüllt sind, dann lichten sie den Anker und segeln nach New-York oder anderen Hafenstädten, wo sie ihre Austernladung an die Großhändler verkaufen, und wieder in die Delaware-Bai zurückkehren. Derartige „Runners" giebt es an 2000.

An der Westküste der Bai, also in virginischen Gewässern, ist das Baggern der Austern verboten und der Austernfang wird fast ausschließlich durch „tongers" besorgt, deren es hier etwa 10,000, größtentheils Neger,

giebt. In der ganzen Chesapeake-Bai werden jährlich circa 18 Mill. Bushel, das heißt über 3600 Mill. Austern gefischt, und man kann daraus allein die ungeheure Ausdehnung der Austernbänke ermessen, ja, ich gehe nicht zu weit, wenn ich sage, die ganze Bai ist nichts als eine große Austernbank.

Von diesen colossalen Quantitäten Austern werden etwa fünf Millionen Bushel durch „Runner" und eine ganze Flotte New-Yorker Transportschiffe nach New-York gebracht, vier Millionen Bushel werden in den Küstenstaaten der Chesapeake-Bai verbraucht und neun Millionen werden in Baltimore und anderen Orten zur Verschiffung nach dem Inlande oder nach Europa verpackt.

Dieses Austern-„packing" ist ein eigener Industriezweig, der in Maryland und Virginien allein wieder ein Heer von elftausend Arbeitern beschäftigt. Norfolk, der Haupthafen Virginiens, ist einer der wichtigsten Verpackungsorte für Austern, aber die Metropole dieses Industriezweiges, wie überhaupt des Austernhandels in den Vereinigten Staaten, ist Baltimore, die schöne Hauptstadt Marylands. Vor fünfzig Jahren hätte sich gewiß noch kein Baltimorer träumen lassen, welche Wichtigkeit die Chesapeake-Bai für seine Vaterstadt erlangen und welchen Reichthum sie der letzteren geben sollte! Damals wurde es als ein staunenswerthes, kühnes Unternehmen angesehen, als ein Austernhändler Namens Maltby die austernbedürftigen Städte im trockenen Inlande, wie Pittsburg, Wheeling u. s. w. mit frischen Austern dadurch versorgte, daß er in jener

eisenbahnlosen Zeit täglich einen Wagen voll der wohlschmeckenden Thierchen dahin absandte. Heute werden von Baltimore allein täglich mehrere Eisenbahnzüge mit frischen Austern nach dem Westen gesandt! Um sie frisch zu erhalten, werden sie in Fässer gepackt, in deren Mitte ein großes Stück Eis gelegt wird. Auf diese Weise können sie ohne Gefahr nach Kalifornien und Oregon transportirt werden. Ich aß frische Baltimorer Austern „auf halber Schale“ in El Paso, Texas, ebenso wie in Helena, Montana, Städte, die vier bis fünf Tagereisen per Eisenbahn von Baltimore entfernt sind; dennoch waren die Austern so frisch, als wären sie eben aus dem Rio Grande oder dem Missouri und nicht eine Woche vorher aus der Chesapeake-Bai gefischt worden.

Aber so groß die Massen Austern auch sind, die frisch nach aller Welt verschickt werden, viel mehr davon werden „canned“, d. h. in hermetisch schließende Blechbüchsen verpackt, ganz so wie Gemüse, und in dieser Verpackung halten sie sich mehrere Jahre. Baltimore enthält mehrere große Etablissements, in welchen die Austern ihr Muschelgehäuse mit der Blechbüchse vertauschen müssen, und da ich schon gelegentlich der Fahrt durch die nicht nur an Austern, sondern auch an Wildenten reiche Chesapeake-Bai auf die Muschelthiere aufmerksam geworden war, so besuchte ich eines der „Oyster packing Houses“ in der „Stadt der Monumente“. Die Austern werden hier direct aus den Schiffsbäuchen in große, viereckige, offene Kästen geschüttet, die auf kleinen Eisenbahnwaggons ruhen. Sind die Kästen gefüllt, so

werden sie auf Schienen nach einem Steaming Room (Dampfkammer) gerollt. Dort bleiben sie etwa zehn Minuten der Einwirkung des heißen Wasserdampfes ausgesetzt. Dann gelangen die Kästen in das sogenannte „Shucking Room“. Etwa ein Dutzend Mädchen nehmen die Kästen hier in Empfang, stellen sich rings um dieselben und eine Auster nach der anderen zur Hand nehmend, reißen sie die Schalen auf, nehmen mit einem geschickten Griffe das Thier heraus und werfen es in bereitstehende Kübel. Eine andere Mädchenbrigade nimmt die Austern der Reihe nach aus den letzteren heraus und verpackt sie in Blechbüchsen verschiedener Größe. Nun werden diese Büchsen äußerst sorgfältig luftdicht vernietet, denn von dem guten Verschluß hängt die Güte der verpackten Austern ab. Zum Schlusse werden die fertigen Büchsen noch einem kurzen Bade in siedendem Wasser ausgesetzt, dann in kaltem Wasser abgekühlt und endlich in Kisten verpackt, in welchen sie ihren Weg über die ganze Erde finden. Etwa fünfhundert Millionen Austern werden jährlich in Baltimore allein in der geschilderten Weise präparirt, was einer Arbeiterzahl von etwa 8000 Seelen Beschäftigung giebt.

Noch auffälliger ist die große Wichtigkeit der Austern-Industrie in einem kleinen Städtchen Marylands, Crisfield, nahe der Südspitze der Delaware-Halbinsel gelegen. Ich besuchte sie gelegentlich meiner Fahrt durch die berühmten Pfirsich-Plantagen dieser Halbinsel. Viele Quadratmeilen sind hier mit Pfirsichbäumen bepflanzt, und die Ernte ist mitunter so groß, daß man für die Pfirsiche keine bessere Verwendung

findet, als sie zur Fütterung der Austern in die Chesapeake-Bai zu schütten! Ganze Schiffsladungen werden jährlich so geopfert. Crisfield lebt ausschließlich von Austern; nicht nur, daß sie das wichtigste Nahrungsmittel der Einwohner bilden, das Fischen, Verpacken und Präserviren der Austern bilden den einzigen Erwerbszweig. Ja, in der Umgebung der Stadt, besonders in den Ortschaften an der Südspitze der Halbinsel, werden Austern als Bezahlung statt baarer Münze angenommen, und man erzählte mir, der Herausgeber eines dortigen Wochenblattes zähle unter seinen Abonnenten etwa fünfzig, welche ihren Jahresbeitrag in Austern entrichten — ein Umstand, der den P. T. Redactionsmitgliedern europäischer Blätter gewiß auch nicht unangenehm wäre. Ganz Crisfield steht auf Bänken von Austerschalen. Früher waren die Häuser auf Pfählen in die Bai hineingebaut worden, um das Aus- und Einladen aus den Schiffen direct bewerkstelligen zu können, sowie um das kostspielige Wegführen der schweren Austernschalen zu vermeiden. Man ließ sie einfach in's Wasser fallen. Dort sammelten sie sich in kurzer Zeit derart an, daß sie bald über dem Wasserspiegel hervorkamen und rings um die Pilotenhäuser Festland entstand.

In Charleston sah ich die herrliche Batterie, den schönsten am Meere gelegenen Stadttheil, sowie den sogenannten „**Shell Road**“ (Muschelweg), ausschließlich aus Austernschalen aufgeführt und gepflastert; in New-Orleans fuhr ich den mehrere Kilometer langen Dammweg zum Pont-Chartrain-See nur auf Austernschalen. —

Die ganze Austern-Industrie beschränkt sich, wie erwähnt, auf die Monate mit „r". Ende April ist alles zu Ende. Dennoch werden noch später große Quantitäten Austern aus der Chesapeake-Bai gefischt, aber diese werden durch „Runners" oder Dampfer nach den Hafenstädten im Long-Island-Sund östlich der Stadt New-York gebracht und von dort in den zahlreichen Austernparks längs der Sundküsten vertheilt, wo sie gemästet werden.

Austern mästen? Gewiß. Nicht wie die Straßburger Gänse oder unsere lieblichen Rüsselthiere, aber gemästet werden sie doch nach ihrer Art. Man kann sich leicht vorstellen, daß bei dem ungeheuren Austernbedarf selbst die großartigen Bänke der amerikanischen Küsten erschöpft werden müßten, denn die Austern sind sehr conservative Geschöpfe und die geschäftige Eile, das Hasten und Jagen der Yankees scheint ihnen durchaus nicht einzuleuchten. Sie nehmen sich Zeit. Sie brauchen zwei, drei Jahre, um aus ihren Kinderschuhen herauszukommen, und auch dann noch sind sie recht zart und mager. Ueberdies macht ihnen das liebe tägliche Brod nicht geringe Sorge. Sie liegen in großen Austernstädten auf dem Meeresgrunde, wahre Austern-Londons mit mehreren hundert Millionen Einwohnern, wo es eine so junge, unerfahrene Auster zu nichts bringen kann. Die Lebensmittel sind spärlich und die Alten schnappen ihnen die besten Bissen — Alles vegetabilische Substanzen — vom Munde weg. Wie der Fuchs zum Häschen, kommt nun der Fischcommissär der Vereinigten Staaten zur jungen Auster und sagt ihr:

„Komm' mit mir, ich werde Dich nach einem Paradies von Milch und Honig führen." So lassen sich die jungen Austern fangen, auf große Austern-Auswanderungsschiffe packen und nach dem Long-Island-Sund transportiren. Dort giebt es längs der Küste hinter den hohen, windigen Sanddünen ausgedehnte seichte Salzwassersümpfe mit reicher Vegetation. Diese Sümpfe gehören dem Staate und werden den sogenannten Austernfarmern der Morgen für zwei bis fünf Dollars jährlichen Miethzins vermiethet.*) Die Mehrzahl der genau abgegrenzten Austernfarmen umfassen drei Morgen und bestehen, wie gesagt, aus nichts anderem als Salzwassersümpfen. Die Farmer kaufen nun im Frühjahr die jungen Austern aus der Chesapeake-Bai oder von den großen Austernbänken in der Nähe New-Yorks und Neu-Jerseys für etwa vierzig Cents per Bushel und säen sie ziemlich dicht aneinander, das heißt werfen sie einfach in die Sümpfe, dort bleiben sie den Sommer über liegen und fressen wie im Schlaraffenland. Aber das Unglück reitet schnell. Kaum ist der erste Herbstfrost eingetreten, so kommt der Austernfarmer und kapert die Thierchen, die mittlerweile dick und fett geworden sind, wieder herauf und verkauft sie das Bushel zu neunzig Cents bis zu einem Dollar an die Austernhändler. Ein Bushel enthält fünfzehn bis zwanzig Dutzend Austern und man kann daraus entnehmen, welch' riesige Verdienste die Zwischenhändler machen.

*) Die größten derartigen Austernparks sind in Fairhaven, die zusammen eine Viertelmillion Bushel Austern-Saat bedürfen.

Jeder Morgen Sumpf der Austernfarmen enthält etwa 300 bis 400 Bushel Austern. Die jungen noch nicht ausgewachsenen Thiere werden in's Wasser zurückgeworfen und genießen noch ein, zwei Jährchen länger ihr Dasein. Bevor die Auster auf den Markt in New-York gebracht wird, muß sie noch gebadet werden, denn direct von den Farmen kommend, ist sie viel zu salzig. Die einzelnen Bootladungen werden deshalb gewöhnlich zuerst in einen Süßwasserbach oder Fluß in der Nähe geschüttet und einen Tag dort gelassen. Dann erst sind sie gaumenreif.

Bei meinem ersten Gang längs der großen meilenlangen Schiffswerften von New-York am Hudson wie am North River fielen mir lange Reihen elender einstöckiger Häuser oder vielmehr Bretterbuden auf, die jedes für sich, auf einem im Wasser schwimmenden, an den Quai verankerten Flachboote gebaut waren. Das sind die Austernhäuser, die Comptoirs und gleichzeitig Magazine der zu Schiff eintreffenden Austern. Die Schiffe liegen draußen im Strome, hinter den Häusern zu Hunderten dicht aneinander, und ihre kleinen Masten ragen über sie hinweg, wie ein Wald von Stangen auf Hopfenfeldern. In Flotten zu zwanzig, dreißig und mehr kommen sie täglich die Bai von New-York herauf zu den Austerndocks gefahren. Der Vorrath muß ja fortwährend ergänzt werden, denn New-York allein verzehrt täglich an 6000 Fässer, also über 5 Millionen Austern, und die Riesenstadt am Hudson zählt nicht weniger als 6000 „Oyster Saloons“ (Austern-Restaurants), die allein täglich für 30,000

Dollars Austern kaufen! Manche New-Yorker Hôtels beziehen monatlich für 6000 bis 7000 Dollars Austern Aber, wie gesagt, nicht nur New-York und Amerika, auch Europa bezieht massenhaft die köstlichen Muschelthiere von den natürlichen Austernbänken der westatlantischen Seeküsten, denn jene Europas können dem Bedarf lange nicht genügen. So consumirt beispielsweise Paris allein jährlich 100 bis 150 Millionen, London an 500 Millionen Austern, und die Einfuhr derselben nach Deutschland erreicht einen Werth von 10 Millionen Francs im Jahre.

IV.

Das „Weiße Haus“ und seine Bewohner.

Das weitberühmte „Weiße Haus“ in Washington, in welches im Jahre 1893 wieder ein neuer Präsident seinen Einzug gehalten hat, gleicht seinem Aussehen nach viel eher der Residenz eines reichen Zucker- oder Baumwollpflanzers im amerikanischen Süden, als dem Palaste des Regierers der Vereinigten Staaten mit ihren dreiundsechzig Millionen Menschen. Nach vielen Tausenden zählen die Bürger der großen Republik, welche größere, prächtigere Wohnhäuser ihr eigen nennen, und selbst in Washington giebt es so manche; für den puritanischen Geist der alten Republikaner freilich ist auch dieses einfache „Palais“ noch viel zu großartig, und wäre es nicht schon vorhanden gewesen, man hätte ein noch viel einfacheres Haus dem Präsidenten der Vereinigten Staaten gewidmet. Schön ist daran nur der große, mit prächtigen Bäumen besetzte, wohlgepflegte Garten, der nach der Stadtseite zu in den ebenso schönen Jackson Square, einen großen, mit vornehmen Residenzen, Clubs und Regierungsgebäuden umgebenen Park übergeht. Nach der entgegengesetzten Seite senkt

sich der Presidential Garden gegen die sumpfigen Niederungen des breiten seichten Potomacflusses, und dort steht auf einem kahlen Hügel der gewaltige Steinobelisk, welchen das amerikanische Volk seinem ersten und größten Präsidenten, Washington, gewidmet hat. Die blendend weißen, glatten Mauern dieses Monumentes erheben sich auf fünfhundertzwanzig Fuß Höhe, das höchste steinerne Bauwerk der Welt. Man müßte von den egyptischen Obelisken, wie sie Paris, Rom, London besitzen, mindestens sechs bis acht aufeinander stellen, um diese enorme Höhe zu erreichen. Man müßte aber ebenso viele Präsidenten der Vereinigten Staaten zusammennehmen, um einen zweiten Georg Washington zu bilden. Wie sie heute sind, kommen und gehen diese Präsidenten in Zeiträumen von je vier Jahren, ohne daß die Welt dadurch aus den Angeln gehoben wird, und das „Weiße Haus“ ist einfach das Hotel der Präsidenten.

Die anderen Republiken der Neuen Welt haben diese Einrichtung nachgeahmt; wie in Washington das „Weiße Haus“, so giebt es in Caracas das „Gelbe Haus“, in Bogota das „Graue Haus“, in anderen Hauptstädten das „Grüne“ oder „Blaue Haus“, nur daß dort die jeweilige Amtszeit der Präsidenten nur zwei Jahre beträgt.

Ist der neue Präsident gewählt, so läßt der alte seine Kisten und Koffer packen und gewöhnlich verläßt er das „Weiße Haus“ mit Freuden, denn so ehrenvoll es auch sein mag, vier Jahre an der Spitze einer so großen Nation, wie die nordamerikanische, zu stehen,

die Stellung bringt eine solche Fülle von Sorgen, Entbehrungen und Widerwärtigkeiten mit sich, daß kaum irgendwo das alte Sprichwort: „Je mehr Ehr', je mehr Beschwer'" krasser zur Geltung kommen dürfte, denn hier. Wäre bei all den umfangreichen dienstlichen und gesellschaftlichen Pflichten, dem aufregenden politischen Leben wenigstens die häusliche Bequemlichkeit eine entsprechende! Aber das „White House" bietet das gerade Gegentheil davon, unbequem, zugig, verbaut, ganz wie die Pariser Tuilerien, welche Graf Moltke so drastisch beschrieben hat. Den Empfangsräumen des unteren Stockwerkes fehlt es nicht an Eleganz und fast könnte man sagen an Pracht, wenigstens an jener Pracht, wie man sie in den kleineren deutschen Fürstenresidenzen zu sehen gewohnt ist. Desto unbehaglicher sind die Wohnräume des oberen Stockwerkes, eingeengt durch die Bureaux, die Ministerzimmer und das Arbeitscabinet des Präsidenten mit seinem großen, die Mitte des Raumes einnehmenden Tisch und daneben gerade hinreichend Raum, um ein paar Besuchern Stühle anbieten zu können. Im Winter sind diese Gemächer nur schlecht heizbar, im Sommer brennt die südliche Sonne mit drückender Hitze auf das nach allen Seiten freistehende Gebäude herab, und ist sie untergegangen, so entsteigen den sumpfigen Niederungen an beiden Seiten des Potomac schlimme fieberbringende Miasmen, denen sich die Präsidenten durch gänzliches Verlassen der Hauptstadt während der Sommermonate entziehen. Kein Gebäude Washingtons ist in dieser Hinsicht so ungünstig gelegen wie „White House". Zu all diesen

Unannehmlichkeiten kommt noch die innere Einrichtung der Gemächer. Die alten steifen Möbel aus früherer Zeit wurden allerdings theilweise durch neue ersetzt, aber entsprechen sie auch dem Geschmacke des einen Präsidenten, so passen sie dafür wieder seinem Nachfolger nicht. Würden die Präsidenten im „White House“ ebenso häufig wechseln, wie etwa die Gäste in einem Hotel, so würden sie sich wohl leicht in diese Unbequemlichkeiten fügen. Aber vier Jahre lang in einem Schlafzimmer nach vorne hinaus zu schlafen, wenn man es lieber nach hinten hinaus hätte, paßt nicht Jedem. So wird denn fortwährend mit der Einrichtung und der Eintheilung der Räume gewechselt, alles auf Kosten des reichen Onkel Sam.

In früheren Zeiten war die ganze Haushaltung der Präsidenten viel einfacher. Sie konnten mit ihrem kärglich bemessenen Gehalt kaum auskommen, denn sie hatten neben ihren persönlichen Bedürfnissen auch noch die Kosten für Secretäre, Dienerschaft, Festlichkeiten u. s. w. zu bestreiten. Dafür war auch das Wesen der Präsidentschaft den republikanischen Einrichtungen des Landes viel entsprechender. Allmählich entwickelte sich aber auch im „White House“ größere Eleganz, Luxus, ja geradezu eine Art Hofstaat, der etwa jenem unserer kleineren deutschen Fürsten entspricht, ja jenem des französischen Präsidenten im Elysée nahekommt. Freilich wuchs mit dem enormen Wachsthum der Bevölkerung auch die Arbeitslast und die Verantwortlichkeit, allein das entschuldigte das höfische Ceremoniell nicht, das sich allmählich im „White House“ eingeschlichen hat. Es hätte

wohl genügt, dem Präsidenten die erforderliche Anzahl Secretäre zur Seite zu stellen, wie ja heute thatsächlich deren sieben damit beschäftigt sind, die Last der laufenden Arbeiten zu bewältigen. Zuweilen sind die Beamten des Secretariats bis tief in die Nacht hinein beschäftigt, um überhaupt nur die einlaufenden Briefe zu lesen, zu ordnen und den einzelnen „Departements" — so heißen in Amerika die Ministerien — zuzuweisen. Man macht sich kaum eine Vorstellung von der ungeheuren Zahl von Briefen, welche täglich für den Präsidenten eintreffen. Ganze Säcke voll werden in den Bureaux abgegeben und es ist wohl begreiflich, daß der Präsident nicht daran denken kann, sie zu lesen; nur wenige Procente der Einläufe kommen ihm überhaupt zu Gesicht. Die große Masse wird von den Secretären bewältigt, und nur Briefe von persönlichen Freunden, von auswärtigen Souveränen oder Ministerien werden ihm unterbreitet.

Nun ist der Präsident aber nicht nur der erste Beamte und Repräsentant dieser Nation von 63 Millionen Seelen, sondern gleichzeitig auch der erste Mann seiner politischen Partei, welche ihn gewählt und auf diesen Posten gestellt hat. Ganz unwillkürlich bleibt er Parteimann, der mit seinen politischen Glaubensgenossen die Fühlung behalten muß. In vielen Staaten schwankt das Zünglein sehr lebhaft zwischen der republikanischen und demokratischen Partei hin und her, der Präsident muß sich darin durch die Zeitungen auf dem Laufenden erhalten. Aber da er unmöglich die 200 Zeitungen lesen kann, die täglich im „White House" eintreffen,

so besorgt dies ein eigener „Reader“ (Leser), welcher die seinem Ermessen nach den Präsidenten interessirenden Aufsätze ausschneidet, in ein eigenes Buch, dem Gegenstand entsprechend, einklebt und täglich vorlegt. Die größte Plage des Präsidenten sind jedoch die Stellensucher, jene nach Hunderttausenden zählende Armee von Hungerleidern, welche irgend einen mehr oder minder fetten Dienstposten zu erhaschen suchen. Es ist ja bekannt, daß das ganze ungeheure Beamtenpersonal der Vereinigten Staaten, sowie das Gesandtschafts- und Consulatscorps mit jedem neuen Präsidenten ebenfalls wechselt. Die Besetzung dieser in die Hunderttausend reichenden Stellen obliegt nun dem Präsidenten; und muß es schon hinreichend Kopfzerbrechen kosten, den richtigen Mann für einen einzigen Minister- oder Gesandtschaftsposten zu finden, so ist dies doch nur verschwindend gegenüber der ungeheuren Masse anderer Stellen. Dabei sind ja auch zahlreiche andere Umstände zu berücksichtigen. Jeder Staat wünscht eine entsprechende Anzahl seiner Bürger auf solchen Posten, jeder einflußreiche Parteimann, der redlich für die Wahl des Präsidenten gewirkt hat, schlägt seine Schützlinge vor, die nicht recht zu umgehen sind; jeder Senator, jeder Abgeordnete hat seine Freunde, die er nach Kräften unterstützt; Versprechungen, Drohungen, Cabalen, Intriguen aller Art werden angewendet, um einen Posten zu erreichen, und zwischen diesem hunderttausendköpfigen Heer von Leuten aller Stände, welche den Präsidenten brieflich, persönlich oder durch Freunde belästigen, hat der arme Mann sich hindurchzuwinden, jeden Einzelnen

hat er zu befriedigen, und dabei muß er doch den Dienst und die Staatsinteressen sich stets vor Augen halten! Vom Tage seiner Wahl bis mehrere Monate nach seinem Regierungsantritte ist der Präsident der Vereinigten Staaten der geplagteste Mann des Erdballs, und es muß eine gewaltige Nervenkraft und Selbstverleugnung dazu gehören, trotz alldem den keineswegs einträglichen Ehrenposten anzunehmen.

Obschon der erste Mann der großen Republik, ist er doch nur ein Diener jedes einzelnen Bürgers derselben, Jedem zugänglich, nicht besser und nicht schlechter als sie; während die Gesandten, die er ernennt, den Titel „Excellenz" führen, wird er einfach Mr. President angesprochen; während seine Untergebenen, Departementssecretäre, Beamten u. s. w. sich nach Belieben unterhalten können, ist es gegen die Etiquette für den Präsidenten, Besuche zu machen, Einladungen zu Diners oder Soiréen anzunehmen, und wären dieselben auch bei ausländischen Gesandten. Der Präsident hat freilich für seine Wohnung nichts zu bezahlen, ja er erhält neben seinen Secretären auch noch eine Art officielle Dienerschaft auf Staatskosten, nämlich einen Steward (Hausofficier), einen Thürhüter mit vier Gehilfen und fünf Diener, aber Köche und Küche, Kutscher und Marstall muß er aus seinem Gehalt bestreiten. Dieser letztere belief sich noch während der ersten Präsidentschaft des Generals Grant auf 25,000 Dollars jährlich und beträgt heute das Doppelte, nämlich 50,000 Dollars. Aber das Leben in Washington ist sehr theuer, die Empfänge, Diners und Soiréen, welche er zu geben

verpflichtet ist, kosten viel Geld und von Ersparnissen ist keine Rede. Nun waren die Präsidenten bisher mit wenigen Ausnahmen keineswegs von Haus aus wohlhabende Männer; sie gingen aus allen möglichen Stellungen hervor und mußten ihre Geschäfte bei Uebernahme der Präsidentschaft selbstverständlich aufgeben, um beim Abtreten neue Geschäfte zu gründen, so daß ihr Loos keineswegs beneidenswerth ist.

Das Ceremoniell bei dem Wechsel der Präsidenten ist von Alters her das gleiche und wiederholte sich auch bei dem Regierungsantritt Cleveland's Anfangs dieses Jahres. Cleveland, der mit Frau und Kind — dem berühmten White House Baby — in einem der ersten Hôtels Washington's abgestiegen war, besuchte am Morgen des 4. März den Präsidenten Harrison im sogenannten „blauen Salon" des Weißen Hauses. Kurz darauf erwiderte dieser den Besuch in Cleveland's Wohnung. Nachmittags begab sich Cleveland in einem vierspännigen Miethwagen abermals nach dem Weißen Hause, um den abtretenden Präsidenten abzuholen, und begleitet von einer zahlreichen militärischen Escorte fuhren beide zum Capitol, vor welchem eine ungeheure Tribüne für die Theilnehmer und Zuseher des Präsidentenwechsels errichtet worden war. Dort, vor dem versammelten Senat, Repräsentantenhaus, diplomatischem Corps, Beamten und Officieren, hielt der Präsident in gewöhnlicher Civilkleidung, ohne jedes Abzeichen seiner Würde, die Antrittsrede und leistete hierauf den Präsidentschaftseid, indem er baren Hauptes die ihm vorgehaltene Bibel — die Bibel seiner Mutter — küßte.

Damit gab es im Weißen Hause wieder einen neuen Präsidenten. Der alte wurde von dem neuen aus dem Palaste herauscomplimentirt, um in die große Masse des Volkes zurückzukehren. Nicht immer tauschen die beiden Präsidenten während des einen Tages ihrer gleichzeitigen Amtsthätigkeit derartige Höflichkeiten aus. Am frühen Morgen des 4. März 1801 huschte der alte Präsident John Adams mit seinem Reisetäschchen verstohlen durch eine Hinterpforte aus dem Weißen Hause, um seinem verhaßten Rivalen Thomas Jefferson, dem einziehenden Präsidenten, nicht die Hand reichen zu müssen. Und ähnlich feindlich standen sich die Präsidenten Andrew Johnson und General Grant gegenüber. Aber während der Präsidentenwechsel bei den Genannten sich mit echt puritanischer Einfachheit vollzog, während auch Präsident Cleveland, was seine Person betrifft, sich dieser Einfachheit befleißigte, wurde er doch von den Behörden und vom Volke selbst mit einem Pomp und Ceremoniell umgeben, die schlecht zu den gerne hervorgekehrten republikanischen Sitten passen. Von den, Washington umgebenden Forts und Militärquartieren donnerten die Kanonen, die Garnison Washingtons und das Cadettencorps in voller Gala begleiteten dann auch den unrepublikanischen vierspännigen Wagen der beiden Präsidenten als Ehrengarde, wie bei einem Krönungszuge; der Oberrichter, welcher den Präsidenten vereidigte, war in Amtstracht gekleidet, die elf Staatsgouverneure, welche der Ceremonie beiwohnten, ließen sich von ihren zahlreichen glänzenden Suiten begleiten, und das diplomatische Corps hatte es längst heraus=

gefunden, daß man es bei dieser, wie auch bei anderen Gelegenheiten gerne in voller Uniform und Ordensschmuck sieht. Kaum war der Eid geleistet, so defilirten an dem neuen Präsidenten die Armee, die Milizen verschiedener Staaten, Kriegervereine rc. in voller Parade vorüber, und der Tag schloß mit dem herkömmlichen „Inaugurationsball“, der jedoch diesmal mit besonderer Pracht gefeiert wurde.

Dieser Pomp wird vom Volke nicht nur geduldet, sondern auch nach Thunlichkeit gefördert, ja es giebt eine große Anzahl Menschen, die aus allen Theilen der Vereinigten Staaten mit jedem Winter nach Washington kommen, um sich im Glanze des republikanischen Hofes zu sonnen, die Empfänge bei dem Präsidenten, den Ministern und Senatoren mitzumachen und vielleicht auch den Soiréen bei diesem oder jenem fremdländischen Gesandten zugezogen zu werden. Freilich steht es bei den sogenannten „offenen“ Empfängen Jedem frei, daran theilzunehmen, allein die Schranken, welche um den Präsidenten und seine Gattin, die Lady of the White House, gezogen werden, sind dennoch undurchdringlich. Secretäre und Adjutanten halten freundlich, aber energische Wache, und ebenso ist die Lady of the White House von einem Kranze von „Hofdamen“ umgeben, bei welchen die Toilette, die Höhe des Corsage und die Länge der Aermel sorgfältig vorher besprochen wurden. Ein strenges Ceremoniell regelt den Vortritt der Richter-, Senatoren-, Admirals- und Officiersfrauen, die Art der gegenseitigen Besuche und Begrüßungen, und in mehreren Büchern erhält man da-

rüber ergötzlichen Aufschluß. An keinem Fürstenhofe können diese Vorschriften strenger sein als hier in den Beziehungen der obersten Beamten der Republik zu einander. In den fremden Gesandtschaften hört man zuweilen manches pikante Geschichtchen über diese Hofgesellschaften Washingtons.

Bei den Vertretern der fremden Mächte erscheint der Präsident niemals zu Gaste, und nur in den seltensten Fällen zeigt ihnen der Präsident gesellschaftliche Aufmerksamkeiten. Die einzigen und officiellen Gelegenheiten, bei welchem sie dem Staatsoberhaupte persönlich gegenüberstehen, sind der Präsidentschaftswechsel und die Neujahrsempfänge. Sonst erscheinen sie auch zuweilen bei den Soiréen im White House, häufiger bei den Ministern, die hier, wie bemerkt, den Namen Secretäre führen, bei den Richtern, Senatoren und den Admiralen, am häufigsten aber in den Häusern der vornehmen Gesellschaft Washingtons, die sich großentheils aus reichen Bürgern anderer Großstädte, die den Winter hier zubringen, zusammensetzt. Unter den fremden Gesandten spielt wohl der englische die bedeutendste Rolle, wie er denn auch die größten Bezüge hat. Nächst ihm sind Diners und Empfänge wohl bei dem österreichischen Gesandten am häufigsten. Das Gesandtschaftspalais ist ein kleines Museum von Kunstschätzen aller Art, alten italienischen Möbeln, orientalischen Teppichen, Werken altholländischer Silber- und Goldschmiedekunst, Bildern, Bronzen und sonstigen Objets d'art von Wiener Meistern. Der Gesandte versteht es vortrefflich, seine Gastabende zu socialen

Ereignissen zu machen, die sehr gesucht sind, und seine Diners zählen zu den besten der amerikanischen Hauptstadt. Auch die deutsche Gesandtschaft ist ein solcher Vereinigungspunkt der vornehmen Welt, während die Franzosen, Italiener und Spanier sich mit bescheidenerer Gastlichkeit begnügen. Jedenfalls trägt die Gesellschaft Washingtons kein so locales, engherziges Gepräge an sich, wie jene New-Yorks, sondern ist der getreue Spiegel der Gesellschaft des ganzen Landes. Nirgends wird man deshalb besser Gelegenheit bekommen, die socialen Eigenthümlichkeiten der großen Republik in allen Ständen zu studiren, wie in Washington, und nirgends wird der Fremde einen Winter angenehmer verleben können.

V.

Die Gesetzgeber im Capitol zu Washington.

Dem Wortlaut der Constitution der Vereinigten Staaten zufolge sollen die Mitglieder des Congresses allerdings aus der freien Wahl des Volkes hervorgehen, aber in der Wirklichkeit stellen sich diese Congreßwahlen ganz anders dar, so daß man fehl ginge, würde man annehmen, der Congreß verträte die amerikanische Nation etwa in demselben Maße, wie die Chambre des Députés in Frankreich, oder wenn auch in geringerem Grade das House of Commons in England. Der Caucus ist das große Elend der inneren Politik der Vereinigten Staaten. Die Congreßmitglieder sind der Mehrzahl nach nur Kreaturen dieser politischen Camorra, die in allen Städten, in jeder Grafschaft des ganzen großen Landes organisirt ist, und die Wahlen in solcher Weise vorbereitet, daß meistentheils nur ihre Candidaten wirklich durchdringen. Das Unwesen der politischen „Wire Pullers“ ist in keinem Lande so ausgebreitet wie in Amerika. In England hat man vielleicht bei manchen Wahlen zum „M. P.“ (member

parliament) größere Wahlkosten zu bezahlen, allein in Amerika geschieht die Sache viel offener, viel mehr business-like. Es gilt die Wahlagitatoren des Caucus zu füttern, den Haupt-Matadoren des letzteren wichtige Gegendienste im Congreß zu versprechen u. s. w., so daß eine große Zahl von Congressmen schon dem Teufel verschrieben sind, bevor sie noch einen Fuß in das Capitol gesetzt haben. Während der zweijährigen Dauer ihres Amtes als Volksvertreter sind viele von ihnen die „Jumping Jacks" (die Springmännchen) der Wirepullers, die Sclaven jener politischen Ringe, welche ihnen zu dem vielbegehrten Posten verholfen haben.

Es ist deshalb erklärlich, daß es in Amerika unter den besten Kreisen der Bevölkerung als durchaus keine besondere Ehre gilt, in den Congreß gewählt zu werden. Während in England, mit welchem die bezüglichen Verhältnisse jenseits der Atlantis die größte Aehnlichkeit unter den Staaten Europas zeigen, die Besten und Tüchtigsten der Nation zu M. P.'s werden, sitzen im Congreß vielfach Männer, die eher zum Gegentheil gezählt werden könnten, und die wahrhaftig die 20,000 Mark jährlich, welche sie aus Onkel Sam's Tasche erhalten, nicht werth sind.

Man braucht nur einer einzigen Congreßsitzung in Washington beizuwohnen, um zur Einsicht zu kommen, daß es kein Compliment für die große amerikanische Nation wäre, die 329 Mitglieder des Congresses als freigewählte Repräsentanten derselben anzusehen. Von je 154,000 Einwohnern kommt einer in den Congreß, aber wahrlich nicht der Besten einer. Häufig sind es

Demagogen, locale Berühmheiten, junge „smarte" Advokaten, die ihre zwei Jahre im Congreß „abdienen" und bei den nächsten Wahlen wieder in dasselbe Nichts zurücksinken, aus dem sie sich durch unlautere Mittel emporgehoben hatten. Nur die geringere Zahl wird ein zweites oder drittes Mal bei den alle zwei Jahre sich wiederholenden Wahlen wiedergewählt, — während eine kleine Gruppe zu „fixtures", zu ständigen Erscheinungen in den einander alle zwei Jahre folgenden Congressen geworden sind, so lange bis ein Wechsel der Parteien sie auf die Straße setzt.

Seiner großen Einwohnerzahl gemäß hat auch der Staat New-York die größte Zahl an Congreßmitgliedern, nämlich 34; dann folgen Pennsylvanien mit 28, Ohio mit 21, Illinois mit 20, Missouri mit 14, Indiana 13, Massachussets 12, Michigan, Kentucky, Iowa und Texas mit je 11 Mitgliedern u. s. w. bis zu Oregon und Nevada, die nur je ein Mitglied im Congreß sitzen haben. Merkwürdigerweise sind jedoch diese zwei letztgenannten Staaten durch je zwei Senatoren im Senat vertreten, also gerade so viel wie der größte Staat New-York; da der Senat aus je zwei Mitgliedern für jeden Staat gebildet wird und nicht je nach der Bevölkerungszahl gewählt wird. — Die Territorien sind im Congreß nicht vertreten. Werden während der Zeit zwischen zwei Volkszählungen (dieselben erfolgen alle zehn Jahre) Territorien zu Staaten erhoben, so dürfen sie je einen Repräsentanten für den Congreß wählen bis zur nächsten Volkszählung (Census), wo ihnen die ihrer Bevölkerung entsprechende

Zahl von Congreßmitgliedern gewährt wird. So besaßen die 1889 als Staaten in den Bund zugelassenen Territorien Nord- und Süd-Dakota, Montana und Washington je einen Repräsentanten, bis sie im Jahre 1890 je nach ihrer Bevölkerungszahl zwei oder drei erhielten.

Die 329 Volksvertreter und 84 Senatoren Nordamerikas sitzen in der Bundeshauptstadt Washington wohl in dem schönsten und großartigsten Palaste, der jemals für ähnliche Zwecke in Amerika erbaut wurde, ja selbst Europa besitzt nur das Wiener Reichsrathsgebäude und das Londoner Parlament, das sich mit dem Capitol in Washington vergleichen ließe. Auf dem Plateau eines mäßigen, künstlich aufgeführten Hügels gelegen, steigen die schneeweißen Massen in einer Mächtigkeit der Formen und einer Kostbarkeit des Materials empor, daß alle die zahlreichen anderen Prachtbauten Washingtons davon erdrückt werden. Die gelehrten Architekten mögen an dem gewaltigen Bauwerke manches auszusetzen haben, aber der Bildhauer wird immer wieder entzückt durch die langen Reihen blendender korinthischer Säulen, grandioser Treppenfluchten und architektonischer Details, das Ganze überhöht von jener weit in's Land ausblickenden schlanken Kuppel, bei 102 m Höhe die fünfthöchste der Erde. Der mittlere, von der Kuppel überhöhte Trakt ist der älteste; an ihn schließen sich zu beiden Seiten gewaltige Flügel, aus neuerer Zeit stammend. Sie enthalten die Räumlichkeiten für den Senat und das „House of Congress“.

Das Innere hält nicht ganz, was das Aeußere dieses Palastes verspricht. Nicht als ob es an Pracht darin fehlte, — im Gegentheil, einige Theile, vor allem die Räume des Senats, sind geradezu überladen. Man begnügte sich nicht mit marmornen Treppenhäusern, mit Wänden aus blendendem Carrara-Marmor wie in dem berühmten „Marble Room", sondern stattete die Räume mit Stuckarbeiten, Vergoldungen, Tapeten, Vorhängen aus dem schwersten Material, Teppichen und Damastmöbeln aus, wie man sie in keinem Palaste der Volksvertreter in Europa wiederfindet und die kaum mit der vielgerühmten republikanischen Einfachheit in Einklang stehen. Diese amerikanischen Senatoren haben hier eine Pracht entfaltet wie byzantinische Kaiser. Die Fülle prachtvoller Salons, gold- und farbenstrotzender Corridore und boudoirartiger Comitéräume, welche sich um den eigentlichen Sitzungssaal der amerikanischen Patres conscripti reihen, erinnert gewiß eher an Byzanz als an jenes Heiligthum, welches einst den Gipfel des Mons Capitolinus krönte.

Im Repräsentantenhause ist von der Ruhe und Pracht der Senatsräume ebensowenig zu finden wie von der Würde der Senatoren. Man kann hier allerhand Bevölkerungstypen des weiten Continents von dem langen, dünnen, fahlen Yankee der Neu-Englandsstaaten bis zu dem kohlschwarzen fettigen Neger Süd-Carolinas, vom Holzfäller aus Michigan bis zum Viehzüchter von Texas erblicken, dazu Amerikaner deutscher, französischer, irischer, schwedischer und anderer Abstammung, und es fehlen vorläufig nur noch die

Indianer und die Chinesen, um den Ver. Staaten-Congreß zu einem wahren Rassen-Congreß zu machen, bei welchem sich die Mitglieder zuweilen in ihrer ganzen Urwüchsigkeit benehmen. Während der Sitzungen des Congresses herrscht in der That nicht selten eine Ungezwungenheit, die in Anbetracht der Anwesenheit von Damen in den Gallerien an Unanständigkeit grenzt. Die Sitze der Abgeordneten sind in dem rechteckigen Saale in sanft aufsteigenden Halbkreisen angeordnet, in deren Mittelpunkt sich die Tribüne des Speakers erhebt. Die mit Rohr bekleideten Sitze sind wie Pianostühle nach allen Richtungen drehbar, und die Abgeordneten machen davon den ausgedehntesten Gebrauch. Während der Sitzung ist kaum die Hälfte der Anwesenden dem Vorsitzenden zugewendet, die andere zeigt ihm möglicherweise den Rücken. Vor jedem Sitze befindet sich ein Schreibpult und neben jedem der letzteren ein Spucknapf, denn es giebt wenige Mitglieder, die nicht rauchen, schnupfen oder Tabak kauen, ja das letztere ist am meisten verbreitet. Es ist erstaunlich, mit welcher Virtuosität und Sicherheit die Herren „Members of the Congress“ ihre vom Tabak schwarzbraun gefärbte Saliva hoch im Bogen einander in die Cuspidores schleudern — mitunter an mehreren Sitzreihen vorbei, ohne das Ziel zu verfehlen. Obschon das Rauchen in den Sitzen nicht verboten zu sein scheint, geben sich die rauchlustigen „Members“ diesem Genuß hauptsächlich in den Corridoren zwischen der letzten (höchsten) Sitzreihe und den Saalwänden hin. Dort, auf den Divans, die sich den Wänden entlang aufgestellt befinden, widmen die Herren

Gesetzgeber ihre Zeit überhaupt gerne der Unterhaltung oder der Ruhe, obschon dies auch in den Sitzen selbst nicht ausgeschlossen ist. Häufig genug sieht man die Herren tief in ihre Stühle gedrückt oder, wie die geistreiche Amerikanerin Kate Field treffend bemerkt, „auf ihrem Rückgrat sitzend", die Beine über ihre eigenen Schreibpulte oder über die ihrer Nachbarn gestreckt, die Arme nachlässig zu den Seiten des Stuhls herabfallend, ihre Tabakprime kauen. An heißen Tagen im Sommer liegt wohl ein Drittel der Anwesenden in tiefem Schlaf versunken; um die Fliegen zu verscheuchen, breiten sie vielleicht ihr Taschentuch oder ein großes Zeitungsblatt über ihren Kopf, bis sie das Geklopfe des hölzernen Hammers in der Hand des Speakers aus den sanften Träumen weckt. All' das geschieht so unbefangen, als befänden sich die Herren in ihrem Club, und als sähen von den bequem geräumigen Gallerien, die sich rings um den Saal ziehen, nicht Mitglieder der Regierung, des diplomatischen Corps oder Senatoren, dann auch Fremde aus allen Theilen Amerikas und Europas, darunter zahlreiche Damen, ihrem Treiben zu. Die Neger besitzen ihre eigene Tribüne.

Den Debatten wird grundsätzlich nur höchst getheilte Aufmerksamkeit geschenkt; der Redner mag sich heiser reden, heiser schreien, es werden im besten Fall die wenigen Umsitzenden seinen Ausführungen lauschen, die Reporter und der officielle Stenograph werden ihre Notizen machen, allein die anderen sind gruppenweise in ganz ungezwungener Unterhaltung über alle erdenklichen Fragen begriffen, oder sie lesen, schreiben,

zeichnen, schlafen, nur zum Zuhören ist keiner zu bringen. Das ist ihnen gar nicht zu verargen, denn häufig genug wird im Congreß unvernünftiges, nutzloses Zeug geschwätzt. Irgend ein Neugewählter fühlt sich verpflichtet, seinen Namen durch die Einbringung eines ganz unmöglichen Gesetzvorschlages in den Annalen des Capitols zu verewigen, oder er hat eine Sache vorzutragen, die ihm seine Wähler an's Herz gelegt, oder er will überhaupt nur sprechen, um dann die officielle Zeitung des Congresses, „The Congressional Record" mit seiner Speech in so und so viel Exemplaren an seine Wähler zu senden, damit sie sehen, daß er seine Zeit nützlich verwerthe. Unzählige „bills", d. h. Gesetzvorschläge werden bei jeder Session eingebracht, denn merkwürdigerweise scheint es jeden der 329 zu kitzeln, irgend eines der bestehenden Gesetze umzustoßen, zu verändern oder zu erweitern. Tausende derartiger „bills" und „resolutions" werden im Laufe einer Saison vorgetragen, um nur sofort wieder zurückgezogen, an Comité's gewiesen, niedergestimmt, als ungehörig verworfen oder gar dem Krokodilsrachen des Papierkorbes übergeben zu werden, der darin unersättlich ist. Aber auch viele der „Bills", welche „durchgehen" und zum Gesetz erhoben werden, sind vollständig werthlos, unnöthiger und schädlicher Ballast für die ohnehin schon widerspruchsvollen Gesetzbücher, denen in jedem Jahre neue angereiht werden.

Die Aufgaben, welche der Congreß in jedem Jahre zu bewältigen hat, sind so groß, daß es nöthig wurde, den ungemein redseligen Mitgliedern für ihre rhetorischen

Ergüsse ein beschränktes Zeitmaß zu geben. Nur die anerkannt geistreichen und witzigen Redner dürfen dieses Maß überschreiten, so lange es den Zuhörern beliebt. Wird ihnen der „Yarn“ endlich doch zu lange, so unterbrechen sie den Redner. Leider sind die guten Sprecher im amerikanischen Congreß sehr spärlich gesäet, und Reden, wie sie etwa im englischen Parlament alle paar Tage einmal vorkommen, sind in Washington äußerst selten.

Schon das Organ der Amerikaner, vornehmlich jener, welche aus den kultivirtesten Theilen des Landes, aus Neuengland, stammen, eignet sich nicht für rhetorische Großthaten. Nirgends wird einem das katzenartige Miauen, das Näselnde der Sprache so sehr auffallen wie hier, und wenn die Debatte zuweilen so heftig wird, daß andere mit hineinsprechen, dann wird er zum reinen Katzenconcert. Auch in Bezug auf den Satzbau und die Wahl der Wörter nehmen es die M. C. nicht sehr genau, was bei dem Material, das sich hier aus allen Theilen der Union, aus Texas, Arkansas, Alabama und Dakota zusammenfindet und mitunter den unteren Volksclassen angehört, begreiflich erscheinen wird. Es sind eben dieselben oder doch ähnliche Reden, welche die Redner schon vor ihrer Erwählung auf dem „Stump“, d. h. bei der Wahlagitation gehalten haben. Dabei werden die rohen Ausfälle auf die Gegner durch allerhand drastische Handbewegungen und Faustschläge auf die Pulte begleitet. Häufig ruft eine solche heftige Rede ebenso heftige Ausbrüche von Seite der Gegner hervor — Dutzende sprechen auf einmal oder rufen den

Speaker an, um ihnen das Wort zu ertheilen. Andere stürzen die Gänge herab in den freien Raum vor die Tribüne des Vorsitzenden, gestikuliren, schreien, lärmen, rennen wie besessen durcheinander, wie die Makler auf der New-Yorker Börse. Vergeblich klopft der Speaker mit seinem Holzhammer auf das Pult; „Order, Order" ruft er in die schreiende Menge ohne die geringste Wirkung. „The House will come to order" und nochmaliges Klopfen. „Das Haus wird die Sitzung aufheben, bis die Gentlemen auf ihre Plätze zurückgekehrt sind und die Ruhe hergestellt ist" und erneuertes Klopfen. Dann ist vielleicht der Sergeant-et-arms gerade so wie im englischen Unterhause bemüßigt, den sich nicht Fügenden die Warnung zu bringen, wobei er die „Mace" (das Scepter) mit beiden Händen aufrecht haltend zu ihnen geht. Diese „Mace" des amerikanischen Congresses besteht aus einem armlangen Scepter mit aufgesetztem Globus, auf dem ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln ruht — das einzige Emblem, das von den Aeußerlichkeiten des englischen Parlamentarismus nach Amerika gekommen ist, denn von Uniformen oder Dienstabzeichen ist in Washington keine Rede. Auch bei Eröffnung des Congresses, oder wenn der Präsident seine Botschaft verliest, erscheinen die Congreßmitglieder einfach in schwarzem geschlossenen Rock.

Die, wie gesagt, alle zwei Jahre stattfindenden Wahlen bringen in der Präsidentschaft und in den Beamtenstellen des Congresses nur dann einen Wechsel mit sich, wenn die herrschende Partei bei den Wahlen unterlegen ist und die gegnerische Partei die Majorität

erlangt, wie es bei den letzten Wahlen 1890 der Fall war. Während der letzten fünfzehn Jahre waren zwölf Jahre lang die Demokraten, vier Jahre die bis 1893 noch „herrschenden“ Republikaner in der Majorität. Als die letzteren 1861 zum ersten Male die Herrschaft in die Hände bekamen, warfen sie die freihändlerischen Neigungen der Demokraten sofort über den Haufen und brachten einen Schutzzolltarif zur Einführung, der in seinen Hauptzügen augenblicklich weiter besteht. Als die Demokraten sowohl den Präsidenten wie auch die Mehrzahl der Congreßmitglieder erwählten, versuchten sie sofort wieder den Freihandel durchzubringen, aber die Versuche scheiterten an dem Widerstand des Senats, der republikanisch geblieben war. Die Frage, ob Freihandel oder Schutzzoll, ist augenblicklich jene, welche die beiden großen Parteien des Landes hauptsächlich trennt. Früher war es die große Sclaven- und Rassenfrage, aber glücklicherweise ist diese gleichzeitig mit den Nachwehen des großen Sclavenkrieges auf ein ganz unbedeutendes Maß zusammengeschmolzen — dafür treten andere kleinere Streitfragen auf, dazu „Ringe“, zuweilen aus Mitgliedern beider Parteien gebildet, deren Absichten nicht immer die lautersten sind. Nur zu häufig hat man es im Congreß auf die große, weite Millionentasche Onkel Sams abgesehen, und wie es die Geschichte des Eisenbahn-, des Whisky-, des Indianer- und Landringes beweist, gewöhnlich mit Erfolg.

Ueber die in ganz Amerika bekannte und zugegebene Bestechlichkeit des Congresses, d. h. einzelner Mitglieder, soll hier kein selbständiges Urtheil gefällt, dafür

jenes von Friedrich S. Daniel in einem ganz unabhängigen, parteilosen Blatte angeführt werden. Er schreibt in dem New-Yorker „Frank Leslies Monthly Magazine", October 1890: „Ueber die Ehrlichkeit des Repräsentantenhauses werden viele Klagen laut, und es wird häufig als ein bestechlicher Körper bezeichnet, empfänglich für alle möglichen Arten von Winkelzügen und Geschenken. Die Schande dieser Wirthschaft fällt sehr auf den Congreß wie auf die Wähler — — — allerdings ist der Congreß durchschnittlich nicht corrupter als die Nation, die er vertritt, beide stecken in demselben Boot, ob rein oder verdorben, um zusammen obenauf zu schwimmen oder zusammen unterzugehen."

Und Auguste Carlier sagt in seinem ausgezeichneten, eben erschienenen Werke „La République américaine"*) bezüglich der fraudulösen Wahlen: „Ungeachtet der umfassendsten Ueberwachungsmaßregeln hat der Betrug dennoch immer größere Fortschritte gemacht und Enquêten hervorgerufen, welche die Ohnmacht der Gesetze zur Zeit großer politischer Umwälzungen neuerdings bewiesen haben."

Dieser Bestechlichkeit ist es auch zuzuschreiben, daß große Industrien und Gesellschaften, wie Eisenbahn, Telegraph u. s. w., so allmächtig werden konnten, und auch bezüglich der vielgenannten und verpönten Mc Kinley-Bill wird in Amerika behauptet, dieselbe hätte

*) „La République américaine" von Auguste Carlier. 4 Bände. 1890. Paris, Librairie Guillaumin & Co., Rue Richelieu 14.

nur durch große Opfer von Seiten der Großindustriellen durchgebracht werden können! Nun hat die Mehrheit des Volkes sich bei den letzten Wahlen, wie auch gar nicht anders zu erwarten stand, gegen diese Schutzzollbill ausgesprochen und die republikanische Majorität in eine überwältigende demokratische verwandelt. Allein der Senat ist republikanisch geblieben und mit einer gänzlichen Beseitigung der Bill wird es noch seine Weile haben.

Der vorerwähnte Friedrich Daniel sagt bezüglich der Verhandlungen im Congreß folgendes: „Das Aussehen des Sitzungssaales während der Sitzungen ist häufig mit einem ‚howling beergarden' (einer Bierkneipe voll Geheul) verglichen worden, und zuweilen herrscht dort in der That hinreichend Gehader und Getöse, um den Vergleich zu rechtfertigen" . . . . „Der Anblick des Hauses während der Sitzungen ist deshalb nichts weniger als imposant; ja er ist immer mehr oder minder heiter, häufig höchst lächerlich und zuweilen ganz schmach- und schandvoll."

Ist das Amt eines Congreßmitgliedes auch mit gewissen Emolumenten — fünftausend Dollars das Jahr und zuweilen beträchtliche Privatsporteln — verbunden, so wird dasselbe doch anderseits wieder zu einer Last und Plage durch die Tausende von Besuchern und Stellensuchern. Stets sind die Eingänge zum „House" von solchen Leuten dicht umdrängt, aber es wird ihnen nicht so leicht, ihren „Congreßmann" zu erreichen und es besteht tagsüber ein fortwährendes Suchen- und

Versteckenspiel, ein Auflauern und Jagen, dem die armen gesetzgebenden Opfer wohl in einem Falle entgehen, aber nur um im nächsten direct in die Arme der Verfolger zu fallen. Gewichtige Persönlichkeiten mit hinreichenden Mitteln, die etwas zu verlangen kommen, brauchen in der Regel nicht zu warten. Ihnen stehen alle Thüren offen. Aber einfache Sterbliche, die eine Pension, ein Amt oder sonst dergl. verlangen, harren Tag für Tag, Woche um Woche, ja monate- und jahrelang, ohne ihr Ziel zu erreichen. Visitenkarten, die sie zu ihrem „Congreßmann" senden, werden von den Pagen einfach in den Kamin geworfen; werden andere wirklich abgegeben, so kommt die Antwort „Engaged" oder „Empfang unmöglich" oder „morgen", und kommt man morgen, dann heißt es „übermorgen". Aber die Stellenjäger passen den armen Gesetzgebern auf der Treppe, im Pferdebahnwagen, in der Wohnung oder beim Spaziergange auf und erreichen sie schließlich doch, um sie so lange zu belästigen, bis sie endlich ein Versprechen erlangt haben. Wehe, wenn dieses verweigert wird, dann wird das unglückliche Congreßmitglied bei seinen Wählern verlästert, die Opposition gestärkt und bei den nächsten Wahlen fällt er durch. Deshalb sind viele „Members" wahre Meister im Versprechen und Hinhalten, Besänftigen und und wieder Hinhalten, sodaß sie sich durch zwei, drei Congresse erfolgreich durchwinden und durchversprechen können, aber schließlich ereilt sie ihr Schicksal doch.

Das einzige Oertchen, wo die „Members" vor ihren Verfolgern und auch vor den Organen des Ge-

setzes sicher sind, ist das „Cloak Room“, ein großes, behaglich eingerichtetes Warte- oder Zwischenactszimmer, das ausschließlich den Mitgliedern des Congresses vorbehalten ist. Dort allein können sie ungestört plaudern, ruhen, trinken, schlafen und deshalb ist auch dieses „Cloak Room“ stets belebt.

VI.

Der Niagarastrom.

Die Mehrheit der Besucher des großen amerikanischen Naturwunders beschränkt sich nur auf den Besuch der Niagarafälle, die allerdings allein schon hinreichend großartig und überwältigend sind, um alle benachbarten Naturschönheiten zu verdunkeln. Nur ein kleiner Procentsatz der Besucher macht es sich zur Aufgabe, auch die hochromantische Umgebung der Wasserstürze zu besichtigen, sowie den Lauf des Niagarastromes seiner ganzen, ohnedies nur unbedeutenden Länge nach zu befahren. Und doch muß gerade dieser kurze, wasserreiche Strom mit all seinem Zubehör den interessanten Sehenswürdigkeiten des Continents beigezählt werden, zumal wenn man sich nicht nur seine scenischen Vorzüge, sondern auch seine hohe culturelle Bedeutung vor Augen hält. Unter den Hunderttausenden, welche, festgebannt von der überwältigenden Großartigkeit und Schönheit der großen Fälle des Niagara, nur diese selbst bewunderten, werden die wenigsten auch in Betracht gezogen haben, welch' großartiges Verkehrshinderniß die Fälle bilden, und welche Schranke sie Jahrhundertelang

dem Welthandel und der Erschließung des Continents entgegengestellt haben.

Man kann sich von der Großartigkeit dieser Fälle kaum eine richtige Vorstellung machen. Nicht weniger als hundert Millionen Tonnen Wasser stürzen durchschnittlich in der Stunde in den Abgrund. Die durch den Fall erzeugte Erschütterung ist mitunter auf 20 Kilometer Entfernung wahrzunehmen, das Tosen der Fälle bei günstiger Windrichtung 60 Kilometer weit hörbar, und die Wolken feinen Wasserstaubes, die aus dem Abgrunde unter den Fällen emporsteigen, sind zuweilen, in prismatischen Farben schillernd, auf weite Entfernungen sichtbar.

Den Beschlüssen der canadischen Regierung wie jener der Vereinigten Staaten zufolge sind die Fälle des Niagara mit ihrer herrlichen Umgebung zu einem Nationalpark erklärt worden, wodurch dieses Naturwunder gegen alle Pläne einer lokalen industriellen Verwendung sichergestellt wird. Fast wäre man Barbar genug, diesen gegen die Interessen der Industrie gefaßten Beschluß zu bedauern, denn zieht man hier die Bilanz zwischen Schönheit und etwaiger Nützlichkeit, ich glaube, sie fiele zu Ungunsten der Schönheit aus.

Indeß die Gesetze bezüglich der Niagarafälle sind vor der Hand unabänderlich, und es soll hier nur den Amerikafahrern neben dem Besuch dieses Naturwunders auch jener des ganzen, 53 Kilometer langen Stromlaufs zwischen Erie- und Ontario-See warm empfohlen werden, denn er ist das hervorragendste Beispiel der typischen, ihrer romantischen Schönheit wegen berühmten

Flußläufe des unteren Canada und bildet mit seinen großartigen Stromschnellen ein würdiges Seitenstück zu seinen Fällen. Dort, wo der Niagara den Erie-See verläßt, ist er 573 Fuß über dem Meeresspiegel und 328 Fuß über dem Spiegel des Ontario-Sees erhaben. Hiervon entfallen auf die Fälle selbst durchschnittlich 160 Fuß, und man kann daraus entnehmen, mit welcher Schnelligkeit die Wassermassen oberhalb der Fälle den letztern zuströmen. Bei Fort Erie, wo dieser großartige Ausfluß der canadischen Seen zuerst den Charakter eines Flusses annimmt, ist er bei einer Breite von etwa 4000 Fuß verhältnißmäßig ruhig. Bei Black Rock spaltet er sich in zwei Arme, welche die große, zum Staate New-York gehörige Insel Goat Island umfassen. Sieben Kilometer oberhalb der Fälle vereinigen sich die beiden Arme und bilden dann einen Strom von etwa 4500 Fuß Breite, der mit einem Gefälle von 40 Fuß auf den Kilometer seine Wassermassen den Fällen zuwälzt. Bis auf einen Kilometer oberhalb der Fälle bleibt der Niagarastrom schiffbar, dann aber wird er so unruhig, und die Wassermassen stürzen sich mit solcher Gewalt über die Felsen und zahllosen Trümmer, welche das Flußbett bedecken, den Fällen zu, daß es ein Ding der Unmöglichkeit wäre, weiter vorzudringen. Der letzte Kilometer oberhalb der Fälle bietet nahezu einen ebenso großartigen Anblick dar, wie die Fälle selbst. Dort, wo der Fluß eine fast rechtwinkelige Wendung von Nordwest nach Nordost unternimmt, verschwindet er plötzlich in der Tiefe, die berühmtesten und großartigsten Fälle der Welt bildend.

Unterhalb derselben wird der Strom durch senkrechte, 200 bis 350 Fuß hohe Schluchtwände bis auf ein Fünftel seiner Breite, also auf etwa 1000 Fuß, eingeengt, dafür hat aber das Wasser in dem Fallkessel eine Tiefe von mehreren hundert Fuß. Während der folgenden 10 Kilometer fällt der Strom um weitere 104 Fuß und wird zwischen den Städten Clifton und Suspension Bridge derart eingeengt und durch auf dem Flußboden liegende Felsen in seinem Laufe gehindert, daß die Oberfläche des Stroms einem Stück Ocean, vom Sturme zu hohen Wellen gepeitscht, gleicht und das Wasser in der Mitte des hier gleichfalls mehrere hundert Fuß tiefen Stroms etwa 15 Fuß höher steht als an den Ufern, also einen stark convexen Durchschnitt zeigt. An dieser engsten Stelle der Niagaraschlucht befindet sich die vom canadischen an das amerikanische Ufer führende Eisenbahnbrücke, die sogenannte International Suspension Bridge, 200 Fuß über dem Strom. Sie wird von vier Kabeln von je $9^1/_2$ Zoll Durchmesser getragen und besitzt selbst eine Tragfähigkeit von 12,000 Tonnen. Ganz nahe neben ihr wurde 1868 eine zweite Hängebrücke für Wagen und Fußgänger errichtet, welche zwanzig Jahre später durch einen furchtbaren Orkan zerstört wurde. An dieser Brücke wurde zum ersten Mal das Sprengwerksystem im großen Maßstab angewendet. Auf den beiderseitigen Flußufern wurden die beiden Brückenhälften vollständig fertiggestellt und dann, durch gewaltige Gegengewichte in ihrer Lage erhalten, über den Fluß gelegt, bis ihre Stirnen zusammentrafen. Von dieser Brücke aus genoß

der Reisende den wundervollen Anblick der Fälle, sowie der unmittelbar unter ihr tosenden Stromschnellen oder Rapids.

Zwei Kilometer unterhalb der Brücken, im Ganzen 5 Kilometer unterhalb der Fälle, macht der wüthende, tief unten in der Schlucht einherbrausende Strom eine abermalige plötzliche Wendung von mehr als 100 Grad zurück nach Nordosten und bildet dort in einem von 350 Fuß hohen senkrechten Wänden eingefaßten Kessel den berühmten Strudel (Whirlpool), in welchem die ungeheueren Abflußmassen der canadischen Seen jenen tollen Hexentanz aufführen, der so vielen kühnen Fahrzeugen und Dampfern, die sich hierher wagten, die Existenz, dem tollkühnen Capitän Webb jedoch am 25. Juli 1883 das Leben gekostet hat.

Erst bei Lewistown, 10 Kilometer unterhalb der Fälle, verbreitert sich der durch die Schlucht eingeengte wilde Strom auf nahezu 10,000 Fuß, wird ruhig und damit auch wieder schiffbar. 11 Kilometer weiter mündet er nach einem Gesammtlauf von 53 Kilometer in den Ontario-See. — Bei Lewistown, das in der Mitte zwischen den Fällen und dem Ontario-See liegt, ist auch der steile, nach Norden gewendete Absturz des hohen Tafellandes, auf welchem der Erie-See liegt, und es wird deshalb angenommen, daß bei der Entstehung des Niagarastromes nach der großen Gletscherperiode die Fälle sich hier befunden haben. Neueren Forschungen zufolge ist jedoch der untere Theil der Schlucht viel älter als die Gletscherperiode, und deshalb soll das Alter des Stromes nur auf weniger denn hunderttausend

Jahre zurückreichen. Auch das fortwährende starke Zurückschreiten der Fälle wird von Geologen angezweifelt. Thatsächlich weicht der Rand der Fälle in jüngerer Zeit jährlich um etwa einen Fuß zurück. Der Fluß strömt im Oberlauf über eine 80 Fuß dicke Kalksteinschicht, die auf einer ebenso dicken Schicht Schiefer ruht. Durch den Aufprall und das ewige Unterwaschen der Fälle giebt diese weichere Schieferlage nach, und zeitweilig bröckeln dann von der überhängenden Kalksteinschicht große Trümmer los, wodurch auch das Aussehen der Fälle sich in den letzten Jahrzehnten wesentlich verändert hat.

Dem stetig wachsenden Verkehr zwischen der atlantischen Seeküste und dem canadischen Seenbecken Rechnung tragend, ließ die canadische Regierung zur Verbindung des Ontario- und Erie-Sees mit Umgehung der Niagarafälle den Welland-Canal bauen, der in der Hauptsache parallel mit dem Niagarastrom westlich desselben von Port Dalhousie nach Port Colborne führt und vor einigen Jahren für große Seeschiffe entsprechend erweitert wurde. In neuester Zeit wurde auch seitens der Vereinigten Staaten die Erbauung eines zweiten Canals innerhalb der eigenen Landesgrenzen angeregt, ein Project, dessen Ausführung bei dem stetig wachsenden Verkehr wohl nur als eine Frage der Zeit angesehen werden kann. Eine theilweise Fortsetzung der großen Seenkette bildet allerdings der von Buffalo nach dem Hudsonstrom führende 520 engl. Meilen lange Erie-Canal, welcher schon 1825 nach einem Kostenaufwand von 40 Mill. Dollars eröffnet

wurde. Die Städte Buffalo, Rochester, Syracuse, Utica, Rom, Schenectady und Albany — moderne Städte mit antiken Namen — liegen an der schmalen unscheinbaren Wasserstraße, und ebenso, wie alle diese heute blühenden und reichen Städte vor der Eröffnung des Erie-Canals unansehnliche Dörfchen waren, so wirkte der letztere auch als einer der mächtigsten Factoren mit an der Entwickelung des Staates New-York zu seiner gegenwärtigen herrschenden Stellung unter sämmtlichen Staaten und Territorien der Union. Hätte es keine Fälle und Stromschnellen im Niagara gegeben, der Schwerpunkt des Handels und Verkehrs läge nicht in New-York.

VII.

Blüthe und Ende von Natural-Gas.

Pittsburg führt mit Recht den Beinamen das „amerikanische Birmingham", nicht nur in Bezug auf seine großartige Industrie, sondern auch auf seine Atmosphäre. Auf einer schmalen Landzunge an der Vereinigung der schlammigen, schmutzigen Ströme Alleghany und Monongahela gelegen, umschlossen von hohen Bergketten, liegt gewöhnlich eine erdrückende Rauchschicht über dem Weichbilde dieser Stadt des Eisens und der Kohle. Aus Tausenden von Schloten qualmt schwarzer Rauch empor und vermengt sich mit den Nebelwolken; die hohen Gebäude in den engen geschäftigen Verkehrsstraßen sind vom Kohlenrauch geschwärzt, Ruß dringt durch Fenster und Thüren in die Wohnungen und lagert sich dort überall ab; selbst auf dem weißen Briefbogen, den ich im Monongahela-Hôtel vor mir auf dem Schreibtische liegen hatte, fand ich diese fettigen Kohlenstäubchen, und wischte ich sie fort, so blieben schwarze Striche auf dem Papier zurück. Durch diese Rauchwolken des winterlichen Pittsburg dringend, fällt der Schnee schmutzig auf Straßen und Plätze, und

kaum sind einige Stunden vergangen, so ist er mit einer schwarzen Rußschicht überkleidet. Die mit Schwefel- und mineralischen Dämpfen geschwängerte Luft reizt zum Husten, und ein fortwährender, das Athmen erschwerender Druck liegt auf der Brust.

So lernte ich Pittsburg in den siebziger Jahren kennen, und so zeigte, oder vielmehr verhüllte es sich auch bei meinen späteren Besuchen.

Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich vor einigen Jahren auf der Durchreise nach dem Westen schon von der Eisenbahn aus dieses rauchige, schwarze Pittsburg sonnig und klar vor mir liegen sah? War denn diese thurmreiche, schöne Stadt mit ihren gewaltigen Häuserfronten und schattigen Parks, rings umgeben von grünen Bergen mit dem klaren, blauen, wolkenlosen Himmel darüber, wirklich die pennsylvanische Cyclopenstadt? Sollte Gevatter Aeolus mit seinem Blasebalg dareingefahren sein? Nein. Es herrschte vollständige Windstille, und dabei entströmte den Tausenden von Schloten und Hochöfen und Gießereien kaum ein wahrnehmbarer Rauch!

Es war weder Sonntag, noch hatte ich von einer Streikbewegung oder Schließung der Werke etwas gehört. Wie kam es also, daß dieses rauchige, dumpfe, schwarze Pittsburg nun so klar und rein und sonnig daliegen konnte?

Die Antwort liegt im „Natural-Gas“. Pittsburg hatte einfach aufgehört Kohlen zu verwenden. Pittsburg ohne Kohle! Das war ja ein schlimmeres Paradoxon als Newcastle ohne Kohle. Und doch war es

so. In allen Haushaltungen, in Kochherden, Oefen, Fabriken, Gießereien, Glas- und Stahlhütten, Schmelzwerken, Hochöfen — in allen Werkstätten waren Kohlen und Holz durch Gas ersetzt worden, und folglich gab es keinen Rauch mehr.

Als mein Pittsburger Freund, der mich auf dem Bahnhofe abholte, an der rauchenden Locomotive meines Zuges vorbeikam, hielt er sich das Taschentuch vor die Nase und meinte verächtlich: „Pfui, welcher Rauch!“

Ich mußte laut auflachen. Aber in der That, Pittsburg war im Laufe weniger Jahre vollständig rauchlos geworden, und die Straßen waren so rein wie jene von Boston. Es gab keine Asche, keine Kohlenlager, keine Kohlentransporte mehr, selbst in den ungeheuren Eisen- und Stahlwerken, den größten der neuen Welt, war alles rein und nett gescheuert, daß die Pittsburger sich selbst über diese plötzliche Wandlung am meisten wunderten.

Aber es blieb nicht lange so. Im vergangenen Jahre von Chicago nach New-York reisend, hielt ich mich eine Woche im Pittsburger Duquesne-Hôtel auf, und da fand ich denn, daß die Cyclopenstadt wieder das rauchige, schmutzige, schwarze Pittsburg früherer Zeit geworden war. „Natural-Gas“ war ausgegangen.

Das ist nun eine sehr interessante Geschichte, in Europa wenig, ja so gut wie gar nicht bekannt, und sie verdient erzählt zu werden.

*   *
*

Schon in früheren Jahren, auf meinen Wanderungen durch die große Petroleumregion des westlichen Pennsylvanien*) war ich auf die großen Massen von Leuchtgas aufmerksam geworden, welche der Erde an unzähligen Stellen, hauptsächlich in der Nähe der Petroleumquellen, entströmten; um es nicht einathmen zu müssen, hatten die Arbeiter und Farmer das Gas entzündet, und so brannte es viele Jahre lang. Zur Nachtzeit gewährten diese zahllosen, dem nackten Boden entspringenden Flammen einen schauerlichen Anblick, befremdender als ein Wald- oder Prairiebrand; manche dieser Flammen erreichten nur wenige Fuß Höhe, andere leckten auf 20—30 Fuß Höhe flackernd empor, ja dort, wo das Gas unter besonders starkem Drucke aus dem Erdinnern hervorkam, brannte es erst in einer Höhe von 10—20 Fuß über dem Erdboden; und diese gewaltig großen Flammen, in den verschiedensten Formen in der Luft schwebend, vom Winde zerzaust, bald hierhin bald dorthin getragen, bald hoch aufflackernd, bald in kleine blaue Lichtschlangen zerrissen und zerspalten, gaben der ganzen, auf Meilen erleuchteten öden Gegend ein ungemein phantastisches Aussehen. Hier und dort hatten Köhler oder Farmer neben ihren Häusern kurze eiserne Rohre über diesen Gasquellen angebracht und verwendeten das der Erde entströmende Gas zur Beleuchtung. Aber seltsamerweise wurden diese ungeheuren Massen von Leuchtgas, welche der Erde hier, sowie auch

*) Siehe Hesse-Wartegg „Tausend und ein Tag im Occident". Leipzig, C. Reißner's Verlag, 1891, 2 Bände.

an vielen Stellen von Virginien und Ohio entquollen, von dem sonst so praktischen und findigen Yankee unbeachtet gelassen. Sein ganzes Leben und Streben wandte er der Entdeckung von Petroleumquellen zu, in Petroleum wurden große Vermögen erworben und verloren, Petroleum war die Sache, auf welche Jagd gemacht wurde. Freilich hatte schon im Jahre 1858 ein Farmer im westlichen Pennsylvanien, Colonel E. L. Drake, auf die Bedeutung dieser Gasquellen hingewiesen, aber wie so viele andere Entdecker, wurde auch er anfänglich für einen sonderbaren Schwärmer angesehen; er opferte seine geringe Habe der Ausführung seiner Idee und starb nach einigen Jahren in großer Armuth, ohne daß es ihm gelungen war, das Großkapital dafür zu interessiren. Wohl fand das Gas auch schon in den siebziger Jahren Beachtung, allein nur insofern, als sein Vorhandensein als sicheres Anzeichen für das Vorhandensein von Petroleum galt. Thatsächlich ist überall Gas vorhanden, wo sich Petroleumlager vorfinden; aber das erstere erstreckt sich über ein viel größeres Landgebiet, das westliche Pennsylvanien und New-York, ganz Ohio und die nördlichen Grafschaften Kentuckys, sowie West-Virginiens umfassend; ja auch nördlich des Eriesees in den an ihn grenzenden Theilen Ontarios wurde es in großen Massen gefunden.

Die großen Mengen Gas, auf welche Petroleumsucher bei einer kleinen Mühle nahe dem Dorfe Murraysville in West-Pennsylvanien gestoßen waren, ließen sie auf reiche Petroleumlager hoffen. Vergeblich bohrten

sie bis auf 900 Fuß Tiefe. Eine reichere Gesellschaft nahm die Bohrungen dort einige Jahre später wieder auf, und man erreichte 1320 Fuß. Aber inmitten der Arbeit erfolgte plötzlich eine furchtbare Explosion, die anderthalb Tonnen schweren Bohrer wurden hoch in die Luft emporgeschleudert und das Erdreich in der Umgebung des Bohrloches aufgerissen. Mit furchtbarem Brausen, das sogar in dem fünf englische Meilen entfernten Munroeville hörbar war, schoß das Gas, welches hier endlich einen Ausweg gefunden hatte, empor; statt aber dieses neuentdeckte Naturprodukt auszubeuten, gaben die Petroleumsucher ihre Arbeit als hoffnungslos auf und zogen weiter. Das entströmende Gas jedoch wurde entzündet und erleuchtete das Land auf Meilen in der Runde. Erst nachdem es auf diese Art fünf Jahre lang nutzlos gebrannt hatte, fanden sich einige unternehmende Leute, welche das Geld hergaben, um Röhrenleitungen nach dem etwa 20 englische Meilen entfernten Pittsburg zu legen, und das Gas dort als Heizmaterial in einzelnen Fabriken zu verwerthen.

Um diese Zeit begann auch Herr Georg Westinghouse, der Sohn des Erfinders der Luftbremse, sich für das Naturgas zu interessiren, und er fand die Sachlage so günstig, daß er im Jahre 1884 eine Gesellschaft, die „Philadelphia Company“, mit einem Grundkapital von 5 Millionen Dollars organisirte. Die Einführung des „Natural-Gas“ in den Haushaltungen und Fabriken Pittsburgs erfolgte nun, nachdem man die Sache lange Jahre mit Mißtrauen angesehen hatte, so rasch, daß die Philadelphia Company bald ihr

Capital auf 7½ Mill. Dollars (30 Mill. Mk.) erhöhte, die anderen kleineren Gasgesellschaften auskaufte und in der Mitte der achtziger Jahre den größten Theil des Gasbedarfes von Pittsburg lieferte. — Innerhalb weniger Jahre hatte sich ein vollständig neuer Industriezweig entwickelt, welcher viele Millionen Capital erforderte, aber vorderhand auch glänzende Erträgnisse abwarf. Die Pennsylvania Company besitzt heute noch das Monopol der Gasgewinnung auf Landdistricten von 75,000 Morgen Ausdehnung; ferner 300 Gasquellen von verschiedener Tiefe, zwischen 150 Fuß und 2700 Fuß, und sammelt das Gas in großen, über jeder Quelle angelegten Gasometern, von wo es nach Pittsburg geleitet wird. Die Röhren der Nebenleitungen haben einen Durchmesser von 5, jene der Hauptleitungen von 36 Zoll, und die Gesammtlänge dieser unterirdischen Röhrenleitungen beträgt nicht weniger als 750 englische Meilen, etwa die Entfernung zwischen Berlin und Brüssel! Die Gesellschaft versorgt nicht nur Pittsburg und dessen Nachbarstadt Alleghany mit Gas, sondern auch noch dreißig andere Städte der Umgebung!

Sobald man in Pennsylvanien den großen Erfolg dieser einen Gesellschaft wahrnahm, stürzte sich der Unternehmungsgeist sofort auf das „Natural-Gas", und nach einigen Jahren hatte dasselbe Kohlen, Holz und Leuchtgas in Hunderten von Städten und Dörfern hier wie in den Grenzstaaten vollständig verdrängt. Die Sache war ja die denkbar einfachste und billigste aller Minenoperationen. Wo immer man nach Gas gebohrt hatte, war es auch thatsächlich gefunden worden;

die Gesellschaften, welche sich in jeder einzelnen Stadt bald gebildet hatten, brauchten nur die passendste Stelle für die Anlage des Gasometers auszusuchen und dort nach Gas bohren zu lassen. Hunderte von Contractoren besorgten dieses Bohren für den sehr geringen Preis von einen Dollar für jeden Fuß Tiefe, wofür sie auch noch die Ausfütterung des Bohrloches mit Eisenröhren übernahmen.

* * *

Für diese Bohrungen wurden zunächst eiserne Röhren von etwa 6 Zoll Durchmesser durch das weiche Erdreich getrieben, bis man auf Felsen stieß. Dann wurden über den Bohrlöchern „Derricks“ errichtet, jene charakteristischen, etwa 72 Fuß hohen Holzpyramiden, mit welchen das ganze Petroleumgebiet Pennsylvaniens übersäet ist; neben diesen Derricks wurden Locomobilen zum Treiben der Bohrer aufgestellt, und der Apparat war fertig. Die Bohrer bestehen aus Eisenstangen von zusammen etwa 60 Fuß Länge, an deren unterem Ende das Stahlwerkzeug sitzt. Durch die Locomobile wird der Bohrer, dessen Gesammtgewicht etwa anderthalb Tonnen beträgt, abwechselnd emporgehoben und fallen gelassen, wobei der Bohrer immer etwas gedreht wird, um die verticale Richtung einzuhalten. Der Durchmesser des Bohrloches beträgt gewöhnlich 8 Zoll, und der Bohrer dringt je nach der Härte des Felsens in je 24 Stunden 60 bis 100 Fuß weit ein. In Pennsylvanien wird Gas auf verschiedenen Tiefen gefunden,

von 8 Fuß bis auf 2500 Fuß, die Mehrzahl der Bohrlöcher haben jedoch eine Tiefe von 1000 Fuß, in Ohio und West-Virginien etwas mehr. Das Bohrloch wird stets mit eisernen Röhren gefüttert, um das Wasser davon abzuhalten, und über dem Bohrloch wird ein kleiner Gasometer zum Aufsaugen und leichteren Vertheilen des Gasdruckes angelegt.

Von diesen Gasquellen wurden nun Röhren nach den nächsten Städten und in deren Straßen und Häuser geführt, ganz wie bei unseren gewöhnlichen Gasleitungen. Aber während bei den letzteren Kohle gekauft und das Gas in großen kostspieligen Werken künstlich erzeugt werden muß, beschränkten sich bei den „Naturalgas"-Gesellschaften die ganzen Kosten auf die geschilderte erste Anlage, und der Betrieb erforderte kaum nennenswerthe Mittel. Der Druck des Gases an den Bohrlöchern erreichte anfänglich im Durchschnitt etwa 350 Pfd. auf den Quadratzoll, also ca. 28 Atmosphären! Er erhielt sich selbst bei den größten Quellen, welche mehrere Millionen Kubikfuß Gas im Tage lieferten, Jahre lang auf derselben Höhe, und reichte hin, das Gas in den Leitungen 30 englische Meilen weit zu treiben. Unter diesen Verhältnissen war es den „Naturalgas"-Gesellschaften leicht, die Gasfabriken und Kohlenhändler Pittsburgs bald von der Bildfläche verschwinden zu lassen. Während die Gasfabriken Gas zum Preise von 15 Cents für je tausend Kubikfuß lieferten, kostete das Natural-Gas nur 3 Cents. Dabei ist es gerade so klar und rein wie das künstliche Gas und hat noch den Vortheil, geruchlos zu sein. Bei der großen Wohlfeilheit

war seine Einführung für Heizzwecke in Küchen und Wohnungen wohl selbstverständlich; es bedurfte nur geringer Kosten für die Gasrohre, und die Sache war fertig. Statt des langwierigen Anmachens der Feuer, statt Rauch, Schmutz, Asche, Kohlen- und Aschentransport das einfache Andrehen eines Hahnes! Wer konnte da zögern?

Dasselbe galt aber in noch viel höherem Maße von den Fabriken, Eisen- und Stahlwerken, Hochöfen u. s. w. Die Einführung von Naturalgas erforderte nur geringe Veränderungen; im Winter 1884 trat dasselbe zuerst in den „American Iron Works" von Pittsburg an die Stelle von Kohle, und ein Jahr darauf war der Kohlenbedarf der Stadt um etwa zehntausend Tonnen Kohlen täglich gefallen!

Pittsburg war auf solche Weise rauchlos geworden und hatte eine ganz neue wichtige Industrie gewonnen, welche viele Millionen Dollars einzubringen versprach; die Gasquellen schienen ja unversiegbar, und immer neue Quellen wurden entdeckt! Jede Quelle kostete nur drei bis sechstausend Dollars, und konnte sich in ein bis zwei Jahren bezahlt machen. Im Februar 1888 wurden nach Pittsburg allein täglich 500 Millionen Kubikfuß Naturalgas geleitet, und da der Bedarf diese Menge nicht erreichte, wurde der Ueberschuß einfach verbrannt! Von meinen Fenstern im Monongahela-Hôtel, wo ich damals wohnte, sah ich an den breiten Ufern des gleichnamigen Stromes das gegen 80 Fuß hohe eiserne Abzugsrohr, aus dessen oberer Oeffnung eine zwanzig bis dreißig Fuß hohe Flamme emporschoß,

zur Nachtzeit die ganze Umgebung des Stromes, ja selbst die nach jener Seite gewendeten Zimmer des Hotels erleuchtend. Die Ersparniß an Kohlen und Arbeitslöhnen belief sich in den flush-times, d. h. Glanzzeiten des Naturalgases in Pittsburg allein auf sechs Millionen Dollars jährlich; zehn Millionen Dollars waren in dieser Industrie angelegt und im Jahre 1887 wurden in der glücklichen Stadt Gas- und Wasserrohre im Gewicht von 600,000 Tonnen fabrizirt. Das wohlfeile Brennmaterial entwickelte andere Industriezweige; die gute Luft, der klare Himmel, die große Reinlichkeit dieser geradezu neugeborenen Stadt zog eine Menge Ansiedler herbei, und der Werth des Grundeigenthums stieg innerhalb weniger Jahre um 25 Procent!

* * *

Was Wunder, daß dieses Glück Pittsburgs auch anderen Städten des Westens, vornehmlich in Ohio und Indiana, in's Auge stach? Geradeso wie seinerzeit das Gold in Kalifornien, das Silber in Nevada und das Petroleum in Pennsylvanien, so erweckte das Natural-Gas im ganzen Ohiogebiete ein wildes Speculationsfieber; die Blätter berichteten von den großartigen Vermögen, welche in Pennsylvanien auf so einfache und leichte Weise verdient, und erzählten von den reichen Gasquellen, die bald hier bald dort zufällig entdeckt wurden. Die Bewohner des Ohiogebietes, in Städten und Dörfern, ja in den abseits an den Verkehrsrouten gelegenen Ansiedelungen wandelten wie auf verzaubertem

Boden. Wer konnte wissen, ob nicht gerade der Fleck, auf dem sie wohnten, ihnen zu großen Reichthümern verhelfen würde? Man konnte es ja versuchen! Waren doch die Kosten sehr geringe! und wer die paar Dollars nicht besaß, der borgte sie, oder vereinigte sich mit anderen zu einer Gesellschaft. Männer, Frauen, Mädchen, alle hatte das Fieber ergriffen, und in ganz Ohio, in Indiana, Kentucky, Westvirginien wurde überall nach Natural-Gas gebohrt. Der Erfolg war in den meisten Fällen glänzend. Gas strömte aus den Bohrlöchern in großer Fülle und voraussichtlich auch Unerschöpflichkeit, wie es ja die Gasquellen in Pennsylvanien bewiesen hatten. Es bildeten sich Actiengesellschaften, um die Quellen auszubeuten, überall wurden künstliches Leuchtgas, Kohle, Coke und Holz durch das Natural-Gas verdrängt, die Actien des letzteren stiegen, jene der ersteren fielen, der Eine gewann, der Andere verlor — der gewöhnliche Lauf der Dinge!

Das Fieber war in den Jahren 1887 und 1888 so mächtig, daß die Leute geradezu ihren Kopf verloren, und zur Wünschelruthe und Zauberei Zuflucht nahmen. Ein schlauer Yankee, Namens J. S. Booker, „man wußte nicht, woher er kam“, machte sich dies zu nutze und behauptete, er könne die unterirdischen Gaslager erkennen, da er, über solchen Lagern stehend, eigenthümliche Muskelzuckungen im Nacken verspüre. Gaslager waren ja, wie es sich nachträglich herausstellte, fast überall vorhanden, und dem guten Yankee hatte der Zufall wirklich zu ein paar glücklichen Funden verholfen. Der Mayor einer Stadt empfahl ihn an den

Mayor der nächsten, und so schwindelte sich der gute Mann von Ort zu Ort, überall für jede Gas-Entdeckung ein festes Honorar von fünfhundert Dollars einheimsend.*)

Die größte der Städte Ohios, welche das Naturalgas einführte, war Toledo. 1834 mitten in einem dichten Urwald gegründet, bezog es sein Heizmaterial lange Jahre aus diesem. An der Stelle des abgeholzten Waldes wurden große Kohlenlager entdeckt, welche nun ihrerseits das Heizmaterial für die mittlerweile zu 80,000 Einwohnern angewachsene Stadt lieferten; und 1888 wurden an der Stelle der Kohlenlager Gasquellen entdeckt. Sofort wurden alle Oefen, alle Küchenherde, alle Fabrikfeuerungen für Naturalgas eingerichtet.

Aber ein noch glänzenderes Beispiel der großen Umwälzungen, welche das Naturgas mit sich brachte, war Findley. 1885 war Findley ein kleines Städtchen an den sumpfigen Ufern des Blanchardflusses, mit öder, unfruchtbarer Umgebung, ohne Industrie, ohne Handel, eine jener armen, dahinsiechenden Ansiedelungen, deren es auch im amerikanischen Westen, hauptsächlich in Ohio, Missouri und Iowa eine ganze Menge giebt. Die Zeitungen brachten den Bewohnern die Kunde von dem Naturalgas in Ohio, sie beschlossen danach zu forschen, und in der That wurde im Frühjahr 1886 die große Karyquelle entdeckt — ein wahrer Geyser von Naturalgas schoß aus dem Bohrloche empor, über-

*) Siehe „Newyork Sun“ vom 19. Februar 1888.

höht von einer Flamme von der Größe eines Luftballons. Das Glück von Findley war nun gemacht. Mit Mühe wurde der Gasriese in eiserne Fesseln gelegt, und der Ertrag der Quelle — etwa 15 Millionen Kubikfuß im Tage — für industrielle Anlagen kostenfrei angeboten. Aus Chicago, Columbus, Louisville und anderen Städten kamen, angelockt durch das freie Brennmaterial, Unternehmer, um Glas- und Eisenhütten, Fabriken &c. anzulegen; der Werth der Baugründe in der früher so todten Stadt stieg auf das zehn- und zwanzigfache, und selbst aus den Großstädten des Ostens kamen Speculanten, um durch Kauf und Verkauf von Baugründen Vermögen zu erwerben. Hôtels und Privathäuser waren mit Fremden überfüllt, ja es war schließlich unmöglich, die große Zahl von Zuwanderern zu beherbergen und zu nähren. Sie wohnten in Zelten und lebten von trockenem Brod. Ein kleiner Schuhladen, der sonst 200 Dollars jährliche Miethe eintrug, wurde an zwei New-Yorker „Real Estate Agents“ (Baugrund-Agenten) für 2000 Dollars gemiethet und das Geld sofort erlegt.

Mehrere Monate hielt dieser „Boom“ an — endlich legte er sich, aber das Resultat für die Stadt war doch glänzend. Die gesammten in der Umgebung gefundenen Quellen lieferten den Blättern Chicago's und Toledo's zufolge neunzig Millionen Cubikfuß Gas im Tage, und jedes Haus, jede Werkstätte Findley's brannte ausschließlich Gas, zum Preise von 50 Cents im Monat für jeden Ofen und 5 Cents für jede Lichtflamme. Vierzig Fabriken verschiedener Art waren entstanden und

die Bevölkerung war von 3—4000 auf 16,000 Einwohner gestiegen! Während des Jahres 1887 wurden 2300 neue Häuser gebaut, und aus den armen ursprünglichen Bewohnern Findley's waren im Handumdrehen reiche Leute geworden!

Aber Findley ist nicht das einzige Beispiel der gewaltigen Wandlung, welche das Natural-Gas in Ohio hervorgerufen hat. Noblesville, Montpellier, Muncie, Delphos, Cygnet, alles elende Dörfer, wurden binnen wenigen Monaten zu wohlhabenden Städten. In Wabash (Staat Indiana) wurde eine Gasquelle entdeckt, welche täglich dreizehn Millionen Cubikfuß Gas lieferte! In Cocomo, Massilon, Anderson, Amboy, Auburn und anderen Ansiedelungen wurden die dort gefundenen Gasquellen auch zur Quelle des Reichthums der Bewohner, denn große reiche Gesellschaften aus Buffalo, Chicago, Cleveland u. s. w. kauften ihnen die Quellen zu hohen Preisen ab, um das Gas durch Röhren nach den genannten Hauptstädten zu leiten. Viele Millionen Dollars wurden darauf verwendet, alles Gelder, welche aus den großen Städten in die kleineren und bis in die entferntesten Ansiedelungen der Ohio-Staaten abflossen.

Und immer noch wurden Quellen entdeckt, immer wieder verbreitete sich das Fieber, nach Hunderten von Meilen zählten die Gasleitungen, welche mit fieberhafter Schnelligkeit quer durch die Staaten nach den Hauptstädten gebaut wurden. In Chicago wurde eine Gesellschaft mit 10 Millionen Dollars Actiencapital ge-

gründet, welche die Quellen in der Umgebung von Lima im Staate Ohio aufkaufte und eine 120 Meilen lange Leitung nach Chicago baute, groß genug, um täglich 12 Millionen Cubikfuß Gas nach der Weltstadt am Michigansee zu führen; binnen wenigen Monaten hatte die Gesellschaft als Abnehmer zwischen dreißig- und vierzigtausend Haushaltungen gefunden, welche sie mit Gas für Leucht- und Heizzwecke für 2 Dollars monatlich zu versorgen verpflichtete. Zwischen dreißig- und vierzigtausend Familien verwendeten je 10 bis 70 Dollars zur Legung der Gasleitungen, und die Gesellschaft versprach sich goldene Berge von dem Unternehmen. Ja man dachte schon daran, auch die zwischen 6 und 900 Meilen entfernten Städte New-York, Philadelphia, Boston mit Natural-Gas zu versehen.

* * *

Da kam jedoch plötzlich von Pittsburg her die Kunde von dem allmählichen Nachlassen des Ertrages der Quellen — schon 1889 hatte man ein solches wahrgenommen, allein der glänzende Ertrag der neugefundenen Quellen in Ohio und Indiana ließ ernstere Befürchtungen nicht aufkommen. 1890 hatte der natürliche Gasdruck in den Quellen so stark nachgelassen, daß man zu künstlichem Pumpen Zuflucht nehmen mußte. Auch dann schwankte der Ertrag, die Zufuhr von Gas wurde unregelmäßig, eine Fabrik nach der andern war gezwungen, mit Kohlenfeuerung nachzu-

helfen, und im Mai 1892 gab es von der ganzen großen Industrie Pittsburgs nur mehr vier Eisenwerke welche noch Natural-Gas anwendeten. Der Bedarf an Kohle, welcher jahrelang auf eine verschwindende Menge herabgesunken war, hatte wieder nahezu eine Viertel Million Centner täglich erreicht! Die schwarzen Diamanten waren wieder zur Geltung, Pittsburg wieder zu seinem alten Ruf als Rauchstadt gekommen! —

Aehnlich ging es in anderen Städten, die großen Lager von Natural-Gas waren thatsächlich erschöpft, überall mußte gepumpt und gespart werden, die Actien sanken, jene der Kohle stiegen. — Am 17. Nov. 1892 wurde die Natural-Gasleitung aus den großen Ohiolagern nach Chicago eröffnet, vierzigtausend Haushaltungen freuten sich an diesem Tage des schönen, reinen, wohlfeilen Heizmittels. Aber schon ein paar Tage später herrschte dort allgemeiner Schrecken — das Gas war ausgegangen. Freilich ließ die Gesellschaft verlauten, der Gasmangel wäre nur vorübergehend, und es sei hinreichend Gas für viele Jahre vorhanden. Aber das hat sich nicht bewahrheitet — Tausende von Familien ließen ihre Oefen wieder für Kohlen und Holz einrichten und der Erfolg des Natural-Gases in Chicago ist mehr als zweifelhaft.

Dieselbe Klage kommt aus ganz Ohio. Zahlreiche Fabriken mußten gänzlich geschlossen werden, andere bequemten sich dazu, Kohlen- und Coke-Oefen zur Feuerung zu erbauen, und ebenso schnell wie das Natural-Gas gekommen, ebenso schnell kamen jetzt überall Kohle und Holz wieder zu Ehren; denn es ist wohl

nicht zu zweifeln, daß die großen unterirdischen Gaslager, diese Ansammlungen vieler Zeitalter, früher oder später vollständig erschöpft werden müssen. Millionen wurden mit Natural-Gas gewonnen, Millionen wieder verloren. Das ist die Geschichte von Blüthe und Ende vom Natural-Gas!

VIII.

Neufrankreich am St. Laurenzstrom.

A bord, Messieurs et Mesdames! pour Saint Agnès, Saint Joachim, Saint Anne, Saint Paul, Saint . . . — die ganze Litanei, der reine Kreuzweg in's Himmelreich! Alle Heiligen scheinen an den Ufern des St. Laurenzstromes festen Fuß gefaßt zu haben. Fünfzig Städte und Ansiedelungen am Unterlaufe des Stromes führen das Wort Saint vor ihren Namen, und selbst so bescheidene Heilige wie Sanct Polycarpus und Sanct Pancratius sind hier aus dem Moder christlicher Vergangenheit hervorgezogen worden.

Der Dampfer stand an den Hafenquais von Quebec zur Abfahrt nach dem unteren St. Laurenz bereit, aber nach dem, was ich um mich herum sah und hörte, hätten die blauen Fluthen, die das Schiff umspülten, ebensogut jenen der Loire, die Menschen ebensogut den Städten St. Nazaire oder Angers angehören können. Auf dem Verdeck des Dampfers standen französische Bauern mit Zipfelmütze und hohen Stiefeln beisammen, ihr kurzes Pfeifchen schmauchend; auf den Bänken längs der Brüstung saßen französische Frauen in dunkler,

einfacher Bauerntracht, den Strickstrumpf oder — den Rosenkranz in der Hand, und an ihrem Hals hingen metallene Kreuzchen mit dem Bild des Erlösers.

Selbst dem Kapitän und den Matrosen schien die Wiege in St. Malo oder Brest gestanden zu haben — welch ein fremdartiges Bild hier in Amerika! Giebt es also in der That in diesem Lande der Gleichförmigkeit und des ewigen Einerlei in Leben und Sitten ein Stückchen Europa? Hat wirklich eine französische Grafschaft ihren Weg hierher an die Ufer des mächtigen St. Laurenz gefunden, und ist noch nicht von der sie umgebenden angloſächsischen Cultur verschlungen worden?

Nicht nur eine Grafschaft. Ein Stück Land, so groß wie ganz Frankreich ist, wenn nicht politisch, so doch in Sprache und Sitten dem gallischen Mutterlande erhalten geblieben, und dieses Land bildet die canadische Provinz Quebec. — Der Ottawastrom bis zu seiner Mündung in den St. Laurenz bei Montreal bildet die Grenze zwischen angloſächsischer und gallischer Cultur, den Pas de Calais von Amerika, nur daß Calais und Dover hier in der neuen Welt auf die Breite einer Straße aneinander gerückt sind, daß Franzosen und Engländer hier bei ausgestreckten Armen sich die Hände reichen könnten, wenn sie wollten. Aber sie wollen eben nicht. Im Schlosse von Chambord hat die Caprice eines Architekten eine breite Treppe geschaffen, welche durch eine künstliche Wand in zwei Theile getheilt ist. Zwei Personen können die Treppe emporschreiten, ohne einander zu sehen. So die Franzosen und Engländer in Canada: sie gehen auf gleichen

Wegen gleichen Zielen zu, aber treffen sich nicht — sie stehen sich hier auf gemeinschaftlicher Erde fremd gegenüber — als Franzosen und Engländer in Canada.

Der nördliche Theil Montreals ist französisch — der südliche englisch. Hier oben alles Sir und Mistress und Yes, unten am Strome alles Monsieur und Madame und Oui. Läßt man sich von den klaren mächtigen Fluthen des Laurenzstromes abwärts tragen, so kommt man völlig in den Schatten des schneeweißen bourbonischen Lilienbanners, das hier von der Tricolore Frankreichs noch nicht verdrängt ist, und in doppelter Hinsicht seine Bedeutung bewahrt hat; dieses Neufrankreich, wie man Quebec nennt, ist ein Bourbonenland und könnte mit größerem Rechte Altfrankreich heißen. Breitet man das weiße Banner über das Land, so hat man das Bild desselben im Winter, die goldenen Lilien aber sind die reichen Ernten des Sommers.

Die Stadt Quebec ist häufig genug geschildert und besucht worden. Nicht so die alten französischen Grafschaften und Seigneurien des unteren St. Laurenz. Schon auf der Fahrt von Europa den mächtigen Strom aufwärts nach Montreal war in mir der Entschluß reif geworden, dieses Altfrankreich zu besuchen, und um ihn auszuführen, hatte ich auf dem Dampfer Passage genommen, der unter den steilen Felsmauern der Citadelle von Quebec der Abfahrt harrte. Der letzte Passagier, der unser Schiff betrat, war ein Priester, groß, stämmig, mit offenem, weniger ehrwürdigem als achtunggebietendem Antlitz, die Soutane des Priesters, der Träger derselben ein Mann. Bei seinem Erscheinen zogen Kapitän und

Passagiere die Mützen, die Frauen umdrängten ihn, seine Hände zu küssen. Freundlich nach allen Seiten grüßend, nahm er auf einem Waarenballen Platz, zog ein kurzes Pfeifchen hervor und blies bald dicke Rauchwolken vor sich hin. — „Vous le ne conaissez pas?“ sagte ein Canadier zu mir, als ich ihn um Auskunft bat. „C'est le Roi du nord — c'est le père Labelle“ fügte ein anderer leise hinzu.

Der „König des Nordens! Vater Labelle!“ Ich war nun doppelt zufrieden, den allerdings nur kurzen Ausflug nach Untercanada unternommen zu haben, denn Niemand hätte mir über Land und Leute bessere Auskunft ertheilen können.

Vater Labelle gehört zu den interessantesten Persönlichkeiten Neufrankreichs, einflußreicher und angesehener als der Premierminister. Père Labelle dürfte kaum jemals den Bischofshut erhalten; denn er ist jetzt schon wie gesagt ein „König“. Die Eröffnung des canadischen Nordwestens ist zum größten Theil seinem Einfluß zuzuschreiben. Er hat in den ungeheueren Urwäldern gegen die Hudsonbai hin Ansiedelungen und Dörfer geschaffen, er hat Straßen und Wege gebaut, Eisenbahnen durch die Wildniß geleitet. — Wir finden in der Geschichte eine ganze Reihe heroischer Priesterpioniere, die mit dem Kreuz in der einen, dem Schwert in der andern Hand die Eroberung wilder Länder, die Unterwerfung und Bekehrung der Heiden zum Ziele hatten. Père Labelle ist einer dieser Pioniere, nur hält er statt des Schwertes Axt und Pflug in seiner Rechten. Priester und Franzose bis auf die Knochen,

predigt er in einfacher aber dabei überzeugender und hinreißender Sprache. Fordert er seine Zuhörer auf, in der canadischen Wildniß irgend eine neue Ansiedelung zu gründen, sie folgen ihm; will er irgendwo eine neue Straße durch den Urwald haben, sofort bahnen sie die Bauern aus freien Stücken. Fordert er die canadischen Frauen in ziemlich unverblümter Sprache auf, ihm Söhne zu geben, um das Franzosenthum weiter auszubreiten — mit einem Worte, für Nachkommenschaft zu sorgen — sie folgen ihm. Und darin besteht vielleicht ihre größte Leistung. Familien von einem Dutzend Kindern sind die Regel, solche von zwei Dutzend Kindern gar keine seltene Ausnahme.

Während wir die blauen Fluthen des St. Laurenz abwärts schwammen, fand ich Gelegenheit, mit der sonderbaren canadischen Majestät ein wenig zu plaudern.

„Sehen Sie," meinte er, „ich will meine Schäflein hier in Canada zusammenhalten. Wir sind gute Patrioten, wir lieben unser Land, unsere Sprache, wir wollen nicht, daß unsere Kinder nach den Vereinigten Staaten auswandern. Wir waren unserer sechzigtausend, als gerade vor hundert Jahren Neufrankreich unter englische Herrschaft kam. Wir zählen jetzt — anderthalb Millionen in Canada und eine halbe Million über der Grenze drüben in den Staaten. Wir bekommen keinen Zuwachs, kein frisches Franzosenblut aus dem Mutterlande und müssen deshalb trachten, uns durch eigene Kraft in der Macht zu erhalten."

„Also seid ihr alle gute Franzosen geblieben?"

„Franzosen? Nein. Wir sind Canadier, loyale Unterthanen der englischen Krone.“

„Zahlt ihr der Regierung Steuern?“

„Nicht einen Piaster.“

„Stellt ihr euere Söhne für's Militär?“

„Nicht einen Mann. Braucht die Königin Hülfe, so sind wir stets bereit, ihr Freiwillige zu liefern, das haben wir wiederholt bewiesen.“

„Worin also besteht euere Unterthanenschaft?“

„Wir führen die englische Flagge, auf welche wir unser Wappen setzen, und wir trinken bei jedem Bankett auf die Gesundheit Ihrer Majestät.“

Die Ufer des unteren Laurenz in den Grafschaften Joliette, Berthier, St. Maurice, Montmorency, Charlevoix, Nicollet u. s. w. sind sozusagen ein einziges langgestrecktes Dorf, und sollte man danach auf die Besiedelung des Landes schließen, die Provinz Quebec müßte fast so bevölkert sein wie Frankreich. Aber dem ist nicht so. Obschon räumlich so groß wie das Mutterland, ist Quebec doch nur in den fruchtbaren Thälern des St. Laurenz und seiner Nebenflüsse besiedelt — der große Rest, vielleicht neun Zehntel des Landes, ist Urwald und Felsenwüste, unterbrochen von zahllosen krystallklaren Seen und kataraktreichen Flüssen, an deren Mündungen in den St. Laurenz die kleinen Pfarrdörfer Neufrankreichs liegen. Der größte Theil der Bevölkerung drängte sich längs des St. Laurenz zusammen, denn im Sommer bot er die bequemste Wasserstraße, im Winter die beste Eisdecke für die Schlittenverbindung mit der Hauptstadt. Hier unten ist alles französisch.

Weiter aufwärts gegen das Bergland zu finden sich die Ansiedelungen der später zugewanderten Schotten und Irländer, die am Strome keinen Platz mehr fanden, und über diese hinaus, an der Grenze des Urwald- und Berglandes, sieht man wieder Franzosen, nämlich die Sprößlinge der altfranzösischen Familien vom Flusse unten, die hierher wanderten und sich neue Ansiedelungen gründeten.

Zwischen Franzosen eingeschachtelt, haben auch die irischen und schottischen Ansiedler ihre Nationalität, ja ihre Sprache eingebüßt, und ich begegnete selbst „Blackburns“ und „Macphersons“ und anderen, die kein Wort englisch mehr verstanden — eine Entnationalisirung, die ich bei der bekannten Zähigkeit der Schotten kaum für möglich gehalten hätte.

Bei dem Anlegen unseres Dampfers in den einzelnen Ortschaften Laurette, Chateau Richer, St. Joachim u. s. w. fiel mir die eigenthümliche Bauart und Anlage der Häuser auf, die, alle in einer Linie längs der Ufer stehend, eine einzige meilenlange Straße bildeten. Nur um die einfache, wenn auch große Dorfkirche herum standen Häuser in Gruppen beisammen.

In dieser Eigenthümlichkeit sieht man ein Stück der Geschichte von Neufrankreich. Der vierzehnte Ludwig vertheilte die „paar Morgen Schnee“, wie Voltaire seinerzeit Canada nannte, unter einflußreiche Colonisten wie verarmte Edelleute und Beamte seines Hofes, und so entstanden die großen Seigneurien oder Rittergüter längs der Ufer des St. Laurenz, von denen heute noch einige mit ihren alten Herrenhäusern, vielleicht sogar

noch im Besitz derselben Familie erhalten sind. Die Mehrzahl dagegen wurde an Einwanderer oder Lehens-bauern, die sogenannten Habitants vermiethet und später verkauft. Bei der in Französisch-Canada herrschenden Sitte, den Grundbesitz beim Tode des Eigenthümers in gleichen Theilen an die Nachkommen zu vertheilen, wurden diese ursprünglich großen Rittergüter, die sich an den Stromufern bis weit in den Urwald hinauf erstreckten, in zahlreiche kleinere Bauerngüter zersplittert, und damit jedes Gut der Vortheile des Stromes und des Waldes theilhaftig werde, erfolgte die Theilung in lange, parallel vom Strom zum Wald laufende Streifen, die von Generation zu Generation vererbt und getheilt, endlich so schmal geworden sind, daß die lebenden Hecken, welche sie einfassen, beinahe ebensoviel Platz einnehmen, wie die Felder selbst. — Auf jedes neu-erstandene Gütchen wurde nun längs der Stromufer auch ein neues Haus gebaut, und so kommt es, daß die französischen Dörfer eigentlich nur aus einer einzigen langgestreckten Straße bestehen.

Am Vorabende eines Sonntags traf ich in dem Bauernhause des Jean Baptiste Hebraud in St. Joachim ein, wohin ich von einem gemeinschaftlichen Freunde empfohlen worden war, denn Gasthöfe sind in den wenigsten Dörfern zu finden. Hebraud bewohnte mit seiner aus zehn Kindern bestehenden Familie eines jener kleinen alterthümlichen Blockhäuser, wie sie mit geringer Abwechslung in ganz Canada zu finden sind. Aus rohen Balken, zuweilen auch aus Stein aufgeführt, zeigen sie alle hohe, steile Mansardendächer, von einem

an der Außenseite des Hauses befindlichen massiven Schornstein überragt, kleine Fenster und niedrige Thüren, welche das durch Veranden ohnehin schon gedämpfte Licht nur spärlich in's Innere dringen lassen. Hinter dem Hause befinden sich die Stallungen und vielleicht wohl kleine Gemüsegärtchen, aber in den seltensten Fällen auch schattenspendende Bäume oder Obstgärten. Dieser Mangel an Baumwuchs verleiht den Bauerndörfern in Französisch-Canada ein trauriges ödes Aussehen.

An den Eingangsthüren befinden sich überall Weihwasserbecken, mitunter auch Cruzifixe, und in den niederen, höchst einfachen Speisezimmern, in welche man tritt, sind Heiligenbilder, kleine Altärchen und Cruzifixe fast der einzige Schmuck. Zu beiden Seiten des Speisezimmers liegt je ein Schlafzimmer, in welchen die gewöhnlich sehr zahlreichen Familien zu je vier oder sechs Personen zusammengepferdht der Nachtruhe pflegen. In den unglaublich kalten canadischen Winternächten ist dieses Beisammenschlafen manchmal das einzige Mittel, sich warm oder gar am Leben zu erhalten.

Auch die anderen Häuser der französischen Bauern, die ich Gelegenheit hatte zu besuchen, zeigten dieselbe Einfachheit der Einrichtung. Bücher oder Zeitungen sind in einer großen Zahl Ortschaften fast unbekannt. Die Bibel oder Gebetbücher bilden dort die einzige Literatur. In den Landstädten werden kleine Wochenschriften herausgegeben, die zumeist in den Händen katholischer Priester sind. Sie veröffentlichen wohl

die Gebote Gottes und landwirthschaftliche Rathschläge, aber sonst scheint weder Frankreich noch die übrige Welt irgend welches Interesse für sie zu besitzen. Der Bauer oder, wie er sich vielmehr nennen läßt, der „Habitant“, ist damit völlig zufrieden. Sein Bauernhof ist seine Welt. Im Sommer ist die ganze Familie, Frauen und Kinder mit eingeschlossen, in den Feldern beschäftigt, und kommen sie spät abends heim, so ruhen sie draußen auf der Veranda vor den Häusern, scherzend, lachend und das Pfeifchen stets im Munde. Im Winter bilden Kartenspiel, Tanz und Musik ihren Zeitvertreib. Die Habitants sind trotz ihrer Armuth doch ungemein fröhlich und lebenslustig. Fast kein Tag vergeht in den Dörfern, ohne daß nicht in einem oder dem andern Hause irgend ein Tanz stattfände, zu welchem Gäste aus den Nachbarhäusern beigezogen werden. In den entfernteren Ansiedelungen dauern derlei Tänze oft zwei bis drei Tage und der übergroßen Gastfreundschaft des Habitants fallen dann nicht selten seine Ernteersparnisse und seine Wintervorräthe zum Opfer. Dafür weiß er aber, daß er und seine Familie bei allen seinen Gästen der Reihe nach ebenfalls einkehren kann und daß diese ihn in der Noth nicht zu Grunde gehen lassen. Die „christliche Nächstenliebe“ ist bei den Habitants überhaupt viel weiter ausgebildet, als bei uns. Brennt dem einen das Haus nieder, so sind seine Nachbarn sofort bei der Hand, um ihm beim Bau eines neuen zu helfen. Der Priester ertheilt die Erlaubniß, für diesen guten Zweck auch am Sonntag zu arbeiten, und nach dem Kirchgang gehen die Männer sofort an die Arbeit.

Während des langen Winters bildet Spinnen und Weben die Hauptbeschäftigung der Frauen. Der im Sommer mittels ungemein einfacher Werkzeuge gebrochene Flachs wird in den Mansarden aufbewahrt, bis die Feldarbeiten vorüber sind, und dann geht Alles sofort an die Herstellung von Wolldecken, Strümpfen, Kappen und Kleidungsstücken. Gesang und Märchenerzählen würzt den Frauen die Arbeit, und nicht wenig trägt dazu auch der Klatsch bei, wie dies ja in so kleinen Ansiedelungen und bei so beschränkter geistiger Beschäftigung überall zu finden ist.

Am nächsten Morgen, es war Sonntag, schloß ich mich meinen Gästen auf der Kirchfahrt an. Zwei einfache altmodische „calèches“ wurden aus der Remise gezogen, die Pferde unter fortwährendem Schimpfen und Fluchen angespannt, und fort ging's auf der geraden, meilenweit sichtbaren Straße der fernen Kirche zu. Vor und hinter uns fuhren eine lange Reihe Wagen aller Formen und Größen, manche noch entschieden von den adeligen Besitzern der Seigneurien herrührend, nach dem gleichen Ziel, aber es wäre hier ein großer Verstoß gegen die Höflichkeit gewesen, aus der Reihe zu brechen und die Wagen zu überholen.

Die Kirche stand wie in den andern Dörfern so auch hier auf einem großen freien Platze, der mit seinen zahlreichen Wagen, ausgespannten Pferden, den in Gruppen umherstehenden Habitants und ihren Frauen, den vielen Kindern und Knechten, eher einem Jahrmarkt glich. Hier war nun die beste Gelegenheit, Aussehen und Manieren dieser so weit von ihrer einstigen Heimath

entfernten Colonisten zu beobachten. Die Männer sind eher klein als groß, kräftig gebaut und sehnig, lebhaft in ihren Manieren, unaufhörlich gestikulirend, schwätzend und lachend, was den Beobachter für den Augenblick vielleicht über ihre Unwissenheit hinwegzutäuschen vermag. Bei einigen verriethen die dunkle Hautfarbe, die hervorstehenden Backenknochen, das straffe, dichte, schwarze Haar die theilweise Abstammung von den Indianern. Diese Mischlinge werden von den Habitants ihrer dunklen Hautfarbe wegen „bois brulés“ genannt. Auch in ihren Trachten zeigten sich gewisse Unterschiede. Hier der alte normännische Bauer, wie er vor zwei Jahrhunderten gekleidet war, mit der wollenen Zipfelmütze, der gestrickten enganliegenden Jacke und Kniehosen; neben ihm der Canadier in der hier gebräuchlichen Nationaltracht, dem langen geschlossenen Schoßrock mit der um den Leib gebundenen, an den Seiten herabfallenden langen Schärpe, Pelzmütze und in den hohen Stiefelschäften steckenden dunklen Beinkleidern; dann wieder der moderne Canadier im schwarzen Rock von zeitgemäßem Schnitt, schwarzen Beinkleidern und steifem, hohem Hut — drei Blätter aus der Geschichte Canadas.

Die Frauen trugen alle dunkle Kleider von großer Einfachheit, Hauben oder Hüte ohne irgend welchen Putz, und nur die jungen Mädchen trugen weiße Kleidchen. Selten findet man schöne oder auch nur hübsche Gesichter unter ihnen. Die meisten Frauen mittleren Alters zeigten eine ähnliche Körperfülle wie ihre Stammesschwestern in Frankreich.

Endlich trat ein Kirchendiener mit rother Schärpe

auf die zur Kirche führenden Stufen und verkündete den Beginn der Messe. Ehrfürchtig traten nun Alle in das Innere, um Messe und Predigt mit anzuhören. Die letztere war in vieler Hinsicht interessant. Die Sprache war ganz jene der alten Bretonnen und Normannen, wie man sie heute noch in manchen entlegenen Dörfern des westlichen Frankreich zu hören bekommt; aber auch der Gegenstand der Predigt erinnerte an die große damalige Allgewalt der Priester in jenen Gegenden, ebenso wie sie ihre gegenwärtige Herrschaft hier in Canada zeigte. „Verlaßt Eure Heimath nicht, bleibt in Eurem Lande, und erwerbt Euch dadurch den Anspruch auf's Himmelreich. Wer nach den ‚Etats Unis' auswandert, verfällt dem Teufel. Die Vereinigten Staaten sind das Land von Fraß und Völlerei, von Luxus und Sünde!" In ähnlichen Lehren erging sich der Kanzelredner, und andächtig hörten die Schäflein zu, an ihren Rosenkränzen und Kreuzlein zerrend. Alles wies auf die große Priesterherrschaft hin, die hier aus Neu-Frankreich eine Art Kirchenstaat macht. Der Priester erhält seinen Tribut in Gestalt des vierundzwanzigsten Theils der Ernte, der ihm von den Gläubigen sogar in's Haus geschafft werden muß. Er erhält seinen Antheil an Vieh, Pferden, Schafen und Baargeld obendrein, so daß sich die Einkünfte manches canadischen Dorfpfarres auf zwei- bis dreitausend Dollars im Jahre belaufen. Die Priester sind nicht nur die Seelsorger der Habitants, sie sind ihre Rathgeber, Schullehrer und vor allem andern ihre Herren. Der Habitant ist über alle Maßen abergläubisch, er glaubt

an Hexen und den Teufel, an Amulette und allerhand Geheimmittelchen gegen den canadischen Ahriman, und die Priester haben mit Segnen, Einweihen und Austheilen von Kreuzchen, Medaillen und geweihten Bildchen die Hände vollauf zu thun. Die Habitants lassen sich ihre Felder segnen und ihre Saaten weihen. Am St. Marcustage bringen die Habitants eine Hand voll Saatkörner nach der Kirche und werfen sie dort in eine große Urne zusammen, die von dem Priester nach der Messe eigens geweiht wird. Dann nimmt jeder wieder eine Hand voll heraus und mischt sie, nach Hause zurückgekehrt, unter die Saat. Nach der Messe versammeln sich die Kirchgeher in jedem Dorfe auf dem freien Platz an der Kirche und hören die Ankündigungen des Gemeindedieners an. Dieser Ausrufer vertritt in den meisten Ansiedelungen die Stelle der Zeitung. Zuerst werden die Gebote der Kirche verlesen, dann folgen die Auctions- oder Verkaufsankündigungen im Kirchensprengel u. dgl. Monsieur Pitolin hat seine Schafschcere weggeliehen, aber vergessen an wen. Der Betreffende möge sich doch melden und die Scheere zurückerstatten. (Der undelicate Mensch muckst sich aber nicht.) Mademoiselle Tartarin hat in der Kirche einen Handschuh verloren. Allgemeine Heiterkeit. Mademoiselle Tartarin ist nämlich als keifende alte bösmaulige Dame von sechzig Jahren bekannt. Niemand bringt ihr den Handschuh zurück!

Der Sonntag und die kirchlichen Feiertage sind die einzigen, an welchen sich die frugalen Habitants ein bißchen Fleisch, Geflügel und Branntwein gestatten.

An Wochentagen besteht die Mahlzeit Tag für Tag, jahraus jahrein, gewöhnlich aus Erbsensuppe, Gemüse, Hülsenfrüchten, Fischen und frischer Milch, wozu im Winter noch Thee, das Nationalgetränk der Canadier, hinzukommt. Den Tabak pflegen sich die Habitants in einer Ecke ihrer kleinen Gütchen selbst zu pflanzen, und den Zucker gewinnen sie durch das Abzapfen des Saftes der zuckerhaltigen Bäume. So allein ist es erklärlich, daß die jährlichen Baarausgaben einer Familie, obschon dieselbe mitunter aus zehn bis fünfzehn Köpfen besteht, auf 150 Dollars, oder wie die Franzosen sagen, „Piastres“ beschränkt werden können. Viel mehr als diese Summe wären sie auch nicht in der Lage auszugeben, denn die Gütchen sind klein, der Ackerbau immer noch höchst primitiv und der Boden durch den stets gleich bleibenden Anbau ausgesogen. Die geringen Summen, die den Habitants allenfalls übrig bleiben, wandern theilweise in den Klingelbeutel der Kirche oder in einen alten Strumpf, denn der Canadier ist aller Speculation, ja selbst der sichersten Anlage seines geringen Capitals abgeneigt.

Das Klima ist den Bewohnern von Neu-Frankreich nicht hold. Die Winter sind ungemein streng, der Thermometer bleibt manchmal mehrere Wochen ununterbrochen auf — 20° R. stehen, und die Eisdecke des St. Laurenzstromes bleibt an den Ufern fünf, ja mitunter sogar sechs Monate liegen. Glücklicherweise bieten die nahen, viele Tausende Quadratmeilen umfassenden Waldungen eine Fülle von Brennmaterial dar, ohne welches die Besiedelung der öden einförmigen

Uferstrecken des St. Laurenz wohl kaum die gegenwärtige Ausdehnung genommen hätte. Wie der Winter, so bewegt sich auch der kurze Sommer in Extremen. Die Monate Juli und August sind hier heißer als in den Vereinigten Staaten und werden nicht selten durch Nebel und heftige Regenstürme unterbrochen. Was der Mistral für die französische Provence und der Sirocco für Neapel ist, das ist der Nordostwind für Neu-Frankreich. Im Winter gestaltet er sich zum schrecklichen Schneesturm, der alle Straßen und Wege verweht, alle Ansiedelungen für Wochen vollständig in einer Schneedecke vergräbt und den Verkehr gänzlich unterbricht. Im Herbst peitscht er die Fluthen des zwanzig bis vierzig Meilen breiten St. Laurenzstromes zu hohen Wellen, welche die Schifffahrt und den für die Uferbewohner so nothwendigen Fischfang unmöglich machen, im Sommer führt er die dichten Nebel Neu-Fundlands durch das Land bis gegen Montreal.

Diese „North Easters" waren es auch, die meinem Besuch in Unter-Canada ein rasches Ende bereiteten, denn Nebel, Regen und heftige Orcane währen dann gewöhnlich für zwei Wochen ohne nachzulassen, sie hindern den Verkehr und unterbrechen die Feldarbeiten ebenso gut wie die Promenaden der Touristen. Sobald der Nordostwind zu blasen anfängt, verwandelt sich das Aussehen des Landes. Alles was vorher lieblich, belebt, leuchtend und blühend erschien, wird sofort öde, düster, schweigsam und kalt. Ein eigenthümliches Unbehagen und nervöse, entmuthigende Unruhe bemächtigte sich der Einwohner. Das weite Strombett des

St. Laurenz entlang kommen leichte Nebelwolken von phantastischen Formen angesegelt — der Vortrab der dichten Wolkenbataillone, die bald folgen sollen. Der Horizont verfinstert sich, und auf diesem schwarzen Hintergrunde jagen in wilder Hast kleine dichte Nebelballen einher, mitunter weiß wie Pulverdampf, oder auch schwarz wie die dicken Rauchwolken der Oceandampfer. Zuweilen tanzen sie wie leichte Balletmädchen in Wolkenkleidchen auf den schaumgekrönten Wellen des St. Laurenz, oder steigen plötzlich wie ungeheure Raubvögel hoch empor, um dort in sicherem Fluge gegen Westen zu jagen. Das dauert mehrere Tage und Nächte ununterbrochen fort. Mitunter zeigt sich wohl am Firmamente eine helle leuchtende Stelle und vielleicht auch ein kleines Stückchen blauen Himmels, aber bald schieben die schwarzen Wolken wieder den Riegel davor. Der Golf von Neufundland ist eben ein unerschöpfliches Wolkenreservoir. —

Nach dieser mehrtägigen Wolkenjagd beginnt ein kalter feiner Regen herabzuträufeln, der an Stärke immer mehr zunimmt, bis er sich zu einem wahren Wolkenbruch entwickelt hat, gepeitscht von einem wüthenden Orcan. So gießt es in Strömen herab, ohne Unterbrechung Tag und Nacht, zuweilen mehrere Tage lang, und der Sturm tobt mit dem Regen um die Wette, als sollte es niemals besser werden. Endlich, nachdem das Unbehagen und die Unruhen der in ihre finsteren armseligen Häuschen eingepferchten Bewohner auf's Höchste gestiegen ist, werden Sturm und Regen schwächer, es rieselt in feinen dünnen Strängen herab,

die neuvaine du mauvais temps scheint ihr Ende erreicht zu haben, als plötzlich gerade wie das Bombenbouquet am Schlusse eines Feuerwerks, der Coup du Revers eintritt — ein Orcan von furchtbarer Gewalt, der gefährlichste und heftigste der ganzen Reihe. Damit ist aber das Ende erreicht, er hat die Wolkenschichten vom Himmel gefegt, und mit einem Schlage herrscht wieder das herrlichste Wetter.

IX.

Die Fischereien an den Neufundlandküsten.

Von allen Ländern der neuen Welt hat die dem St. Laurenzstrom vorliegende, an Größe England fast gleichende Insel am wenigsten Recht, zu dem Namen Newfound-Land — „neugefundenes Land“, denn schon um das Jahr 1000, also gegen fünfhundert Jahre vor der sogenannten Entdeckung Amerikas, hatte sie Erik „gefunden“ und ihr den Namen Hellu-Land oder Mosk-land gegeben. Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, vielleicht 1494, wahrscheinlicher aber 1497, wurde sie von Cabot besucht und seit jener Zeit datiren die ersten Fahrten der portugiesischen und baskischen Fischer nach Neufundland, denn die Fastenzeit der katholischen Länder Europas verlangte größere Fischmengen, als sie die europäischen Gewässer innerhalb bestimmter Fristen und mit damaligen Hülfsmitteln liefern konnten. Gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts bereits kamen an den neufundländischen Küsten alljährlich 350 bis 400 Fahrzeuge zusammen, größtentheils französische und spanische, aber auch portugiesische, baskische und zwischen 20 und 30 englische. Obschon

am wenigsten zahlreich, waren die englischen Schiffe doch, wie Hakluyt und John Parkhurst behaupten, die größten und am besten armirten, weshalb ihre Capitäne auch von den Seeleuten der anderen Schiffe zu Schiedsrichtern bei Streitigkeiten ꝛc., also sozusagen, zu den Regenten der schwimmenden Fischerrepublik gewählt wurden.

Um dieser Hegemonie der Engländer eine festere Grundlage zu geben, nahm Humphrey Gilbert im Jahre 1583 im Namen Großbritanniens Besitz von der Insel, die er damals noch für einen Bestandtheil des amerikanischen Continents hielt. So wurde Neufundland zur ersten und ältesten Colonie Englands. Indessen schien es den ersten 250 Colonisten, die sich an dem heutigen Hafen von St. John ansiedelten, auf Neufundland nicht sonderlich zu behagen, was der kahle, vegetationslose Boden, das rauhe Klima und die vollständige Abgeschiedenheit vom Mutterlande wohl erklärlich machen. Trotz der Strenge des Gouverneurs, der den Unzufriedenen die Ohren abhauen ließ, war die Meuterei bald allgemein, und es blieb nichts übrig, als die Colonisten wieder nach England zurückzusenden. Erst 1608 wurden die Colonisationsversuche von einem Seefahrer aus Bristol, Namens John Guyas, erneuert, und diesmal mit besserem Erfolge, obschon die Franzosen ihnen den Boden schon damals streitig machten. 1635 erwarben die Franzosen das Recht, gegen Entrichtung einer Taxe von 5 Procent, ihre Fische auf neufundländischem Boden einsalzen und trocknen zu dürfen, und 1660 gründeten sie an einer wohlgeschützten Bucht

der Südostküste eine Colonie, der sie den für diese rauhen, unwirthlichen Gegenden kaum recht passenden Namen Plaisance beilegten. Plaisance wurde bald zum Hauptort und Entrepôt der französischen Fischerei, besonders als 1675 die fünfprocentige Taxe gegen Anerkennung der englischen Hoheitsrechte über die Insel aufgehoben wurde. Die Franzosen faßten nun immer festeren Fuß auf der Insel, ja 1694 wurde die Hauptstadt St. John von den Franzosen genommen und die englische Garnison nach Großbritannien zurückspedirt. Aber dieselbe kehrte bald wieder verstärkt zurück; 1708 fiel die Insel abermals in die Hände der Franzosen, bis 1713 der in der jüngsten Zeit vielgenannte Vertrag von Utrecht die Engländer definitiv zu Herren der Insel, ja selbst auch der französischen Colonie Plaisance machte. In diesem Vertrag behielten die Franzosen nur das Recht, in den neufundländischen Gewässern nach Belieben zu fischen und die Fische auf der ganzen Westküste Neufundlands trocknen und einsalzen zu dürfen.

Die zwei kleinen an der Südküste Neufundlands gelegenen Inselchen St. Pierre und Miquelon kamen erst viel später in den Besitz Frankreichs. Wie in Neufundland selbst, so lagen sich auch hier Franzosen und Engländer fortwährend in den Haaren. Zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts wurden die dort ansässigen Basken von den Engländern vertrieben und erst Jahrzehnte nachher wagten sich die aus Neuschottland ebenfalls von den Engländern vertriebenen französischen Acadier auf die Inseln, um 1778, als die Bevölkerung der letzteren gegen zweitausend Seelen betrug, abermals

vertrieben zu werden! Fünf Jahre später, 1783, wurden die Inseln der französischen Besiedelung wieder freigegeben, und als die letztere zehn Jahre nachher etwa 1500 Seelen erreicht hatte, mußten sie den Engländern ein drittes Mal weichen! Erst 1816 fielen die Inseln definitiv an Frankreich zurück, und seither haben die Franzosen auf diesen winzigen Eilanden vor der Habgier der Engländer Ruhe. St. Pierre und Miquelon, zusammen kaum größer als der vierte Theil von Schwarzburg-Sondershausen, sind der einzige Rest des französischen Besitzes in Nordamerika, der noch im vorigen Jahrhundert nahezu den ganzen Continent umfaßte und an Umfang das größte Reich der Erde übertraf!

St. Pierre und Miquelon sind Neufundland etwa ähnlich vorgelagert, wie Gibraltar der iberischen Halbinsel, aber man würde irre gehen, wenn man den Inselchen ähnliche Bedeutung beimessen würde. Ebenso unklar wie die französisch-englischen Verträge bezüglich Neufundlands, sind auch jene bezüglich St. Pierre-Miquelon. Die Franzosen legen dieselben so aus, als ob sie ihnen die vollständige Souveränität über die Inseln zusprechen würden, mit dem Recht, militärische Befestigungen anzulegen; die Engländer indessen bestreiten dieses Recht und behaupten, die Errichtung von Festungswerken dürfe auf den Inseln nicht stattfinden. So ist denn Alles, was die Neufundlandsgruppe betrifft, in ähnlichen dichten Nebel gehüllt, wie die Inseln selbst, und die häufigen Zusammenstöße von Schiffen und die Unglücksfälle, welche in den berüchtigten Neu-

fundländer Gewässern so zahlreich stattfinden, scheinen in der Politik ihr Gegenstück zu haben.

Die ungeregelten Verhältnisse und das Fischereimonopol hielten Neufundland in seiner Entwicklung ungemein zurück. Die Küsten der Insel waren ihrer ganzen Ausdehnung nach der Fischerei unterthan und wurden etwa ebenso behandelt, wie die um das Glacis von Festungen gelegenen Landstrecken. Noch im vorigen Jahrhundert waren die Capitäne der die Fischerfahrzeuge überwachenden Kriegsschiffe die jeweiligen Herren der Insel. Ihre erste Sorge war es, alle Häuser, Ansiedelungen und Depôts längs der Fischerküsten zu zerstören, alle Ansiedler zu vertreiben. Niemand durfte an den Küsten zurückbleiben. Die Capitäne der Fischerschiffe mußten bei ihrer Rückkehr nach England jeden Mann, den sie bei der Ausfahrt mitgenommen hatten, mitbringen oder die Belege über seinen Tod vorweisen.

Kein Fremder durfte sich in Neufundland ansiedeln, Grund erwerben oder Häuser bauen ohne schriftliche Bewilligung des Gouverneurs, die überdies noch selten ertheilt wurde. Bis zu welch lächerlichem Grade dies der Fall war, mag man aus einer Verordnung des englischen Gouverneurs Milbanke entnehmen, die derselbe noch 1790 an einen der Neufundländer Ansiedler richtete: „Ich habe Eure Bittschrift bezüglich des Umbaues Eures Hauses am Strande geprüft, und da es hervorgeht, daß dieser Umbau den Fischerei-Interessen keineswegs hinderlich sein wird, so habt Ihr die erbetene Bewilligung. Das Haus von Alexander Laig jedoch wurde gegen den strengen Befehl Sr. Majestät, den ich

den Bewohnern dieses Ortes in meiner Proclamation am 13. d. M. kundgab, erbaut, und es muß deshalb niedergerissen werden. Ich wiederhole ‚Seiner Majestät Befehl‘, daß an der Küste kein Gebäude errichtet werden darf, das nicht für Zubereitung, Trocknen und Einsalzen der Fische bestimmt ist. Ich bin auch beauftragt, keinerlei Landbesitz anzuerkennen, wenn dieses Land nicht direct für Fischereizwecke verwendet wird.“

Noch merkwürdiger ist ein Erlaß des Gouverneurs Waldegrave, 1797 an den Sheriff gerichtet:

„Die Erlaubniß, die Ihr dem Thomas Nevan ertheilt habt, einige Flugdächer (an der Küste) zu errichten, ist eine directe Verletzung Eurer Instruction. Ihr werdet ihm deshalb befehlen, die Gebäude sofort niederzureißen, und falls er sich weigern sollte, dies zu thun, werdet Ihr die Demolirung selbst vornehmen.

„Ihr müßt auch zusehen, daß Jeremiah Manoty und John Fitzgerald auf ihren Flugdächern keine Camine errichten, oder in den ersteren irgend welche Feuer anzünden.“

Diese lächerlichen, ja unglaublichen Zustände herrschten, wie der ehemalige Generalgouverneur von Canada, der Marquis of Lorne, versichert, noch vor einigen Jahren längs der französischen Küste Neufundlands, die sich, wie bemerkt, von der nördlichsten Spitze der Insel bis zur westlichen, also nahezu über fünf Breitegrade erstreckt! Den Verträgen zufolge, haben sowohl die Neufundländer wie die Franzosen das Recht, an dieser Küste die gefangenen Fische zu trocknen und einzusalzen und für diese Zwecke passagere Ge=

bäude oder Schuppen zu errichten. Die Erbauung von Wohnhäusern ist jedoch auf das Strengste verboten, ebenso wie die Besiedelung der Küsten bis auf einige Kilometer landeinwärts, denn „dies könnte der Fischerei Eintrag thun!“ Ein Commentar dieser Vorgänge in einer englischen Kroncolonie ist nach dem Gesagten wohl überflüssig!

Allerdings muß hier bemerkt werden, daß der Robben- und Stockfischfang die Haupterwerbsquelle der Bevölkerung Neufundlands ist. Wohin man schaut, ist Stockfisch König. Sein Bild ziert das Neufundländer Wappen, wie die Neufundländer Banknoten, und auf den Münzen findet sich auf einer Seite das Bild der Königin Victoria, auf der anderen jenes des Stockfisches. Am Stockfisch hängt, nach Stockfisch drängt sich Alles, ja er wird dort mitunter an Geldesstatt angenommen, so daß man beinahe fürchten muß, beim Wechseln einer neufundländischen Banknote unter dem Kleingeld ein paar geräucherte Stockfische zu bekommen. Als ich in St. Johns meinen ersten Brief auf dem mit dem Stockfischwappen gezierten Postamte aufgab, erhielt ich für mein Stockfischgeld Briefmarken, auf welchen statt des Bildnisses der Königin der Stockfisch prangte. Auf den Knöpfen der Constableruniformen Stockfisch, in den Köpfen der Geschäftsleute nichts als Stockfisch, in den Nasen aller Besucher der Hauptstadt St. Johns auf Meilen in die Runde — Stockfisch! Alles lebt, ernährt sich und bereichert sich von Stockfisch.

Die Intoleranz der Engländer beschränkte sich jedoch nicht allein auf die Besiedelung, sondern auch auf

die Religion. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts war der katholische Gottesdienst auf das Strengste verboten, obschon ein großer Theil der Einwohnerschaft aus katholischen Irländern und Franzosen bestand. Das Messelesen wurde als Verbrechen angesehen, und die Priester, welche zuweilen mit den Schiffen ankamen, mußten sich als Matrosen verkleiden.

Unter solchen mittelalterlichen Verhältnissen ging die Besiedelung der 110,000 Quadratkilometer großen Insel so langsam vor sich, daß dieselbe zu Beginn dieses Jahrhunderts erst 20,000 Einwohner zählte. Zum Glück für Neufundland war Europa damals in langwierige Kriege verwickelt. Die europäischen Fischerflotten wagten sich aus ihren Häfen nicht heraus, und die Folge davon war ein rasches Emporblühen der Neufundländer Fischereien. Im Jahre 1815 hatte sich die Bevölkerung schon verdreifacht, heute beträgt sie nahezu 200,000 Seelen, fast durchaus englischer Abstammung, während die Franzosen einen verschwindenden Bruchtheil ausmachen. Sogar die französischen Städtenamen wurden von den eifersüchtigen Engländern umgewandelt. So heißt die zweitgrößte Stadt der Insel, Havre de Grâce, heute Harbour-Grace; die einstige französische Colonie Carbonière, 13 Kilometer von Harbour-Grace entfernt, Carbonear; die Stadt Touliguet wurde in Twillingate, Plaisance in Placentia umgetauft 2c. Aber damit konnten die Engländer doch nicht den französischen Fischereien den Garaus machen. Von den 150 Millionen Stockfischen im Gesammtgewicht von beinahe 200,000 Tonnen und im Werth

von 75 Millionen Francs, welche jährlich an den Neufundlandküsten gefangen werden, fällt etwa ein Viertel auf die Franzosen. Mit ihnen theilen sich die Engländer, die Neufundländer und die Amerikaner in den Fang. Die letzteren haben das Recht erworben, in den Neufundländer Gewässern bis auf drei Seemeilen von der Küste zu fischen, während die Franzosen, wie gesagt, ihre eigene „Côte **Française**" besitzen. Aber sie dürfen dort ebensowenig wie die Engländer permanente Gebäude errichten, oder Ansiedelungen gründen, ja sogar das Ueberwintern dort ist ihnen auch heute noch nicht gestattet!

Um nun die französischen Fischer gegenüber den englischen zu unterstützen, hauptsächlich aber, um durch die Fischerexpeditionen Frankreichs nach Neufundland gutes Matrosenmaterial für die Kriegsflotte heranzubilden, gewährt Frankreich seinen Schiffsrhedern für jeden nach Neufundland gesandten Matrosen eine Prämie von 50 Francs, für jeden Metercentner Fisch eine solche von 12—20 Francs. In Folge dessen können die französischen Fischer den getrockneten Cabeljau auf dem europäischen Festlande, sowie in dem sehr stockfischbedürftigen katholischen Südamerika billiger auf den Markt bringen, als die Neufundländer. Das paßte nun weder den reichen Stockfischkönigen, noch der Mehrzahl der Einwohnerschaft der Colonie. Sie zwangen 1886 die Colonialregierung, die Ausfuhr des für den Cabeljaufang erforderlichen Köders nach den französischen Inseln St. Pierre und Miquelon zu verbieten, eine Maßregel, welche von der englischen Krone im

9*

Jahre 1888 sanctionirt wurde. Allerdings wurden dadurch die Neufundländer Köderfischer in der Bai von Placentia schwer in ihrem Erwerb geschädigt, aber sie halfen sich damit, daß sie, geschützt von dem ewigen Nebel, den Köder, unbekümmert um das Ausfuhrverbot, nach den französischen Inseln durchschmuggelten. Indessen genügten diese Ködermengen durchaus nicht dem Bedarf der französischen Fischerflotte, die noch im vergangenen Jahrzehnt jährlich an tausend Schiffe mit 10—12,000 Fischern umfaßte, jetzt aber allerdings auf mehrere hundert Schiffe herabgesunken ist. Ueberdies stellt sich nun auch die bisher neutral gebliebene Regierung von Canada auf die Seite der Schwestercolonie Neufundland und verbot den französischen Fischern, ihre Waare in Transit unter Zollverschluß nach Halifax einzuführen.

Auf diese Weise wurde ein Theil der Fischer von St. Pierre veranlaßt, den Stockfischfang auf den Neufundländer Bänken aufzugeben und sich neue Erwerbsquellen durch den sehr ergiebigen Hummerfang und die Fabrikation von Conserven an der französischen Küste Neufundlands zu eröffnen. Sie fanden aber längs dieser französischen Küste, hauptsächlich aber an der fischreichen St. George-Bai, Tausende von Neufundländern etablirt, die ungeachtet der Verträge und Verbote sich dort seit Jahren angesiedelt hatten. Aus der „französischen Küste" war somit, unzweifelhaft unter Vorwissen der englischen Regierung, einfach eine „englische Küste" geworden.

Beide Parteien auf der einstigen Côte Française

beschuldigten sich nun gegenseitig, die Verträge bezüglich des Hummerfangs nicht zu beobachten, sondern entgegen dem Verbot an den Einfahrten der Buchten Massenfallen aufzustellen, wodurch die gänzliche Ausrottung der Hummer herbeigeführt würde. Man kam seither aus Reibereien und Streitigkeiten gar nicht heraus.

Nun ließ vor einigen Jahren ein Officier des französischen Kriegsdampfers „Indre“ durch eine Abtheilung bewaffneter Seesoldaten die Häringsnetze der Neufundländer in der (französischen) St. George-Bai einholen. Hierauf begab sich derselbe Officier in kriegsmäßiger Ausrüstung an's Land und verlas eine Proclamation, welche den Bewohnern der Insel den Fischfang an dieser Küste verbietet und die Schließung der britischen Hummerfactoreien anordnet. Der in der Nähe kreuzende englische Kriegsdampfer „Pelican“ legte gegen diese Maßregeln keinen Protest ein.

So stehen die Dinge augenblicklich, und es bleibt abzuwarten, auf welche Weise dieser mehrhundertjährige Streit zur Schlichtung kommen wird. Daß die Franzosen in dieser Frage in ihrem guten Rechte sind und nur gestützt auf das letztere gehandelt haben, ist ganz unzweifelhaft. Nur die Habsucht, Intoleranz und bekannte Unersättlichkeit der Engländer in Colonialsachen haben den Streit verschuldet, die ungenauen und einseitigen Verträge gaben ihnen für ihr Vorgehen das Heft in die Hand. Indessen waren bessere Zustände dort gar nicht zu erwarten, wenn man sich vor Augen hält, daß es sich um einen Küstenstreifen von vielleicht 600 Kilometer Länge handelt, welcher Eigenthum der

englischen Krone, resp. der Colonie Neufundland ist. Die Souveränetätsrechte darüber werden jedoch von Frankreich ausgeübt, und das Bemerkenswertheste ist, daß dieser Küstenstreifen weder von Engländern noch Franzosen besiedelt werden darf. Ein ähnliches diplomatisches Meisterstück ist wohl selten geleistet worden. Aber es ist kaum anzunehmen, daß die Engländer nicht wohl wußten, was sie thaten: wahrscheinlich wieder nur ein Beispiel der beliebten policy of loopholes — Schlupflochpolitik, wie ich sie nennen möchte —, die ihnen zuweilen zu Erfolgen verholfen hat. In Bezug auf die Neufundlandfrage dürften sie indessen den Kürzeren ziehen, denn das Recht ist, wie gesagt, auf Seite der Franzosen. Vielleicht ist es nur die Rücksicht auf die gespannten Beziehungen Neufundlands zu England, welche das letztere verhindert, dies anzuerkennen, denn es bedarf nur eines Tröpfleins, um ein volles Glas überfließen zu machen, und heutzutage ist es für eine englische Colonie nicht schwer, sich von dem Mutterlande loszusagen.

Die einfachste Lösung der Fischereistreitigkeiten wäre es wohl, wenn man den Franzosen einen Theil der westlichen Neufundlandküste rückhaltslos abtreten würde, gerade so, wie man ihnen seiner Zeit Pondichery in Erledigung ihrer indischen Ansprüche überließ. Aber die Neufundländer sind nicht Indier, und es ist sehr fraglich, ob sie sich dieses Abzwacken eines Theiles ihrer Insel ruhig gefallen lassen. Man verstopft ein Loch schlecht, wenn man dadurch ein anderes öffnet.

X.

Ein herrenloses Reich in Nordamerika.

Mitten im Herzen der Vereinigten Staaten befindet sich noch heute ein herrenloses Reich, größer als unsere thüringischen Herzogthümer zusammengenommen.

Auf den größeren Landkarten Nordamerikas ist es genau verzeichnet — ein weißes längliches Rechteck, umgeben von den Staaten Kansas, Colorado, Neumexiko, Texas und dem Indianerterritorium. Die Bezeichnung, die es auf manchen Karten führt, ist „Public Land“ oder „Neutral Strip“ oder „No Man's Land“, d. h. „öffentliches Land“ oder „Neutraler Streifen“ oder „Keines Mannes Land“ — auf anderen Karten führt dieses, gegen 9300 Quadratkilometer großes Land gar keinen Namen; denn einen officiellen Namen besitzt es überhaupt nicht. Es sind weder Städte noch Eisenbahnen noch Straßen darin verzeichnet, und die weiße Oede wird nur von zwei Flußläufen unterbrochen, die mit den Namen Cimarron und Beaver bezeichnet sind.

Dennoch leben auf diesem großen herrenlosen Gebiete etwa zehntausend Menschen in Städten, auf Farmen und Ranchos. Sie sind Bürger der Ver-

einigten Staaten, aber diese letzteren haben keine Gewalt über sie. Es besteht dort kein anderes Gesetz als die öffentliche Meinung, kein anderes Hinderniß gegen Verbrechen aller Art, als das Gewissen, keine andere Gewalt als das Repetirgewehr und der Revolver. Behörden, öffentliche Aemter, Gerichte, sind keine vorhanden, und deshalb giebt es auch keine gesetzlichen Strafen; jede Strafe aber ist in sich selbst ein Verbrechen. Die Tausende von Menschen leben hier in Häusern und auf Farmen, die sie als ihr Eigen betrachten, die ihnen aber nicht gehören; und es finden Käufe und Verkäufe statt, die gar keine rechtliche Grundlage besitzen. Die Kaufleute in den Ansiedelungen treiben Handel und gewähren Credit, obschon sie ihre Schuldner auf keine gesetzliche Weise zur Zahlung veranlassen können; die Bewohner dieses merkwürdigen Landes können wohl gültige Ehen eingehen, aber sie können sich nicht scheiden lassen und Bigamie bleibt ungestraft. Sie gründeten öffentliche Schulen und unterhalten wohl bezahlte Lehrer, sie bauten Straßen und Wege, und dennoch giebt es keine Steuern und Abgaben dafür; Leute, die ihrer Pflicht nicht nachkommen, bleiben ungestraft und dennoch giebt es seltsamerweise nur wenige darunter, die ihre Pflicht nicht erfüllen. Ehrliche Leute leben hier friedlich neben Gesetzflüchtigen, neben Mördern, Fälschern und Dieben, und doch haben die Beamten der Vereinigten Staaten kein Recht, diese Flüchtlinge abzufassen, oder innerhalb den Grenzen dieses Landes irgendwie ihrem Beruf nachzukommen.

Vor Jahrzehnten wurde dieses merkwürdige, in der Staatengeschichte wohl einzig dastehende Land von Mexiko an die Union abgetreten, aber die Union hat niemals davon Besitz ergriffen; seit Jahrzehnten bestehen dort die geschilderten rechtlosen Zustände, das Volk hat seit Jahren den Vereinigten Staaten-Congreß um eine gesetzliche Organisirung bestürmt, aber bis auf die jüngste Zeit fand es bei dieser obersten Behörde des Landes kein Gehör. Die 9249 Quadratkilometer in den großen Prairien sind von der letzteren einfach übersehen, vergessen worden, und der Volksmund hat deshalb die Bezeichnung No Man's Land richtig gewählt.

Wie war es nun möglich, daß bei der Eintheilung des großen Continents in Staaten und Territorien dieses Land nicht einem oder dem anderen Staate zugewiesen wurde? Die Karte zur Hand: Als die Vereinigten Staaten im Jahre 1803 von Frankreich dessen Colonie Louisiana kauften, folgten die Grenzen der letzteren dem Laufe des Red River bis zum hundertsten Meridian, dann diesem entlang in nördlicher Richtung bis zum Arkansas. Was südlich und westlich dieser Grenze lag, gehörte zu dem mexikanischen Territorium Texas.

Als nun Texas in Folge des Krieges mit Mexiko an die Union fiel, sollte der Arkansasfluß auch die Nordgrenze der neuen Republik Texas bilden, allein damit wäre der nördlichste Theil derselben über die Grenzlinie zwischen den Nordstaaten und den Sclavenstaaten des Südens, der sogenannten **Mason and Dixons line** hinausgefallen. Diese politisch wie histo-

risch wichtige Grenzlinie ist noch auf der heutigen Karte der Vereinigten Staaten genau zu erkennen, denn sie bildet die Südgrenze von Missouri. Nun war im Vereinigten Staaten-Congreß zwischen den Vertretern der Nord- und der Sclavenstaaten vereinbart worden, daß nördlich der **Mason and Dixons line** kein Sclavenstaat gegründet werden sollte; Texas schlichtete diesen Streit, indem es sein nördlich von dieser Linie befindliches Gebiet an die Vereinigten Staaten abtrat, und so wurde seine Nordgrenze gleichzeitig zur Südgrenze von No Man's Land; als nun 1854 das Territorium Kansas organisirt wurde, gab man ihm seine heutige Südgrenze, und so entstand die Nordgrenze von No Man's Land; die Westgrenze desselben wurde dadurch gegeben, daß man den hundert und dritten Meridian zur Ostgrenze des Territoriums Colorado machte.

So blieb das von den genannten Territorien umschlossene Viereck herrenloses Land, an das man gar nicht dachte, denn damals befanden sich in den weiten Prairien nur eine Handvoll Einsiedler, und der Boden hatte fast gar keinen Werth. Als nun in den organisirten Territorien Gerichte aufgestellt wurden, waren dem Wortlaut der betreffenden Urkunden gemäß die Staatengrenzen auch die Grenzen der Gerichtsbezirke, und da der Vereinigten Staaten-Constitution zufolge die Gerichte nur solche Verbrechen behandeln, welche innerhalb ihrer Bezirke vorfallen, so kann beispielsweise die Vereinigte Staaten-Post innerhalb von No Man's Land nach Belieben ausgeraubt, oder irgend ein Mord oder Raub begangen werden, ohne daß irgend

ein Gericht der großen Republik die Verbrecher zur Rechenschaft ziehen könnte!!

Daß der Regierung des Landes bei der Organisirung ihres viele Millionen Quadratkilometer umfassenden Gebietes ein derartiges Uebersehen unterlaufen konnte, wäre vielleicht zu begreifen und zu verzeihen. Unverzeihlich aber ist es, daß derlei regellose Zustände in einem der ersten Culturländer der Welt Jahrzehnte hindurch bis auf die jüngste Zeit bestehen konnten!

Mit solchen Thatsachen hatten die Squatter, Trapper, Hirten und Jäger zu rechnen, die allmählich, sozusagen als die Vorposten der nach Westen vordringenden Civilisation auch in das herrenlose Gebiet von No Man's Land gelangten, und es gewährt großes Interesse, zu sehen, wie sie sich mit den ungesetzlichen Verhältnissen zurechtfanden — wie sich überhaupt dort, in diesem Freiland, ohne irgendwelchen obrigkeitlichen Schutz, Ansiedelungen, ja, geordnete Städtewesen entwickeln konnten.

In den siebziger Jahren, als noch keine Eisenbahn von Kansas westlich nach Colorado, Neu-Mexiko und Texas führte, geschah der ganze Waarenaustausch mit jenen Ländern durch Wagencarawanen. Dodge City in Kansas war der Ausgangspunkt dieser Prairieschoner, die mehrere Wochen Zeit bedurften, um den einige Hundert Meilen langen Weg durch die öden trockenen Prairien nach Santa Fé zurückzulegen. Als ich im Jahre 1876 mit einer größeren Gesellschaft wissens- und abenteuerlustiger Herren nach Dodge City kam, lernten wir während mehreren Tagen das ungemein

lebhafte und interessante Treiben in diesem Prairiehafen gründlich kennen!*)

Als wir aber die Absicht aussprachen, einer Carawane auf dem berüchtigten Santa Fé Trail zu folgen, da wurden wir von allen Seiten davor gewarnt. Der Trail führe durch No Man's Land, dort wäre man seines Lebens nicht sicher, es wäre der Tummelplatz der schlimmsten „outlaws“ und „desperados“. Den Besonneneren unter uns folgend, gaben wir das schöne Project leider auf, und zogen durch Kansas und Colorado in einem weiten Bogen nach Neu-Mexico.

Eine feste Ansiedelung, oder auch nur eine einzige Hütte gab es damals in No Man's Land überhaupt noch nicht. Die Carawanen, begleitet von berittenen Wachen bis über die Ohren bewaffnet, durchzogen das westliche Viertel von No Man's Land, und machten gewöhnlich an den mit üppigem Baumwuchs bedeckten Ufern des Beaverflusses Halt, wo sich ihnen schöne Lagerplätze darboten. Hier blieben sie mehrere Tage, bevor sie ihren weiten mühseligen Weg fortsetzten. Erst im März 1880 kam ein Trapper, Jim Lane, in diese Gegend, um einen „Dugout“ (Erdhütte) zu bauen, und ein Flugdach zum Schutz der Carawanenführer und Maulthiere anzulegen. Er war der erste Ansiedler in No Man's Land und gewann seinen Unterhalt durch Verkauf von Whisky und Lebensmitteln an die Passanten, unter denen sich auch viele Büffeljäger und Cowboys befanden. Jahrelang blieb Lane in dem über neun-

---

*) Siehe Hesse-Wartegg, „Nordamerika“, Leipzig, Gustav Weigel's Verlag, 1890.

tausend Quadratkilometer umfassenden Gebiet der einzige feste Ansiedler. Spricht es nicht für die Größe der Vereinigten Staaten, daß noch in den achtziger Jahren mitten in den Prairien, umgeben von großen volkreichen Staaten, mitten in einem von über sechzig Millionen Menschen bewohnten Lande, ein so großes fruchtbares Prairiegebiet ohne Ansiedler war?

Aber es blieb nicht lange so. Die Speculation bemächtigte sich des herrenlosen Landes. Bekanntlich ist das große Indianerterritorium den weißen Ansiedlern nicht zugänglich. Sie dürfen dort keinen Handel treiben, dürfen kein Land erwerben und keine Häuser bauen. Nun war aber der Handel mit den durch allerhand Landverkäufe sehr wohlhabenden Indianerstämmen des Territoriums sehr einträglich, und die meisten Händler siedelten sich längs den Grenzen des letztern an. So entstanden jenseits der Südgrenze, auf texanischem Gebiet die Städte Denison, Sherman, Whiteburg, Gainesville u. s. w., jenseits der Nordgrenze aber, auf dem Boden von Kansas, die Städte Caldwell, Anthony, Wellington und vor Allem Wichita, wohin die Indianer noch in den achtziger Jahren mit Tomohawk und Flinten bewaffnet in ihre malerischen Trachten gekleidet kamen, um Handel zu treiben. Ich lernte Wichita 1876 als ein lebhaftes kleines Städtchen von einigen Tausend Menschen kennen. Schon zehn Jahre nachher war es zu einer Stadt von etwa dreißigtausend Einwohnern angewachsen und zählt deren heute wohl fünfzigtausend. Im Jahre 1886 war Wichita in seinem „boom“. Die Speculation in Land und Baugründen

machten die glänzendsten Geschäfte und von einem Ende der Prairien zum andern war Wichita in aller Mund: Damals hielt man dort das No Man's Land als zum Indianerterritorium gehörig und deshalb gegen jede Besiedelung durch Weiße verschlossen.

Durch Zufall fanden ein paar Landspeculanten von Wichita die wahre Sachlage heraus. Sofort kam es ihnen in den Sinn, in No Man's Land eine ähnliche Städtegründung, wie es Wichita war, in Scene zu setzen, und da sich die Gegend rings um die Lane's Ranch als die geeignetste und verkehrsreichste erwies, beschlossen sie an den Ufern des Beaverflusses die „Großstadt" Beaver City zu gründen. Jim Lane wurde mit ein paar Baugründen, an Straßenkreuzungen der zukünftigen, nur auf dem Papier bestehenden Stadt gelegen, abgefunden und bald war der ganze Westen mit schönen Circularen, Plänen und Beschreibungen des herrlichen Landes überfluthet. Man weiß ja, wie es im amerikanischen Reclamewesen herzugehen pflegt. Die „Beaver City town Company" aus vier Abenteurern bestehend, gab Tausende von Dollars für **„advertising"** aus und bald hatten sie ihren letzten Franken hergegeben, aber nach wenigen Wochen trafen dafür auch schon die ersten Ansiedler ein, die künftigen „ältesten Bürger" von Beaver City. Die abenteuerlichen Städtegründer dachten nun, ihr Glück wäre gemacht. Allein der Zufall spielte ihnen übel mit. Die neuen Ankömmlinge wollten sich keine Baugründe kaufen, ohne daß dieselben bei den Behörden dem Gesetz gemäß als ihr Eigenthum eingetragen würden. Nun gab es in No Man's Land

keine Behörden, und die „Town Company“ hatte ja selbst auf den städtischen Boden keinerlei gesetzliches Anrecht. Statt der Town Company die Baugründe abzukaufen, siedelten sich die neuen Ankömmlinge überall an, wo es ihnen am besten paßte, bauten sich Holzhütten oder Dugouts (die den Prairien charakteristischen Erdlöcher) und wollten die Agenten der „Town Company“ das Geld für den Baugrund eincassiren, so wurden sie mit Repetiergewehren zurückgewiesen. Das war das Ende der „Beaver City town Company“. Dafür florirte aber die Stadt selbst, denn im Herbst 1886 hatten sich an den Ufern des Beaverflusses einige Hundert Menschen, größtentheils Männer, zusammengefunden. Frauen gab es wenige, Kinder und Greise gar nicht. Es entstanden Hôtels, Trinkstuben, Kaufläden und Tanzsäle, in welchen der Abschaum des weiblichen Geschlechtes im Verein mit Gesetzesflüchtigen, Büffeljägern und Cowboys wüste Orgien feierte.

Für das Gesindel, das sich vogelfrei in den großen weiten Prairien umhertrieb, war die neue „Stadt“ ein wahres Paradies. Von vielen Meilen in der Runde kamen sie, die Monate, vielleicht Jahre lang den „Segen der Civilisation“ entbehrt hatten, herbei, um sich ein paar Wochen bei Weib und Whisky auszutoben. Tag und Nacht über erscholl ihr Gejohle und Geschrei, und an Pulver und Blei wurde auf den wenigen Morgen Land mehr verschossen, als in den Prairien weiter westlich in der zehnfachen Zeit. Noch heute zeigt man in Beaver City manche Wände der Bretterhäuser, die von Kugeln wie Siebe durchlöchert sind. Der Revolver

war das beliebteste Spielzeug, die Schüsse knallten bei der geringsten Veranlassung, allein mit Stolz behaupten die „first Settlers“ — (die ersten Ansiedler), daß Niemand verwundet oder getödtet wurde, auf welchen man es nicht abgesehen hatte. Sie wollten damit ihre Treffsicherheit constatiren.

Die Sache wurde den ehrlichen Leuten der Stadt endlich so bunt, daß sie beschlossen, eine Obrigkeit zu schaffen. Sie waren ja weder ihres Lebens noch ihrer Habe sicher, denn es kamen Fälle vor, daß einzelne Abenteurer sie mit Revolverschüssen aus ihren eigenen Häusern vertrieben und dieselben für sich in Besitz nahmen. Gab es doch in No Man's Land kein gesetzliches Eigenthum, kein Gericht, keine Behörde!

So traten denn am 26. October 1886 die „Honorationen“ der Stadt zusammen. Auf offener Prairie beschlossen sie, sich gegenseitig ihren Besitz zu garantiren, und jeden Zuwiderhandelnden „hinreichend strenge Strafen“ aufzuerlegen. Die Erfahrung zeigte, daß man mit diesen Strafen von „hinreichender Strenge“ (sufficiently severe) das Lynchen meinte.

Dieses „Meeting“ war insofern auch von Bedeutung, als es der erste Schritt zur Errichtung einer eigenen republikanischen Regierung war, vielleicht die merkwürdigste, welche jemals von einem Volke geschaffen wurde. Die Sache klingt viel eher wie eine Robinsonade. Derlei Dinge können wohl irgendwo auf einer wüsten einsamen Felsinsel vorkommen, auf welche etwa Schiffbrüchige verschlagen wurden, aber nicht im Herzen eines der ersten Culturländer der Erde!

Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß Beaver City schon nach mehrmonatlichem Bestande seine Zeitüng besaß, denn welche Stadt von diesem Alter besäße sie im amerikanischen Westen nicht? Dieses Blatt, der „Territorial Advocate“ enthielt bald nach dem ersten „Meeting“ eine Aufforderung an alle Bewohner von No Man's Land sich am 29. November 1886 im Schulhause (!) von Beaver City zur Organisirung einer Regierung zu versammeln. Thatsächlich fanden sich in der niedrigen rohen Erdhütte vierunddreißig Männer und eine Frau ein. Sie organisirten einen Landrath (Claim board) und wählten für den neuen Staat den Namen „Cimarron“. Da die bisherigen Streitigkeiten, Schlägereien und Schieß-Affairen hauptsächlich wegen des zweifelhaften Landbesitzes entstanden waren, so wurde die neugewählte Behörde bevollmächtigt, auf Verlangen der Ansiedler denselben gegen eine Gebühr von 5 Dollars eine Art „Besitzscheine“ auszustellen, und etwaige Streitigkeiten dem Urtheil von selbstgewählten Schiedsrichtern zu unterwerfen. Gleichzeitig beschloß man, an die Bewohner des ganzen Territoriums die Aufforderung zu richten, für eine neue Versammlung am 4. März 1887 Delegirte nach der „Metropole“, d. h. nach Beaver City, zu senden, um die Wahl eines Territorialrathes vorzunehmen. Es wurde in der Hauptstadt beschlossen, das ganze Territorium in drei Districte einzutheilen, deren Grenzen die beiden das erstere durchschneidenden Meridiane bilden sollten. Jeder District sollte drei Delegirte zu dieser Versammlung senden. Thatsächlich fanden sich am 4. März 1887,

diesem eigentlichen Geburtstage des Territoriums Cimarron, eine Anzahl Männer zusammen, um eine Regierung einzuführen. Unter ihnen befand sich ein presbyterianischer Prediger Namens Overstreet, der mittlerweile in Beaver City eine Kirche gegründet hatte, ein gewagtes Unternehmen, denn neben seiner Familie gab es nur noch vier Theilnehmer. Auf seinen Antrag wurde vor Allem die Constitution der Vereinigten Staaten feierlichst anerkannt, aber derselben folgender Paragraph beigefügt, der wegen seiner Sonderbarkeit hier wörtlich Platz finden möge:

„Da die Bewohner des Territoriums Cimarron ohne den Rechtsschutz irgend eines Staates und ohne anerkannte Regierung sind, und die dringende Nothwendigkeit einer solchen anerkennen, und da wir gewillt sind, Gesetze und Vorschriften für unsern Schutz und unsere Sicherheit einzuführen, erklären wir hiemit den allmächtigen Gott als den obersten Lenker des Universums, als den Schöpfer, Erhalter und Regierer von Individuen, Gemeinden, Staaten und Nationen, und wir erklären ferner die Gesetze der Vereinigten Staaten als unsere Gesetze.“

Noch in demselben Monate fand die erste gerichtliche Execution statt. Zwei Flüchtlinge, die sich allerhand Missethaten hatten zu Schulden kommen lassen, wurden in ihrer Hütte meuchlings erschossen. Um der That eine gesetzliche Grundlage zu geben, wurden Geschworne einberufen, welche die folgende Erklärung abgaben:

„Die beiden Männer waren schlechte Bürger: Der

eine unterhielt schlechte Frauen in seinem „Tanzsalon", der andere machte sich in unserer Stadt des offenen Ehebruchs schuldig. Beide waren anerkannte Diebe und einzelne gestohlene Gegenstände wurden in ihren Häusern gefunden. Beide schossen in fremde Häuser und vertrieben ehrliche Ansiedler von ihrem Grund und Boden. Ihr unzeitiger Tod ist nur die Folge ihrer schlechten Thaten."

In den nächsten Monaten entwickelten sich neben der Territorialregierung auch eine städtische Verwaltung mit Mayor, Sheriff, Straßencommissären ꝛc. Den Bürgern wurden Taxen und Abgaben auferlegt, die in der ersten Zeit auch pünktlich bezahlt wurden, allmählich aber wieder eingingen, denn es gab ja keinen gesetzlichen Zwang und die Stadtverwaltung hatte die Macht nicht, die Steuern gewaltsam einzutreiben. Nur wo die Bürger selbst die Nothwendigkeit gewisser Maßregeln anerkannten, trugen sie für deren Durchführung nach Kräften bei. Galt es die Straßen zu reinigen, so halfen sie alle mit, galt es Wege anzulegen oder die große Verkehrsroute nach Kansas in Ordnung zu halten, so zogen sie mit Haue und Schaufel aus und in wenigen Tagen war die Sache geregelt.

Die Vereinigten Staaten Regierung errichtete in Beaver City ein Postamt unter dem officiellen Namen: „Beaver City, Neutraler Streifen". Die Postwagen, welche dreimal wöchentlich zwischen Beaver City und der nächsten Eisenbahnstation in Kansas verkehrten, hätten ungestraft von Wegelagerern ausgeraubt werden können, denn es gab ja keine Polizeigewalt in dem

ganzen Lande. Allein die Bürger selbst bewachten die Post und während in den angrenzenden Staaten häufig Beraubungen vorkamen, ist eine solche in dem herrenlosen Lande niemals bekannt geworden.

So hielt sich die Territorialregierung mehrere Jahre und ihr Bestreben war hauptsächlich darauf gerichtet, die gesetzliche Anerkennung der Vereinigten Staaten zu erlangen. Es wurde unter den Honorationen gesammelt um einen Delegirten nach Washington zu senden. Aber er erzielte keine Erfolge. Das Territorium wählte nun ein Congreß-Mitglied für Washington, aber dasselbe wurde nicht anerkannt und so lebte denn die auf etwa zehntausend Seelen angewachsene Bevölkerung des Territoriums Cimarron jahrelang schutz-, recht- und gesetzlos im Herzen der Vereinigten Staaten, eine Anomalie, wie sie in der Geschichte der Staaten wohl einzig dasteht. Allerdings beschäftigte man sich im Congreß zu Washington mit Cimarron, aber, obschon dasselbe einen größeren Flächeninhalt besitzt als mancher Staat der Union und vermöge der Fruchtbarkeit seiner Ländereien auch wohl im Stande ist, eine größere Bevölkerung zu ernähren, wie etwa Rhode Island oder Delaware, kam man in Washington doch zu keinem Entschluß, voraussichtlich, weil man die Einverleibung des Territoriums in das neu zu bildende Territorium Oklahoma beabsichtigte. In dem „Census“ der Vereinigten Staaten vom Jahre 1890 wurde die Bevölkerung von No Man's Land jener von Oklahoma beigezählt, dieser Umstand jedoch ausdrücklich vermerkt. Auf den Eisenbahnkarten,

welche in den Vereinigten Staaten in monatlich erscheinenden Fahrplänen beigegeben werden, befand sich 1891 und 1892 das neue Territorium genau verzeichnet, aber ohne No Man's Land. Möglicherweise ist die Vereinigung des letzteren mit Oklahoma bereits erfolgt, immerhin bildet aber die Geschichte dieses herrenlosen Landes das merkwürdigste Capitel in der Entwicklung der Vereinigten Staaten.

XI.

Tornados im amerikanischen Westen.

Gäbe es eine zuverlässige Statistik über die Unglücksfälle in den Vereinigten Staaten und über deren Ursachen, so würden wohl die Tornados die erste Stelle einnehmen. Weder Ueberschwemmungen noch Erdbeben, übergroße Hitze oder Kälte, noch sonstige elementare Erscheinungen haben eine so schreckliche Zahl von Unglücksfällen aufzuweisen, wie die Tornados, besonders in dem nordwestlichen Theile des großen Prairiegebietes, zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen. Sie treten besonders im späteren Frühjahr und im Frühsommer am häufigsten auf, und wenn auch das nördliche Nebraska, östliche Dacota, dann Minnesota und Iowa, die von ihnen am meisten heimgesuchten Länder sind, so erscheinen sie doch auch in fast allen Gebieten der Vereinigten Staaten mit Ausnahme der pacifischen Küstenstaaten, sowie Neu-Englands. In Texas, Georgien, Louisiana, dann Illinois, Iowa und Ohio, überhaupt in ebenen Ländern kommen sie häufiger vor als in Gebirgsländern, wie z. B. in Pennsylvanien, New-York, West-Virginien oder West-Colorado.

Canada scheint, soweit es die spärlichen Angaben zu beurtheilen gestatten, von den Tornados weniger heimgesucht, doch reichen die Cyclonen des obersten Mississippibeckens zuweilen bis in die Gegend des Winnipegsees hinauf. Nur im Thale des St. Laurenzstromes kommen in jedem Jahre viele Tornados vor, wenn sie dort auch nicht von so schrecklicher Gewalt sind, wie im Mississippibecken.

Während meiner langen Reisen und Aufenthalte in den beiden Amerikas, die sich zusammen auf mehrere Jahre erstrecken, habe ich häufig genug Gelegenheit gehabt, die Verheerungen der Tornados an Ort und Stelle wahrzunehmen, und zweimal diese furchtbaren Wirbelstürme selbst erlebt. — Beide fielen im Frühjahr 1883 vor, der eine nördlich von Augusta in Georgien, wobei der Tornado dicht neben dem Eisenbahnzuge vorbeisauste, in welchem ich mich befand, der zweite zwischen den Städten Waco und Austin, im Stromgebiete des Rio Brazos in Texas, ein Tornado von furchtbarer Gewalt, der einige Meilen vor unserem Eisenbahnzuge über die Bahnstrecke sauste und das ganze Bahnbett mit fortriß, so daß wir nach Austin zurückkehren und die Fahrt nach Waco auf dem Umwege über Corsicana machen mußten. — Die Beobachtungen, die ich bei diesen und anderen Gelegenheiten machte, sowie die Mittheilungen vieler Personen, welche Tornados beobachtet und erlebt haben, ließen mich von der früher allgemein verbreiteten Idee abkommen, daß die Ursache der Tornados elektrische Entleerungen sind. Es war früher überhaupt ein gern angewandtes System, alles

das, was man in der Meteorologie nicht verstehen und erklären konnte, der dabei ganz unschuldigen Elektrizität zuzuschreiben. — Ebenso irrig ist die vielfach verbreitete Meinung, daß Cyclone und Tornados dasselbe seien, eine Meinung, welche in Lehrbüchern und u. A. auch in einem größeren deutschen Conversationslexicon ausgesprochen ist. Cyclone sowohl wie Tornados sind um eine der Hauptsache nach verticale Achse revolvirende, dabei aber auch gleichzeitig längs der Erdoberfläche hinziehende Stürme, oder besser gesagt, colossale Windhosen, nur ist bei Cyclonen der Durchmesser des Kreises ein unverhältnißmäßig größerer, ja derselbe variirt bei der Mehrzahl der Cyclone, besonders an den atlantischen Küsten Nordamerikas, zwischen 100 und 700 englischen Meilen, während er bei Tornados zuweilen am unteren Ende keine 40 Meter groß ist, und selten zwei oder drei englische Meilen erreicht. Je kleiner bei Cyclonen der Durchmesser, desto größer ist auch gewöhnlich die Schnelligkeit des Kreislaufes, während sich der ganze revolvirende Sturmkörper mit einer Geschwindigkeit von 100 bis 140 englische Meilen per Stunde (zumeist in nordöstlicher Richtung) weiter bewegt. Auf einer Fahrt von Venezuela nach New-York im Früjahr 1888 befand sich mein Schiff, die „Caracas" von der New-Yorker „Red D" Linie in dem vollständig sturmfreien Mittelpunkte eines Cyclons, der sich um uns herumbewegte und uns schließlich überholte. Da wir auf diese Passage des Sturmes vorbereitet waren, so kamen wir recht glimpflich darüber hinweg, aber am folgenden Morgen sahen wir das Meer um

uns mit Schiffstrümmern und Bauholz bedeckt, wahrscheinlich von Segelschiffen herrührend, welche von dem wüthenden Sturme direct getroffen wurden. Eine Brig trieb mit dem Kiel nach oben neben uns her. In Matanzas, auf St. Thomas und Trinidad zeigte man mir vielfach Trümmer von Häusern, Umfassungsmauern u. s. w., welche frühere Cyclone niedergerissen, und gänzlich zerstört hatten. In Willemstad auf der Insel Curaçao bemerkte ich gelegentlich meines Besuches 1887 eine ganz mit neuen Häusern besetzte Straße, welche sich auf etwa 200 Schritte Entfernung an der Meeresküste hinzog. Die große Zahl neuer Häuser in der alten, verkommenen Stadt des Papiamento wunderte mich höchlichst, aber auf meine Frage wies mein Begleiter nur auf eine lange Reihe von Ruinen auf der anderen Seite der Straße, zwischen dieser und dem Meere, etwa 70 Schritte von letzterem entfernt. Ein paar Jahre zuvor hatte ein Cyclon im Verein mit dem wüthend aufgepeitschten und 70 Fuß hohe Brandung emporschleudernden Meere die ganze Reihe steinerner Häuser bis auf den Grund zerstört! Bei dem großen Cyclon auf den Barbadoes am 10. August 1831 wurden erwiesenermaßen 24-Pfünder-Kanonen aus einer Batterie emporgehoben und mehrere hundert Schritte durch die Luft getragen! Auf hoher See sind die Cyclone besonders Segelschiffen deshalb so ungemein gefährlich, weil der Wind nicht nur in einer Hauptrichtung weht, wogegen man auf dem Schiffe Vorsorge treffen könnte, sondern tangential dem ganzen Cyclonkreise entlang, somit aus den verschiedensten Richtungen

des Compasses her mit furchtbarer Gewalt tobt, und demgemäß auch die hohen Wasserwellen aus verschiedenen Richtungen an das Schiff schlagen.

Ebenso schlimm wie in Westindien die Cyclone, hausen auf dem nordamerikanischen Festlande die Tornados. Die größte Zahl derselben kommt, wie gesagt, östlich und westlich der canadischen Seen vor, wo man deren durchschnittlich in jedem Jahre 15 bis 22 beobachtet, dann folgen Illinois, Iowa, Nebraska mit je 10 bis 15 und Missouri, Ohio und das südliche Indiana mit je 5 bis 8 Tornados. Die Spuren eines Tornados sah ich zuerst auf der Fahrt von Duluth am Westende des Superiorsees, nach Brainerd in Minnesota. Etwa fünfzehn englische Meilen westlich von Duluth fuhren wir quer durch eine Waldlichtung, welche von dem dunkelbraunen Spiegel des Black-Rivers in fast nördlicher Richtung durch den hochstämmigen Urwald führte. In einer Breite von etwa 100 Metern war jeder Baum entwurzelt, oder 30 bis 50 Centimeter vom Boden abgedreht worden und lag, mit der Krone nach der Mitte der Lichtung gewendet, auf der Erde. Selbst Stämme von einem Meter Durchmesser waren so abgedreht worden.

Die Bahnlinie war selbstverständlich von dem wenige Wochen vorher hier durchgezogenen Tornado vollständig zerrissen worden, aber man hatte sie sofort wieder hergestellt. Glücklicher Weise hatte sich gerade kein Zug auf dieser Strecke befunden, er wäre wohl ebenfalls emporgehoben und eine Strecke weit fortgeschleudert worden.

Daß dies häufig genug passirt, dafür liefern ja die Zeitungen jener Gegenden den Beweis, und daß die Gewalt der Tornados hierzu ausreicht, geht ja aus der Thatsache hervor, daß ganze Städte von ihnen zerstört und dem Erdboden gleich gemacht wurden. 1883 wurde Marshfield von einem Tornado heimgesucht, und die „Illinois-Staatszeitung“ in Chicago berichtete darüber:

„Dieser Tornado scheint sich nach den bis jetzt vorliegenden Nachrichten im südwestlichen Theile von Greene County gegen den Abend des 18. April gebildet zu haben. Er zog dann in nordöstlicher Richtung durch das Quellengebiet des James-River und richtete unter den zahlreichen Farmen der Gegend furchtbare Verwüstungen an. Die Zahl der in dortiger Gegend Getödteten wird auf 50, die der Verwundeten auf 200 angegeben; doch weiß man noch nichts Bestimmtes. Bei dem Oertchen Northview in Webster County traf der Wirbelsturm zuerst die Eisenbahn und folgte ihr vier Meilen weit, dann verließ er sie, traf sie aber gerade in dem blühenden Städtchen Marshfield, dem Sitze der Countybehörde, wieder. Es war bald nach 6 Uhr Abends. Viele Einwohner sahen, durch das dumpfe Geräusch aufmerksam gemacht, die verderbenbringende Wolke heranziehen. Der Trichter schien inwendig schwarz, nach außen heller. Im Daherziehen brachte sie ein dumpfes, unheimliches Geräusch hervor. Von Blitz und Donner war sie ausnahmsweise nicht begleitet, nicht einmal von Regen, obgleich es ringsumher regnete und hagelte. Der Durchmesser

war nicht mehr als eine Viertelmeile, aber auf dieser Strecke war die Zerstörung auch eine vollkommene."

„Diejenigen, welche das Ungethüm herankommen sahen, wandten sich zur Flucht und es gelang Manchem, zu entkommen. Ein Herr Wisby flüchtete sich mit Weib und Kindern aus seinem Wohnhause. Sie warfen sich flach auf den Boden und klammerten sich an einen jungen Baum an. So wurden sie gerettet. Zum Glück befanden sie sich aber nicht unmittelbar im Centrum des Trichters, sondern am äußersten Rande, sonst wären sie dennoch mit unwiderstehlicher Gewalt aufgehoben und vielleicht meilenweit fortgeführt worden. Man glaubt, daß dies das Schicksal mehrerer Vermißter ist, deren Leichen man vielleicht erst später in den Wäldern finden wird. Ein kleines einjähriges Kind hat man am Tage nach dem Sturm mehrere Meilen weit von der Stadt im Walde gefunden. Es war merkwürdiger Weise nur wenig verletzt und war aus Ermüdung eingeschlafen. Neben ihm lag ein Stück von einem Schranke. Unglaublich, wie dies klingen mag, sind Fälle, daß ein derartiger Orkan Menschen lebend Meilen weit fortgeführt und sie dann sanft zu Boden gelassen hat, öfter vorgekommen. Meistentheils schleudert die Wolke freilich, was sie auf ihrer Bahn aufrafft, mit solcher Gewalt zu Boden, daß Menschen und Thiere zerschmettert und selbst Balken förmlich zermalmt werden."

„Das Städtchen Marshfield hatte eine Bevölkerung, die auf 2000 oder darüber geschätzt wurde, besaß eine Bank, zwei Getreide-Elevatoren, zwei Zeitungen, zwei

Hôtels, eine Buchhandlung, eine große Eisenwaaren-handlung und mehrere andere nicht unbedeutende Geschäfte, war überhaupt ein strebsamer Handelsplatz für die ganze fruchtbare Umgegend. Jetzt liegt es in Ruinen. Von dem ganzen Platze stehen kaum noch ein Dutzend Häuser, die außerhalb der Bahn des Tornados lagen. Nachdem der Sturm die Gebäude zusammengerissen, brach in den Trümmern Feuer aus und zerstörte einen großen Theil dessen, was der Orkan übrig gelassen. Leider ist anzunehmen, daß mancher Verschüttete ein schreckliches Ende in den Flammen genommen hat. Die Zahl der Todten, soweit die Leichen aufgefunden waren, betrug 70, die Zahl der Verwundeten überstieg 200. Die meisten Verwundungen waren im Rücken — ein Beweis, daß die Fliehenden durch die Trümmer, welche der kreisende Trichter nach allen Seiten um sich schleuderte, noch auf der Flucht niedergestreckt worden waren."

Professor Tyee, Professor der Meteorologie an der St. Louiser Universität, besuchte am folgenden Tage die Bahn des Tornados und berichtet Folgendes darüber:

„An einigen Stellen der Bahn finden sich nur schwache Spuren eines Wasserstrahles, an anderen Punkten ist der Schutt in die Höhe geführt und über zwei oder drei Fuß hohe Hemmnisse hinweg getragen worden. Diese Wasserstrahlen oder Strömungen wurden in größtem Volumen bergaufwärts getragen. Ich fand Stellen, wo die Dammerde gänzlich von jenen Strömungen weggeschwemmt worden ist. Wurzeln und Grasbüschel lassen ersehen, daß die Richtung der Wasser-

ströme aufwärts ging, und was höchst bedeutungsvoll ist, sie kamen von allen Punkten der Windrose nach dem Gipfel des Hügels, wo der Orkan zur Zeit raste und sich austobte. Nirgends kann irgend eine Spur gefunden werden, wo die Wasserstrahlen bergabwärts flossen. Von vielen ebenen Stellen ist alles Erdreich weggewaschen. Baumblätter, Gras, der Schutt all' der zertrümmerten Gebäude, Fragmente von Brettern, die die Strömung mit sich führte und dann in ihrer Spur liegen ließ, lagerten der Länge nach, der Richtung der Strömung entsprechend."

„Folgende interessante Thatsache wird von George Gilbert von St. Louis verbürgt: „Er, seine Frau und vier Kinder waren acht Meilen im Lande auf Besuch und das Centrum der Windhose ging innerhalb fünf oder sechs Yards an dem Punkte vorüber, an welchem sie sich befanden. Eine dem Ansehen nach 15 Fuß hohe Wasserwoge rollte hinter dem Berührungspunkte der Trombe mit dem Erdboden her. In einem Augenblick rollte diese Woge über sie weg, sie war eiskalt und durchnäßte sie bis auf die Haut. Etwa zwei Meilen nordwestlich von der Ortschaft wurden Felstrümmer im Gewicht von 700 Pfund aus der Erde gehoben und auf einige Entfernung dem Pfade des Orkans entlang geführt."

Wie furchtbar ein Tornado am 15. April 1886 in der Umgebung von St. Cloud in Minnesota gehaust hat, steht wohl noch in lebhafter Erinnerung. Einige Minuten nach 4 Uhr Nachmittags am 14. April 1886 ballten sich südwestlich von St. Cloud schwarze, schwere

Wolken zusammen, die sich tief zur Erde herabsenkten und endlich einen langen schwarzen Streifen abwärts sandten, der ähnlich wie der Schweif eines Riesenthieres umherpeitschte, unter fürchterlichem Gedonner und Getöse Alles zertrümmernd, was seiner den Erdboden berührenden Spitze im Wege stand. Gleichzeitig bewegten sich die Wolken, den Schweif mitschleppend, mit rasender Schnelligkeit direct auf das Weichbild der Stadt zu, so daß die entsetzten Einwohner kaum Zeit fanden, sich in die Keller zu flüchten. Diejenigen, welche in den Straßen blieben, wurden entweder in die Luft emporgehoben und meilenweit fortgetragen, oder von den umherfliegenden Haustrümmern, Möbelstücken, Wagen, Werkzeugen u. s. w. niedergeschlagen. Der Tornado bahnte sich den Weg durch eine Vorstadt von St. Cloud, bis er den Fluß erreichte; dort wechselte er die Richtung und folgte den hohen Flußufern bis zur Stadt Sauk Rapids, wo er abermals nach links umbiegend mitten durch die Stadt brauste, sie vollständig in Ruinen legend. Nicht weniger als 70 Todte und 200 Verwundete fielen dem Sturm zum Opfer. Eine Woche später besuchte ich St. Cloud von St. Paul aus und sah selbst die furchtbare Verwüstung, deren Details fast unglaublich erscheinen. Noch lag Alles in wüstem Trümmerhaufen durcheinander, denn die Bevölkerung schien ganz den Kopf verloren zu haben und noch unter dem Eindrucke der schrecklichen Catastrophe zu stehen, die fast mit der Geschwindigkeit eines Erdbebens eine ganze Vorstadt vernichtet hatte. Merkwürdigerweise war das Feld der Verwüstung genau abgegrenzt und erstreckte sich auf einen Streifen Landes

von 26 englischen Meilen Länge bei etwa 100 Meter Breite. Jenseits dieses Streifens war von Verwüstungen keine Spur zu sehen. Augenzeugen erzählten mir, das Herannahen der rotirenden Wolke wäre von einer vollständigen Lawine von Brettern, Baumstämmen, Möbeln, Haustrümmern u. s. w. begleitet gewesen, und unmittelbar darauf überflutheten mächtige Wassermassen eines Wolkenbruches das ganze Zerstörungsgebiet. Der betroffene Theil von St. Cloud enthielt zumeist nur Arbeiterhäuser, und diese wurden von dem Wirbelsturme wie Federballen von den Fundamenten gehoben, hoch in die Luft getragen und dann mit furchtbarer Wucht wieder gegen den Erdboden geschmettert, so daß sie in unzählige Trümmer zerstoben. Der ganze Tornadostreifen zeigte nichts als derlei Trümmer, nur ein einziges Haus war ganz geblieben, aber es lag mit dem Dache abwärts, mit dem untersten Fußboden nach oben — der Wind hatte es einfach umgedreht. Am fürchterlichsten war das Bild der Zerstörung bei den Waarenschuppen der Manitoba-Eisenbahn. Von den Gebäuden waren nur Trümmerhaufen übrig, zwischen denen formlose Massen einstige Frachtwaggons und ihren Inhalt erkennen ließen. Die Stahlschienen waren von den Schwellen gerissen und wie dünne Drähte gekrümmt worden. Das Dach des Frachtschuppens lag ganz, aber etwa 120 Meter weit von dem Gebäude entfernt. Die Frachten von 15 Waggons lagen im Umkreise von einer halben Meile auf der Erde zerstreut. Am merkwürdigsten äußerte sich die Gewalt des Sturmes an der eisernen feuerfesten Casse des Postamtes. Die schwere Thüre derselben

wurde aus ihren Angeln gehoben und eine Strecke weit fortgetragen. Eine Kirchenglocke von 750 Kilo Gewicht wurde gegen 150 Meter von dem zerstörten Kirchthurm entfernt zwischen Haustrümmern aufgefunden. Die menschlichen Opfer sollen auf furchtbare Weise verstümmelt worden sein. Ihre Kleider waren in Streifen zerrissen, in den Fleischtheilen und in den Wangen saßen Steine und Splitter fest, die Haare waren bei Vielen vom Kopf gerissen, die Schädel gespalten! Ich selbst sah ein todtes Huhn, das auf der einen Seite ganz der Federn beraubt war, als wäre es gerupft worden, und man versicherte mir, Federvieh wäre viel gefunden worden, bei denen sämmtliche Federn fortgerissen waren. Aehnlich schälte der Tornado auch bei Baumstämmen die Rinde vom Holze, eine Wirkung, die sich jedesmal äußern soll, wo Tornados auf Bäume treffen.

In dem benachbarten Städtchen Sauk Rapids hatte der Tornado nur wenige Minuten gehaust, aber sie hatten hingereicht, um in der wichtigsten Geschäftsstraße jedes Haus zu zerstören: das Rathhaus, Postamt, Gerichtsgebäude, mehrere Kirchen und den Bahnhof. Viele Privathäuser waren eben so viele Haufen kleiner Trümmer. Man erzählte mir, die schwarze Wolkensäule hätten während ihrer Passage durch Sauk Rapids heftige Blitze durchzuckt, und von mehreren Seiten wurde mir bestätigt, alle Eisentheile der zertrümmerten Gebäude wären magnetisch geworden, so daß sie, als man sie zusammenlas, an einander hingen. Im „New-York Herald“ vom 6. April 1890 fand ich

die Schilderung eines Tornados im westlichen Illinois, bei welchem man dieselbe Beobachtung machte.

Auf dem Tornado von 1886 folgte im Jahre 1887 im östlichen Dakota ein anderer von derselben zerstörenden Wirkung. Ein Photograph in der Stadt Jamestown hatte den glücklichen Einfall, die schwarze Tornadowolke aus der Entfernung von 18 engl. Meilen zu photographiren. In dieser Aufnahme zeigt sich das Firmament vollständig schwarz; aus den hoch über dem Erdboden befindlichen Wolken reicht ein schwarzer Schlauch fast vertical und nur etwas gegen Osten eingeknickt bis zum Erdboden. Vor diesem schwarzen Schlauche, also östlich, ist der ganze Horizont klar, hinter ihm auf etwa 8° Ausdehnung erscheint der Horizont dunkel, wenn auch nicht so schwarz wie der Schlauch, und noch weiter dahinter, d. h. westlich, zeigt sich abermals heller Himmel, gerade so hell wie vor dem Tornadostreifen. Merkwürdig war es bei diesem Tornado, daß, als er mit dem unteren Ende seiner Zunge über einen kleinen See hinwegschritt, das Wasser desselben vollständig aufsaugte. Nach den Schilderungen anderer Tornados in dem großen Gebiete westlich der canadischen Seen kommt dieses Aufsaugen des Wassers regelmäßig vor, sobald ein Tornado beim Vorwärtsschreiten auf Wasserflächen stößt.

Fast immer kommen Tornados in den genannten Jahreszeiten am frühen Nachmittag vor, und stets geht ihnen ungemein schwüles, heißes und windstilles Wetter voraus. Dann ziehen sich, gewöhnlich im Südosten, schwarze, schwere Gewitterwolken zusammen, die vom

Wind in den oberen Regionen gegen Nordost getrieben werden. Plötzlich zeigt sich an der unteren Fläche der schwarzen Wolken ein flacher Trichter, der immer länger wird und schließlich einen Schlauch mit großer Schnelligkeit bis auf den Erdboden sendet. Wolken und Schlauch eilen nun mit Sturmesgeschwindigkeit vorwärts, während die Wolkenmassen des Schlauches sich gleichzeitig mit noch größerer Geschwindigkeit um ihre eigene Achse und nach abwärts geneigten Windungen drehen. Indessen behält das untere, längs des Erdbodens hineilende Ende des Schlauches nicht immer die Geschwindigkeit des oberen Endes; es eilt dem Letzteren zuweilen vor, häufig aber auch bleibt es einige Sekunden lang an einer Stelle haften, um dann plötzlich wieder fortgezogen zu werden, wobei dieses untere Ende sich auch vom Boden emporhebt. Die Bewegung ist ganz die gleiche, wie die eines vom Sturm getriebenen Luftballons, dessen Insassen den Anker ausgeworfen haben, und der nun bald am Erdboden hinstreift, bald sich mit dem Ballon erhebt, am Ankerseile umherschwankt und bald wieder den Boden berührt. Ein anderer Vergleich ist der mit einem flachen, runden Steine, wenn er einer Wasserfläche entlang geworfen wird. Er rotirt um seine eigene Achse, streift schwirrend das Wasser, springt wieder empor u. s. w.

Unglaublich ist nur die Kraft, mit welcher dieses rotirende Wolkengebilde von 100 bis 300 Meter (oder noch größerem) Durchmesser alles mit sich fortrafft und fortreißt, was sich ihm in den Weg stellt, etwa als würde ein ungeheurer stählerner Flachbohrer von

überirdischen Gewalten getrieben, sich durch die Erde und ihre Bedeckung wühlen. Schon aus dem früher Gesagten geht hervor, daß diese Wolkenzunge sich mit unwiderstehlicher Kraft durch alles Bahn bricht, was sich ihr in den Weg stellt. Sie geht nicht über Hindernisse hinweg, sondern mitten durch dieselben, und nur bei sanft ansteigenden Höhen folgt sie der Form der Oberfläche, wobei der Tornado den Gang etwas verlangsamt, aber doch, wenn kein anderes Hinderniß, wie Wälder oder Häuser, vorhanden ist, wenigstens den Erdboden aufreißt. Beim jenseitigen Abhang, also bei der Abwärtsbewegung, erscheint seine Gewalt etwas vermindert.

Am auffälligsten ist die Zerstörung der Wälder. Die stärksten Bäume werden zuerst vollständig ihres Blätterschmuckes, dann ihrer Aeste beraubt, endlich ganz entwurzelt oder etwa 30 Centimeter vom Boden gewaltsam abgedreht und flach auf den Boden niedergelegt. An den Seiten der so durch den Wald gebrochenen Bahn zeigen die stehen gebliebenen Bäume an ihrer der Bahn zugewendeten Seite vollständig eben geschnittene Kronen, als wäre eine ungeheure Sichel vertical heruntergefahren und hätte den betreffenden Theil der Laubkrone fortgeschnitten. Dabei zeigen alle stehen gebliebenen Bäume an den Seiten der Tornadobahn eine ausgesprochene Neigung gegen die Mitte derselben; die umgerissenen Bäume liegen ebenfalls gegen die Mitte der Bahn zu, und nur die im — ich möchte sagen Stromstrich liegenden Bäume liegen parallel mit diesem, was deutlich für die Rotation der Tornadozunge

spricht. Dasselbe Aussehen haben Gräser, Sträucher oder Getreidehalme, sofern sie überhaupt stehen gelassen wurden, sowie bei Städteruinen die Balken, Sparren und Dachschindeln. Häufig zieht der Tornado diese Gegenstände hoch in die Lüfte, reißt sie mit sich fort und wirft sie wieder weit von sich, falls dieselben der Außenwand der hohlen Tornadosäule nahe, und somit in den Bereich der Centrifugalkraft der rotirenden Masse kommen.

Häufig genug verändern die Tornados des amerikanischen Westens die Topographie des Landes, indem sie, wie schon erwähnt, ganze Seen aufsaugen, und Niederungen an anderen Stellen mit Wasser füllen, Canäle in den Boden reißen oder den Lauf von Flüssen ändern. So ist beispielsweise im nordöstlichen Illinois die Wasserscheide zwischen dem Mississippi und dem Michigan-See sehr flach und nur ganz gering über dem Seespiegel erhaben, so daß man ja, wie ich in meinem letzten Werke*) schilderte, sogar dem bei Chicago in den Michigan-See mündenden Chicagofluß umdrehen konnte, derart, daß er jetzt statt in den Michigan-See sich in den Mississippi ergießt. Vor einigen Jahren strich nun ein Tornado über das Gebiet einiger Nebenflüsse des Oberlaufes des Desplainesflusses, und riß derartige Canäle durch den Boden, daß diese Nebenflüsse nach der entgegengesetzten Richtung, also dem Michigan zu, flossen.**)

*) Hesse-Wartegg, „Tausend und ein Tag im Occident", 2 Bände, Leipzig, Carl Reißner, 1891, 8 Mk.

**) New-York Herald, 6. April 1890. S. 24.

In den von Tornados häufig heimgesuchten Gegenden hat man es ganz aufgegeben, die kleineren Häuser nach der sonst in Amerika überall gebräuchlichen Manier, also auf Pfahlunterlagen und ohne Keller zu bauen, sondern man gräbt unter oder neben den Häusern Kellerräume, welche beim Nahen von Tornados auch als Zufluchtsstätten für die Hausbewohner dienen. Nur dort sind sie sicher, aber dennoch kommt es zuweilen vor,*) daß Tornados gerade über oder in der Nähe solcher Keller ihre Wassermassen entladen und die Insassen der ersteren ertränkten.

Eine seltsame Erscheinung, welche Tornados häufig begleitet, ist das Explodiren von Gebäuden, welche sich mitten in der Bahn des Wolkenschlauches befinden. Bei Gebäuden, welche an dem äußeren Rande stehen, kommen solche Explosionen nicht vor. Die Erklärung dieses scheinbaren Phänomens ist sehr einfach, und hängt mit dem ganzen Wesen der Tornados innig zusammen. Was auch von anderer Seite behauptet werden mag, die Tornados sind die natürliche Folge großer Temperaturunterschiede in verschiedenen übereinander liegender Luftschichten.

Im Sommer wird auf weiten Ebenen während der heißen Mittagsstunden die darüber befindliche Luftschicht, sowie der Boden selbst stark erwärmt und der Reflex der Bodenwärme erwärmt die Luft noch in höherem Grade, so daß sie sich stärker ausdehnt und

---

*) Siehe Frank Leslie's Monthly Magazine April 1884.

leichter wird, als die darüber befindlichen Luftschichten, besonders wenn diese mit Feuchtigkeit stark geschwängert sind. Dieser unnatürliche Zustand herrscht zuweilen über Gegenden von mehreren hundert Quadratmeilen Ausdehnung, ohne daß die atmosphärischen Verhältnisse einen allmählichen Austausch der verschiedenen schweren, d. h. verschieden dichten Luftschichten zulassen. Daß diese Luftschichten wirklich in der geschilderten Lage vorhanden sind, beweisen ja die Fatamorganas oder Luftspiegelungen, die nur durch die verschiedene Brechung der von schwereren in leichtere Luftschichten einfallenden Lichtstrahlen möglich sind. Gewöhnlich gehen auch Luftspiegelungen in den Prairien, wie in den Wüsten großen Stürmen voraus.

Es genügt eine ganz kleine Veranlassung, wie ein dahinfahrender Eisenbahnzug, ein Reiter, ein Schuß oder dergl., um einen plötzlichen Austausch der Luftschichten herbeizuführen. Sofort zeigen sich unter den geschilderten Bedingungen ein trichterförmiger Erguß der oberen schweren, wassergetränkten Luftschichten nach abwärts und die Rotation entsteht in derselben Weise, wie man sie etwa beim Entleeren eines Bades durch eine Oeffnung am Boden stets wahrnehmen kann. Wird der Pfropfen entfernt und ist der Wasserspiegel nur im geringsten bewegt, so wird der hohle Wassertrichter über der Oeffnung eine Spirale zeigen. So ziehen die schweren Wolkenmassen in einer hohlen Spiralsäule von oben nach unten. Tritt nun in den oberen Luftschichten Sturm dazu, so treibt er die ganzen Wolkenmassen und die an ihr hängende Spirale vor sich

hin — der Tornado ist fertig. Nun verdrängen aber die nach unten stürmenden Wolkenmengen die unteren Luftschichten, die jetzt von allen Seiten der Tornado-säule concentrisch nach dem Fuß derselben zuströmen, in dem durch die Centrifugalkraft der rotirenden Massen sehr verdünnten cylindrischen Luftraum im Inneren eindringen und nach oben stürmen. Beiläufig sei hier erwähnt, daß der Durchschnitt der Tornadosäule nur auf ebenem Boden oder auf dem Meere einen Kreis repräsentirt. Bei unregelmäßigem (coupirten) Boden zeigt der Durchschnitt des untersten Theils der Säule eine Ellipse, deren längerer Durchmesser in der Richtung des Tornados liegt. Das concentrische Einströmen der unteren Luftschichten in den Tornadoschacht beweisen auch die Bahnen der Tornados mit ihrer schon vorher geschilderten concentrischen Anordnung der Bäume, Balken, Sparren u. s. w. Die Kraft der Aufwärts-bewegung ist so groß, daß auch die schwersten Objecte, dann auch Wassermassen sozusagen aufgesaugt und emporgehoben werden, bis sie in den Bereich der Centri-fugalkraft der äußeren Tornadoschichten gelangen. Dann werden sie herausgeschleudert. Das erklärt auch das Explodiren der Häuser, die plötzlich von dem Tornado-kreise eingeschlossen werden. Der äußere Luftdruck auf das Gebäude hört, sobald dasselbe in das Innere des Tornados gelangt, sofort auf, während vom Inneren des Gebäudes der natürliche Luftdruck nach Außen wirkt, die Fenster und Thüren herausdrückt, das Dach abhebt u. s. w., so daß die plötzliche Zerstörung wirklich mit einer Explosion verglichen werden könnte.

Zuweilen entstehen die wirbelnden Luftbewegungen nicht nur oben in den Wolken, sondern auch gleichzeitig unten auf dem Erdboden und vereinigen sich dann auf mittlerer Höhe zu der Tornadosäule. Ueber die Tornados häufig begleitenden Hagelerscheinungen sagt Ferrel, der bekannte amerikanische Meteorologe, Folgendes: „Durch die rotirende Kraft der Tornados wird auch aus hohen Schichten kalte Luft herniedergeführt, so daß die Dämpfe zu Schnee, die Wassertropfen zu Eis gefrieren, selbst mitten im Sommer. An den Stellen, wo der Zug nach oben schwächer ist, fallen diese zu Boden, sich auf ihrem Wege durch die condensirenden Wolken immer mehr vergrößernd, und so entstehen die Hagelstürme. Unter Umständen können die Hagelkörner von dem im Inneren stattfindenden Zuge wieder in die Höhe gerissen, oben lange schwebend erhalten werden, so daß sie Gelegenheit haben, ungewöhnlich große Dimensionen anzunehmen, bevor sie wieder zur Erde fallen."

In dem großen Tornadodistrict des Mississippithales sind die Verhältnisse für Wirbelstürme auch deshalb günstige, weil in den Frühjahrsmonaten häufig warme Winde vom Golf von Mexico in nördlicher Richtung über das Land streichen, während in den oberen Luftschichten kalte Stürme von Nordosten, also von den schnee- und eisbedeckten Felsengebirgen gegen das canadische Seebecken ziehen.

In dem Wüstenstaate Nevada kennt man eine andere ähnliche Tornadoerscheinung, welche dort mit dem Namen „Riesentanz" belegt wurde. Große Cylinder

aus Sand von 2 bis 7 Meter Durchmesser und ganz enormer Höhe, ziehen im Wirbel rasch über die Wüste. Sehr häufig sind diese Sandhosen von einer Menge kleinerer begleitet, und wandern dann oft durch das ganze 350 englische Meilen lange White-Pine-Thal. Aber sie sind lange nicht so gefährlich, wie die Tornados, die von allen Wirbelstürmen wohl den größten Schaden anrichten.

XII.

Mein Besuch bei den Sioux-Indianern.

So ganz zu Ende, wie man in Europa vielfach zu glauben scheint, ist es mit den nordamerikanischen Indianern noch lange nicht. Wohl ist der Widerstand der meisten Stämme gebrochen und viele davon sind auf ein paar hundert Seelen zusammengeschmolzen. Aber man braucht nur von den Eisenbahnlinien, welche die Felsengebirge und die längs ihres Ostfußes hinziehenden Steppenländer durchkreuzen, ein paar Stunden weit querfeldein zu reiten, um sofort überzeugt zu werden, daß es hier noch kleine Armeen zu bezwingen und Länderstrecken von der Größe europäischer Königreiche zu erobern giebt, bevor der ganze Continent von Ocean zu Ocean dem habsüchtigen Yankee zu Füßen liegt. Selbst wer den Continent nur mittels der Eisenbahn durchstreift, erhält in verschiedenen Gegenden genug Indianer zu sehen, um seine Neugierde zu befriedigen, ja sogar um ihm ein bischen Schrecken einzujagen. Dort, wo Eisenbahnen die Reservationen der Indianer durchziehen, haben die letzteren das Recht, die Bahnzüge unentgeltlich zu benutzen, und mitunter machen ganze

Schwärme von rothhäutigen Kriegern von diesem Rechte Gebrauch. Ich entsinne mich an den furchtbaren Schreck einiger Damen, mit denen ich mich auf einer Fahrt über die nördliche Pacificbahn in einem Waggon befand. Es war ein schöner Abend, warm und heiter, und die Damen beschlossen deshalb, ein Stündchen auf dem Perron des Waggons zuzubringen. Sie öffneten die Thüre, fuhren jedoch mit furchtbarem Geschrei und entsetzten Mienen sofort zurück, sich hinter uns Männern zusammendrängend. Ich trat mit gespanntem Revolver vorsichtig hinaus, und sah, daß der Perron, sowie die Stufen des Waggons mit einem halben Dutzend grimmiger Rothhäute, bis über die Ohren bewaffnet, besetzt waren. Sie schienen sich über den Schrecken, den sie den Damen eingeflößt hatten, weidlich zu amüsiren, ließen sich auch durch meinen Revolver nicht aus der Fassung bringen. Der Zugführer, der durch das Anziehen der Signalleine herbeigerufen worden war, beruhigte die schon um ihren prächtigen Scalp zitternden Damen, indem er versicherte, es werde kein Ueberfall geplant und die scheinbaren Feinde wären „friendly Indians“. Wenn aber schon die friendly Indians so haarsträubend aussehen, so kann man sich wohl eine Vorstellung von jenen machen, denen der Reisende auf der offenen Prairie oder in den Flußthälern des Missouri häufig genug begegnet, wo kein Eisenbahnzug ihn schützt, und wo er möglicherweise ganz allein ihnen gegenübersteht. Die beiden Dacota, sowie Montana sind diejenigen Staaten, welche heute noch am meisten Indianer beherbergen, und deren endliche Besiedelung wohl kaum

ohne Kampf mit den Rothhäuten vor sich gehen dürfte. Ende 1890 hatte es fast den Anschein, als ob dieser Kampf noch damals zum Austrag kommen sollte, denn die Sioux und Cheyennes hatten den Geistertanz getanzt und in allen Lagern waren Vorbereitungen zu einem Feldzuge getroffen. Wäre der strenge, kalte Winter nicht eingetreten, die Welt hätte vielleicht von Massacren wie jene von Neu-Ulm oder vom Big Hornfluß zu hören bekommen. Durch den Winter wurde die Schlußkatastrophe der Indianer möglicherweise aufgeschoben, wahrscheinlich aber nicht auch aufgehoben.

Der Missouristrom, aus dem wunderbaren Yellowstonegebiete kommend, durchzieht in weitem Bogen die Staaten Montana, Nord- und Süd-Dacota. Was in Montana nördlich des Missouri, in den beiden Dacotas jedoch westlich des Missouri liegt, ist größtentheils Indianergebiet, ohne irgend welche Ansiedelung der Weißen, ohne Eisenbahn oder Straße. In Montana besitzt der Stamm der Schwarzfüße allein — obschon nur an 7000 Seelen zählend — eine Reservation von 21½ Millionen Acres Land, also größer als Holland, Belgien und Luxemburg zusammengenommen. In Nord-Dacota liegt die Reservation von Fort Berthold mit 3 Millionen Acres, also von der ungefähren Ausdehnung Thüringens, für 1300 Indianer; und im übrigen Dacota giebt es verschiedene andere Reservationen mit zusammen 22½ Millionen Acres (also etwa das Areal von Bayern und Württemberg) für etwa 26,000 Rothhäute, hauptsächlich Winnebagos, Crows (Krähen) und andere Siouxstämme.

Die Sioux oder Dacotas, der mächtigste und tapferste aller noch vorhandenen Indianerstämme, befinden sich größtentheils in Süd-Dacota, etwa in dem zwischen dem Missouri und den silberreichen Schwarzen Bergen (Black Hills) gelegenen Lande, das im Norden am Cannonball River (Kanonenkugelfluß), im Süden beim Niobrarafluß in Nebraska seine Grenzen findet. In dem letztgenannten Staate, nahe der Grenze von Wyoming und Dacota, befinden sich zwei der wichtigsten Indianer-Agenturen, bekannt nach zwei der tapfersten Sioux-Häuptlinge: die Red Cloud Agency (nach der „Rothen Wolke"), beschützt durch das mit einigen Hundert Mann Vereinigter Staaten-Truppen besetzte Fort Robinson, und etwa fünfzig englische Meilen weiter nordöstlich, nahe der nach den Schwarzen Bergen führenden Elkhorn-Eisenbahn die Spotted tail Agency (nach dem Häuptling „Gefleckter Schwanz"), beschützt durch die Garnison Camp Sheridan. Jenseits der Nebraska-Grenze im Stromgebiete des White Rivers in Süd-Dacota liegen zwei andere, in der letzten Zeit vielgenannte Agenturen; die Rosebud Agency und die Pine Ridge Agency, in deren Bezirk die unruhigsten Siouxbanden unter dem tapferen und grausamen Häuptling Rain in the face („Regen im Gesicht") und Little Wound (kleine Wunde) hausen. Der „Napoleon der Sioux", der vielgenannte Sitting Bull, der Mitte December im Kampfe mit Polizeimannschaften gefallen ist, war in dem Fort Yates Reservation im mittleren Dacota untergebracht.

Längs des Missouristromes liegen noch einige

andere Agenturen von Wichtigkeit: die untere Brulé Agency, die Cheyenne Agency nahe der Mündung des großen Cheyenneflusses in den Missouri, dann die Grand River Agency an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Missouri und endlich die Standing Rock Agency, beschützt durch die Garnison des Fort Yates.

Um und zwischen den Agenturen sind, wie gesagt, die Hauptmassen der Sioux gruppirt, eine beständige Plage für die von allen Seiten vordringenden weißen Ansiedler, die sozusagen in beständiger Lebensgefahr schweben, denn man kann nie wissen, ob die unzufriedenen, mehr oder weniger stark in Gährung befindlichen Banden nicht wieder den Kriegspfad betreten und ähnliche Schlächtereien ausführen wie das schon erwähnte entsetzliche Massacre von Neu-Ulm in Minnesota, oder jenes des Big Hornflusses, wo 1876 der tapfere General Custer mit seinem ganzen Expeditionscorps von den Indianern niedergemacht wurde. Neu-Ulm ist längst wieder aufgebaut, und in seinen hübschen, mit neuen koketten Häuschen besetzten Straßen ist keine Spur mehr wahrnehmbar von den schrecklichen Unthaten der Rothhäute. Desto mehr interessirte es mich, das Schlachtfeld des Custer'schen Rencontre zu besuchen, und auf meiner letzten Reise nach Oregon verließ ich bei Pease Fort, an der Mündung des Bighornflusses in den großen Yellowstone gelegen, den Zug, um auf einem gemietheten Pferde nach dem einige Stunden weiter südlich gelegenen Fort Custer zu reiten. Das ganze Gebiet bis gegen Livingstone, also dort, wo sich von

der nördlichen Pacificbahn eine Nebenlinie nach dem berühmten Yellowstone-Park abzweigt, ist eine Reservation der Crow-Indianer, die dort auch nahe der Bahnlinie zwei Agenturen besitzen.

Fort Custer, wie alle anderen Indianerforts auch nur aus offenen Kasernenbauten und hübschen Villen für die Officiere bestehend, liegt ohne alle Verschanzungen oder Gräben auf einem kahlen, etwa 300 Fuß hohen Plateau am Zusammenfluß des großen Bighorn- mit dem kleinen Bighornfluß, und wurde erst nach der Custer-Massacre im Jahre 1877 erbaut. Ebenso wie das Fort erhielt auch der kleine Bighornfluß den Namen des unglücklichen Generals, der einige englische Meilen weiter südlich auf der Bergkette am Ostufer des kleinen Bighorn seinen Tod fand. Meinen Ritt dahin fortsetzend, gewahrte ich bald den kurzen plumpen Granitobelisk, der an derselben Stelle errichtet wurde, wo der General fiel. In langen Reihen sind die Namen der Officiere und Mannschaften, seine Leidensgefährten, in den Granit gemeißelt. Unten im Thale lagerten die Sioux, als sie von dem Reitercorps Custer's angegriffen wurden. Custer ahnte nicht, daß er sich 4500 indianischen Reitern unter der Anführung des „Regen im Gesicht“ und des „Sitzenden Stiers“ gegenüber befand. Kaum waren seine Schwadronen in Schußweite angelangt, so brachen die Rothhäute von allen Seiten, unterstützt von dem mörderischen Feuer anderer, hervor. Custer blieb nichts übrig, als schleunigst den Rückzug anzutreten, und die Anhöhe, auf welcher er fiel, für den Beginn eines weiten Plateaus haltend, goloppirte

er mit seinem Corps darauf los, die Indianer hinterdrein. Leider sah er, oben angekommen, daß er sich auf einem schmalen, steil abfallenden Bergrücken befand und zum Entrinnen war nun keine Möglichkeit. Er und seine Leute wurden bis auf den letzten Mann niedergemacht.

In friedlicher Sommerzeit gehört der Besuch irgend einer der Indianeragenturen Montana's oder Dacota's in das Reiseprogramm jeder Touristengesellschaft. Freilich ist die Sache nicht ohne Beschwerden und Gefahr, aber darauf ist ja jeder Reisende nach dem Wunderlande der Felsengebirge doch schon vorbereitet, und die ganze Ausrüstung der „Rocky Mountain Tourists“ ist eine entsprechende, besonders wenn es gilt, von der Bahnlinie weg querfeldein nach den Prairien zu reiten.

Als ich auf meinen Streifzügen durch die Prairien die Black Hills besuchte, war mir seltsamer Weise die Nähe der Pine-Ridge-Agentur und der Spotted tail Agentur vollständig entgangen. Sie waren auf keiner Karte bezeichnet, Niemand sprach mir von ihnen, und auf der Fahrt durch die Indianergebiete war ich keiner einzigen Rothhaut begegnet. Oder sind die genannten Agenturen etwa erst seither errichtet worden? Genug, ich hatte immer nur von der Standing-Rock-Agency als der wichtigsten Sioux-Agentur gehört, und da sie von Bismarck, der am Missouri gelegenen Station der nördlichen Pacificbahn, in einer Tagereise zu erreichen ist, so beschloß ich auf der Rückfahrt von Oregon den Besuch der Indianerlager von Standing-Rock um so weniger zu verfehlen, als den Zeitungen zu Folge

gerade mehrere Tausend Krieger dort versammelt waren, um ihre Winterrationen in Empfang zu nehmen. Als ich mich in Bismarck nach dem Abgangstage der nächsten „Stage“ (Postkutsche) nach Standing-Rock erkundigte, fuhr eben ein mit vier kräftigen Maulthieren bespannter Ambulancewagen durch die staubigen Straßen und hielt vor dem Sheridan-Hotel, in welchem ich abgestiegen war. — „Hier ist die Militärkutsche von Standing-Rock,“ meinte man zu mir. „Wenn Sie dort einen Platz bekommen könnten, kämen Sie am schnellsten dorthin.“

Am nächsten Morgen saß ich in dem vortrefflichen Wagen an der Seite zweier Officiere, welche eben nach Fort Yates zurückkehrten. „Sie kommen gerade zurecht, übermorgen ist ‚Killing day‘, wo die Redskins ihre Fleischrationen ausgefolgt bekommen, und nächste Woche erhalten sie die „Annuities“ für den Winter. Sie werden die Rothhäute also gewiß alle in der Agency sehen!“ Welch' willkommene Nachrichten für mich! Gewöhnlich werden bei solchen Gelegenheiten auch Tänze und Festlichkeiten verschiedener Art in Scene gesetzt, bei welchen sich die Indianer noch in ihrer ganzen rohen Urwüchsigkeit zeigen — also nicht wie in den an der Eisenbahn gelegenen Reservationen, wo die Rothhäute für Geld und gute Worte zu Ehren der Touristen zuweilen Tänze insceniren, gerade wie die Beduinen in Algier und Tunis ihre „Fantasias“, oder die Derwische in Damaskus und Kairo ihre religiösen Ceremonien.

Erst nach etwa zehnstündiger Fahrt über die öde, weite, menschenleere, baum- und strauchlose Prairie sah

ich aus der Ferne zahlreiche kleine Rauchsäulen emporsteigen, und bald darauf konnte ich die freundlichen Gebäude des Fort Yates unterscheiden, die sich auf einem steil aus dem schmutzigen, gelben Missouri aufsteigenden Plateau erheben, die hübschen Häuser der Officiere, die „barracks“ der Mannschaften, die großen Waarenhäuser der Agentur, dazu noch ein paar Blockhäuser und Holzhütten „wilder“ Indianerhändler. In der Mitte des weiten von Gebäuden umschlossenen Platzes ragte ein Flaggenmast hoch empor, auf dessen Spitze die „Stars und Stripes“ flatterten. Von Befestigungen war hier eben so wenig etwas vorhanden, wie in irgend einem friedlichen Dorfe von Massachussets. Wir fuhren aus der offenen Prairie direct bis in die Mitte des Platzes, ohne daß ich selbst irgend welchen Wachtposten bemerkt hätte! Allerdings hatte ich bei keinem einzigen der vielen Militärforts, die ich in den Prairien besuchte, irgend welche Festungswerke oder auch nur Pallisaden bemerkt; vielleicht waren sie auch dort nicht nothwendig. Aber hier in Fort Yates, inmitten der Lagerplätze der tapfersten und grausamsten Indianerstämme, schien mir diese an Leichtsinn grenzende Sorglosigkeit doch recht befremdend. Nichts schien mir leichter, als die Ueberrumpelung der Forts, und ich wunderte mich, daß die Tausende von Rothhäuten, welche hier lagerten, nicht schon längst diesen Gedanken ausgeführt hatten, um sich in den Besitz der dort aufgespeicherten Waffen, Munition und Wintervorräthe aller Art zu setzen. Die dreihundert Soldaten — zwei Compagnien Reiterei und drei Compagnien Fußtruppen

in Friedensstärke, welche hier die Garnison des Forts unter dem Commando des Obersten Gilbert ausmachten, wären ja gewiß nicht hinreichend gewesen, um die Agency gegen die Indianer zu schützen. Rings um die Gebäude befanden sich die Zelte der Scouts oder indianischen Kundschafter, welche in den Dienst der Vereinigten Staaten getreten waren. Die Scouts rekrutirten sich aus Indianern verschiedener Stämme, die schon einige Zeit mit Weißen in Berührung waren und etwas Englisch verstehen. Sie erhalten von der Regierung Uniformen, Feuerwaffen und beiläufig denselben Tageslohn wie die regulären Soldaten, sind aber trotz des Indianerbluts in ihren Adern viel dienstfähiger und ausdauernder als die letzteren, ja ohne die Scouts hätte es vielleicht der dreifachen Zahl regulärer Truppen bedurft, um in den letzten Kriegen der Indianer Herr zu werden. So vorzüglich die Officiere der Vereinigten Staatenarmee ausgebildet und geschult sind, so schlecht, disciplinlos und unfähig ist doch ein großer Theil der Mannschaften. Desertionen kommen gerade in Fort Yates massenhaft vor, und die Officiere hätten hier bei der Ausführung ihrer Ordres einen schweren Stand, wären eben nicht die Scouts vorhanden, welche sozusagen die berittene Indianerpolizei der westlichen Territorien bilden und die Reservationen der Rothhäute unausgesetzt patrouillenweise durchstreifen. General Crook, wohl der tüchtigste der bisherigen Indianerkämpfer, der Bezwinger der Sioux im Blackhillkriege, sowie der Apachen in Arizona, sah längst ein, daß es die beste Art der Kriegführung sei, Indianer

wieder nur durch Indianer bekämpfen zu lassen. Er benutzte die Feindseligkeit der einzelnen Stämme unter einander, um Allianceen zu schließen, und seine Truppen waren gewöhnlich zum größeren Theil Rothhäute, nur zum kleineren Weiße.

Den feindlichen Sioux, welche zu Tausenden auf der Standing-Rock Reservation weilten, waren die Scouts insofern überlegen, als sie prächtige Winchestergewehre und Revolver besaßen, während die ersteren selbstverständlich nach ihrer Unterwerfung sofort entwaffnet worden waren. Es wurden ihnen alle Gewehre, Revolver und Pistolen abgenommen, und von Schießwaffen nur Bogen und Pfeil belassen. Tomahawks, Lanzen und Skalpirmesser durften sie wohl behalten, aber ohne Gewehr ist der Indianer heute kein so gefährlicher Feind mehr. Leider bleiben die so desarmirten Stämme nicht lange ohne diese Hauptwaffen, denn gewissenlose Händler schmuggeln sie gewöhnlich bald darauf in die Reservationen ein und benützen sie im heimlichen Tauschhandel mit den Indianern, um deren Pferde, Viehheerden ꝛc. zu erlangen. — Selbst Agenten der Regierung geben sich oft genug diesem erbärmlichen Geschäfte hin, indem sie die confiscirten Waffen aus den Waarenhäusern nehmen und den Indianern für Geld oder Pferde heimlich wieder abliefern.

Die Standing-Stock-Agentur erhielt ihren Namen von einem etwa fünf Fuß hohen Felsblock, in dessen Nähe das Agenturgebäude errichtet wurde. Einer Indianersage zufolge stellt der Felsen eine zu Stein verwandelte Squaw dar, welche ihren Gatten hintergangen

hatte. Dann ist es nur zu verwundern, daß dieser Stein von den Indianern so sehr in Ehren gehalten wird.

Fort Yates gerade gegenüber, auf dem jenseitigen Ufer des Missouri, liegt die Prairiestadt Winona, wo ich in einem ganz passablen Hôtel Unterkunft fand. Zur Zeit meines Besuches bestand Winona aus, genau gezählt, elf Häusern, darunter mein Hôtel, vier Wohnhäuser, zwei „Stores“ (Kaufläden), drei Trinkbuden und einer Kneipe mit weiblicher Bedienung, die scheußlichsten Megären, die ich im Westen überhaupt gesehen. Dennoch machen diese Damen an den Löhnungstagen mit den Truppen des Fort Yates glänzende Geschäfte, denn sie sind die einzigen Vertreter des „ewig Weiblichen“ auf fünfzig Meilen in der Runde. Auf der Agentur oder im Fort werden keine Weiber geduldet. In einem der Wohnhäuser befindet sich auch das Redactionsbureau der „Winona-Zeitung“, denn wo gäbe es in den Prairien eine Stadt von solcher Größe ohne die eigene Localpresse? Der Herr Redacteur (Setzer und Drucker in einer Person) versicherte mir, die Zeitung ginge vortrefflich und er wäre ganz zufrieden. Winona würde ja bald eine große Stadt werden und bis dahin hielte er es schon aus. Wahrhaftig, alle Anzeichen sprachen dafür. Auf Meilen hinaus in die Prairie waren schon die zukünftigen Straßen ausgesteckt und benannt, ebenso die Squares und Plätze für das Rathhaus und die Eisenbahnstation. In dem Annoncentheil der Zeitung aber las ich die Feilbietung von Bauplätzen in „nächster Nähe des Rathhauses und der Wasserleitung“, sowie von einer „City Dray line“ (Frachtwagen-Gesellschaft)!

Winona mit seinen elf Häusern ist heute noch der größte Ort auf einem Gebiet von vielleicht 20,000 engl. Q.-M.

Das Interessanteste für mich war das Indianerlager jenseits des Stromes, das ich unter Führung des Mr. Douglas, Waarenaufseher der Agentur, besuchte. Hier gerade so wie in Pine Ridge oder Rosebud, leben die Rothhäute noch beinahe so ursprünglich und „unverfälscht" wie zu jener Zeit, als es noch keine Bleichgesichter für sie gab, und als die Büffel noch zu Hunderttausenden auf den Prairien weideten. Wie damals leben sie auch heute noch in ihren bunt bemalten Zelten, kleiden und nähren sich, wie es noch Catlin uns geschildert hat, nur daß sie von der Regierung der Vereinigten Staaten als Ersatz für die ihnen abgenommenen Ländereien Subsidien erhalten. Jahrzehntelanges Beisammensein mit weißen Händlern, Soldaten, Missionaren u. s. w. hat sie nicht aus ihrer Wildheit und Ursprünglichkeit bringen können, und das einzige Resultat aller kostspieligen, aufopfernden Civilisirungsversuche sind einige Weizenfelder — etwa ein Acre per Kopf, und ein paar Holzbuden, die sich wohlhabendere Rothhäute zum Schutz gegen die Unbilden des Winters bauen, aber im Sommer wieder mit dem Zelte vertauschen. Die Sioux sind eingefleischte Nomaden geblieben und werden kaum jemals irgendwo so seßhaft werden, wie die Cherokees oder Choctaws im Indianerterritorium. Auch als ich mit Douglas in der Umgebung der Agentur herumkutschirte, um die einzelnen Häuptlinge zu besuchen, mußten wir meilenweite Strecken zurücklegen, denn die einzelnen tepees (Zelte)

lagen auf der kahlen, ebenen Fläche weit zerstreut. Viele hatten sich bereits für den kalten Herbst und Winter in die Flußthäler zurückgezogen und dort zwischen dem Cottonwood- und Weidengestrüpp ihre Wigwams aufgeschlagen, wo sie doch wenigstens einigermaßen gegen die furchtbaren „Blizzards“, eisigkalte, wüthende Schneestürme, geschützt waren. Dennoch blieb es mir bis heute unerklärlich, wie die Indianer in solch elenden Leinwandzelten die strengen Winter Dacotas, mit der bis auf 40 Grad steigenden anhaltenden Kälte überhaupt überstehen können. Nach Hunderten sind die Fälle des Erfrierens von Weißen in jedem Winter zu zählen, zu vielen Tausenden geht das Rindvieh zu Grunde; der Schnee liegt meterhoch in den Prairien, und in diesen unwirthlichen Gegenden leben die Sioux — jede Familie für sich in ihrem Leinenzelt, und sind im Frühjahr ebenso munter, wie die weißen Bewohner, die in gemauerten, geheizten Wohnungen überwinterten! Die indianischen Ponies und das Vieh überwintern ebenfalls im Freien ohne jedweden Schutz — sind doch Viehstallungen selbst auf den Ansiedlungen der Weißen ganz unbekannt! Nach dem ersten Schneefall hat es mit dem Grasen ein Ende und die Thiere müssen sich ihr spärliches Futter unter dem Schnee hervorholen, den sie mit den Hufen fortkratzen! Dennoch sind die Ponies der Indianer die zähesten, ausdauerndsten Thiere, gerade so wie ihre Herren prächtige, ungemein kraftvolle und ausdauernde Männer sind.

Als wir auf unserem Wäglein den Missouri entlang der nächsten Gruppe von Wigwams zufuhren, ge-

wahrte ich einige Indianer im Flusse stehen, so daß ihnen das Wasser bis über die Knie reichte. Sie waren vollständig bekleidet und rieben ihre Kleider am Leibe äußerlich mit Seife ein. Hierauf schöpften sie mit der hohlen Hand Wasser und spülten den Seifenschaum wieder ab. Als wir ein paar Stunden später zurückkehrten, lagen sie neben dem Wege im Grase und boten ihre Rücken den Sonnenstrahlen entgegen, um die von der Wäsche noch nassen Kleider zu trocknen!

Ich hatte natürlicherweise zunächst nach dem berühmtesten, wenn auch durchaus nicht tapfersten und geachtetsten Häuptling, nach Sitting Bull gefragt, der ja auch bei späteren Unruhen eine große Rolle gespielt haben würde. Bald hielt Douglas vor einer Gruppe von Zelten, deren Decken über und über mit rohen farbigen Zeichnungen bedeckt waren — wie ich nachher erfuhr, Darstellungen der Heldenthaten der betreffenden Krieger — also Pferdediebstähle, Gewaltthaten an Weißen, Raub von Squaws oder sonst dgl. Die Zeichnungen zeigten etwa einen ähnlichen Grad von Vollkommenheit wie jene, welcher sich auch unsere kleineren Schulkinder in derlei Dingen erfreuen. Douglas zog bei einem der Zelte den die niedrige Oeffnung verschließenden Fetzen fort und hieß mich eintreten. Gebückt kroch ich in den dämmerigen, raucherfüllten Raum und sah mich einem auf ein paar Decken sitzenden Indianer gegenüber. Es war Sitting Bull.

Man hatte mir schon vorher von dem merkwürdigen Gleichmuth dieses Häuptlings erzählt. Douglas meinte: „Sie könnten mit einem ganzen Musikcorps

vor ihm aufmarschiren, lachen, weinen, Gesichter schneiden, sich auf den Kopf stellen, er wird Sie in der gleichgiltigsten Weise der Welt anblicken, ohne eine Miene zu verziehen!" Und in der That er sah auf mich, als wäre ich irgend eine Fliege auf der Zeltwand, oder ein Steinchen auf dem Boden. Die Begrüßung des Agenten beantwortete er mit einem „How-Kola" („Gruß Freund")! In die ihm dargebotenen Hände legte er die seine, aber zum Sprechen war er nicht zu bewegen. Auffällig blieb es mir, daß er in seinem vollen „Sonntags"-Staate dasaß, mit dem großen malerischen Kopfschmuck aus Adlerfedern und gespalteten Büffelhörnern, mit buntem, perlengesticktem Lederwamms, ebensolchen Beinkleidern und Moccasins. Der Agent vermuthete, Sitting Bull habe uns aus der Ferne kommen sehen, und eitel wie er war, sich rasch in seinen Staat geworfen. Ueberhaupt hörte ich auf der Agentur auch von anderen nichts Gutes über den großen Häuptling. Er wurde 1837 als Sohn des Häuptlings „Springender Stier" geboren und schon im Alter von zehn Jahren war er einer der besten Büffeljäger. Vierzehn Jahre alt, gewann er seinen ersten Skalp, und in den folgenden Jahren zeichnete er sich in den Kämpfen gegen andere Stämme und gegen Weiße so sehr aus, daß er zum Häuptling erwählt wurde. Seine beiden „Squaws" gebaren ihm neun oder zehn Kinder, von denen aber keins die Tapferkeit des Vaters geerbt hat. Sein am besten bekannter Sohn war „Ludwig, der sich unter dem Schnee verbirgt". Ein seltsames Spiel des Schicksals wollte es, daß Ludwig mit dem langen Namen

sich als Scout anwerben ließ und in demselben Corps diente, das seinen Vater bekriegte und über die Grenze nach Canada trieb. Der katholische Bischof Marty gab sich alle erdenkliche Mühe, Sitting Bull zum Christenthum zu bekehren, allein so geneigt er sich schließlich auch zeigte, der Bischof konnte ihn nicht zur Monogamie bewegen. Er hing zu sehr an seinen beiden Squaws, und daran scheiterte die Bekehrung.

In den nach Hunderten zählenden Wigwams, die unregelmäßig über die weite Prairie zerstreut waren, ging es recht lebhaft zu, denn morgen sollte bei der Agentur ein „Grastanz" aufgeführt werden, und die Krieger bereiteten sich für diese große Festlichkeit vor. In einem Wigwam war ein „Buck" beschäftigt, seine nackten Schenkel und Arme hellblau zu beschmieren und rothe Flecke aufzutupfen; in einem anderen malte eine Squaw ihrem Herrn und Gebieter eine schwarz und weiße Fratze auf den Rücken ꝛc., und es war ergötzlich, auch die Squaws selbst bei ihren eigenen Toilettegeheimnissen zu überraschen. Ihr Staatskleid scheint nach dem Gesehenen in einem weiten, bis an die Knie herabfallenden Lederhemd zu bestehen, das über und über mit Perlenstickereien bedeckt ist; die Waden und Füße stecken in Ledermoccasins, deren Schäfte jedoch mit der eigentlichen Fußbekleidung nur durch Schnürchen verbunden werden. Die Haare werden mit Fett beschmiert und in Zöpfe geflochten und auf die Wangen große runde Zinnoberflecke geschmiert.

Früh am nächsten Morgen waren etwa tausend Indianer um die Agentur versammelt, um ihre Rationen

in Empfang zu nehmen — ein malerisches buntes Gedränge von phantastisch aufgeputzten, aber trotzdem kriegerisch aussehenden Rothhäuten. Ueberraschend ist die große Menge von Adlerfedern, welche sie zu ihrem Putz verwenden, und die von ihnen als „gute Medicin“ angesehen werden, aber nur dann, wenn sie von Adlern stammen, deren Blut nicht vergossen wurde. Sie müssen deshalb die Vögel lebendig fangen, und thun dies, indem sie nahe dem Neste derselben eine tiefe Grube graben, in welcher sich die Jäger verbergen, Aeste und Gras darüber decken und jede Spur ihrer Thätigkeit ringsum sorgfältig verwischen. Vorher legen sie ein paar todte Kaninchen oder Vögel nahe der Oeffnung, bis in den Bereich ihres ausgestreckten Armes. Manchmal müssen die Jäger tagelang in diesem Erdloch unbeweglich ausharren, bis es endlich einem Adler einfällt, sich an den Schmaus zu machen. Kommt er der Oeffnung nahe genug, so packt die plötzlich ausgestreckte Hand einen Fuß des Thieres, mit der anderem wird es am Halse erdrosselt und die Beute ist gemacht. Der Werth eines solchen Adlers gleicht jenem zweier Ponies. — In den Zuni Pueblos von Arizona werden die gefangenen Adler nicht erdrosselt, sondern in Käfige gesteckt; die ausgerupften Flügelfedern wachsen immer wieder nach.

Endlich begann die Vertheilung der Waaren. Die Indianer wurden einzeln nach einander in einen Lagerraum eingelassen, an dessen einer Seite der Agent, Inspector und die Wachen saßen, an dessen anderer Seite aber die Waaren aufgespeichert waren. Als ich

eintrat, war eben eine festlich geschmückte Rothhaut im Begriff, seinen Krims-Krams, in eine Pferdedecke geschlagen, herauszuschleppen. Durch die andere Thür wurde ein zweiter eingelassen, eine brennrothe Decke wurde auf dem Boden ausgebreitet, und während ein Clerk die Liste der Artikel ablas, flogen dieselben, von der geschickten Hand der Magazinbeamten geworfen, auf der Decke in einem Haufen zusammen. Es waren da Beinkleider, Kappen, Shawls, Buttermesser, Zinnbecher, Zinnteller, Schachteln mit Salz, Nadeln und Zwirn, Baumwollhemden, ja sogar Seifenstücke! dazu Kaffee, Zucker, Bohnen und allerhand andere Lebensmittel. Kaum war die Liste beendet, so schlug die Rothhaut die Decke zusammen, zog sein Bündel hinaus und ein anderer Indianer wurde eingelassen. So ging dies den Tag über fort, bis jeder seine Ration erhalten hatte. Jeder Indianer der Reservation erhält pro Tag 1/2 Pfund Fleisch, für je 100 Tage 35 Pfund Mehl, 7 Pfund Zucker, 3 Pfund Kaffee, 1/2 Pfund Backpulver, 5 Pfund gesalzenes Schweinefleisch, 5 Pfund Bohnen u. s. w. Im Frühjahr erhalten sie außerdem noch Ochsen, Pferde, Pflüge, Ackergeräthschaften ꝛc. Aber das Ergebniß dieser Versuche, die Indianer zum Ackerbau zu veranlassen, ist ein recht klägliches, denn die schönen Sachen wandern in der Regel bald wieder zurück in die Hände der „Traders“ (Händler). So geht es auch mit den andern Artikeln; und binnen einer Woche ist alles wieder fort, die Indianer müssen hungern und darben, bis ihnen der nächste „Ration-day“ wieder Provisionen giebt. Das Vieh für ihren Fleischbedarf

wird ihnen alle vierzehn Tage geliefert. Die 140 bis 160 Stück Vieh, zumeist texanischen Ursprungs, werden von den Cowboys in Umzäunungen getrieben, einzeln gewogen, und gelangen dann in eine zweite größere Umzäunung, wo sie durch Erschießen getödtet werden. Alsbald klettern die hinter der Umzäunung lauernden Rothhäute in die von den blutenden, dampfenden Leichnamen gefüllte Arena und es geht nun an das Schlachten und Zertheilen der Thiere. Ueberall sieht man Tomahawks schwingen, Messer blitzen; man hört das Krachen der zerschmetterten Knochen, das Brüllen und Stöhnen der noch nicht ganz getödteten Thiere, das Rufen und Schreien der Rothhäute. In unglaublich kurzer Zeit ist indessen die Schlächterei zu Ende und die Familienhäupter beladen ihre Kinder und die Squaws mit den blutenden Fleischrationen, die nun in die Zelte getragen, dort in lange Streifen geschnitten und an der Sonne getrocknet werden. Die Häute werden von den weißen Händlern an Ort und Stelle gekauft und mit zwei Dollar das Stück bezahlt. Die Abfälle bleiben in der Arena liegen, eine willkommene Beute der Raubvögel, die bald in großer Menge darüber herfallen.

Als ich die Krieger so in verschiedenen Beschäftigungen sah, konnte ich nicht umhin, ihre ungewöhnliche Kraft, Ausdauer und Gelenkigkeit zu bewundern; schönere, athletischere Gestalten als die, welche sich uns täglich in recht „dekolletirter" Kleidung präsentirten, bekommt man selten zu sehen. Die Mehrzahl der Krieger zeigten auf ihrer Brust, manche auch an den Schultern die häßlichen Narben der Selbstgeißelung, der sich die Da-

cotas noch immer unterwerfen, trotz des Verbotes der Vereinigten Staaten-Regierung. Gerade im Jahr vor meinem Besuche der Agentur war ein „Sonnentanz" unter den Sioux an der Grenze von Nebraska veranstaltet worden, und der bekannte Polarreisende Lieutenant Schwatka war Zeuge der grausamen Ceremonie. Um Sonnenaufgang zogen die Jungfrauen des ganzen Stammes in den Wald und suchten dort eine hohe Tanne aus, die sie bis an die Spitze ihrer Zweige entblößten. Die Jungfrauen hatten zuvor alle Männer des Stammes zu passiren, und jede, die etwa schon mit einem oder dem andern Beziehungen unterhalten hatte, wurde zurückgewiesen. Am nächsten Morgen zog der ganze Stamm auf eine Entfernung von einigen Hundert Schritten gegen den Baum zu und machte dort Halt. Die festlich geschmückten jungen Männer stellten sich, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, in Reih und Glied, und auf das Signal eines auf der nächsten Höhe stehenden Indianers, daß die Sonne eben am Horizont erschienen sei, stürzten die „Bucks" unter Geschrei und Geheul wüthend auf den Baum zu, einen Wald von Pfeilen darauf abschießend. Die Spähne flogen massenhaft davon ab, unzählige Pfeile blieben stecken und der Stamm sah aus, als hätten eine Anzahl Blitze ihn getroffen. Nun wurde er aus dem Boden gehoben und auf einem weiten Platz vor dem Lager neuerdings aufgestellt. Die Squaws errichteten überdies im Kreise um ihn Palissaden, und deren Spitze mit der Spitze des Baumes durch Schnüre verbindend entstand das Gerippe eines Zeltes nach Art unserer Circuszelte.

Ueber das Netz der Schnüre wurde Laub und Astwerk gelegt, zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen. Von dem mittleren Stamm hingen eine Anzahl starker Thiersehnen lose herab. Am folgenden Morgen sollte die Geißelung beginnen. Die jungen Männer traten in das von Rothhäuten dicht gefüllte weite Zelt. Schon außerhalb hatten sie sich ihrer Kleidung entledigt. In der Mitte des Zeltes wurden sie von den Medicinmännern empfangen. Diese hoben mit Zeigefinger und Daumen von der Haut zwischen den Brüsten und Schultern so viel empor, als sie konnten, und durchstachen dieselbe mit einem schartigen Messer. Andere bohrten durch diese Oeffnung harte Thierknochen, so daß deren Enden an beiden Seiten hervorsahen. Diese Enden wurden nun mittelst starker Sehnen an die von dem Zeltbaum herabhängenden Stränge befestigt, und es war nun die Aufgabe der Krieger, so lange herumzuzerren, bis der vom Körper abgehobene Hauttheil zerriß. Manche Jünglinge ließen sich nicht nur über beiden Brüsten, sondern auch an beiden Schultern ähnliche Knebel unter die Haut stecken. Nach einigen Stunden fortwährendem Herumzerrens stand die ungemein dehnbare Haut soweit vom Körper ab, daß die armen Kerle die Knebel kaum bei ausgestrecktem Arm berühren konnten. Einige brachen unter entsetzlichen Schmerzen zusammen, wurden aber immer wieder aufgejagt. Bei anderen zerriß nach stundenlangen furchtbaren Anstrengungen die Haut, und die armen Opfer fielen besinnungslos und blutend zu Boden, um von ihren Weibern nach den Zelten getragen zu werden.

Andere ließen sich auch noch Büffelschädel, schwere Thierknochen u. s. w. an die abgehobene Haut befestigen und liefen damit über Stock und Stein so lange, bis die Haut durchriß. Bei manchen währte das Zerren mehrere Tage (!) und die zähe Haut mußte von den Medicinmännern nicht etwa nur durchschnitten, sondern ganz abgeschnitten werden. Erst wenn die jungen „Bucks“ diese Art Ritterschlag empfangen haben, können sie sich zu den geachteten Kriegern zählen und der Weg zum Häuptling steht ihnen offen.

Eine mildere Art Sonnentanz, den „Grastanz“, sollte ich am folgenden Tage in Standing Rock sehen. Statt des Zeltes war nur aus hohem Strauchwerk ein unregelmäßiges Viereck eingezäunt worden, mit einem Eingang an einer Stelle und einer Art Maibaum in der Mitte. Augenscheinlich diente das Strauchwerk nur zum Sonnenschutz und nicht zur Abwehr Unberufener. Als ich den Platz erreichte, befanden sich erst einige alte Indianer dort, die, auf dem Boden liegend, den Tamtam schlugen und einen heidenmäßigen Lärm verursachten, der allmählich die anderen Krieger herbeilockte. Die letzteren waren in buntfarbige Decken gehüllt, die sie innerhalb der Einfriedigung abwarfen und sich nun in der ganzen Glorie ihrer Nacktheit präsentirten — durchwegs große, mitunter 6 Fuß weit überragende, prächtige Kerle, wahre Athleten, über und über mit den schreiendsten Farben bemalt — einfarbig oder gefleckt, gestreift wie Zebras oder in Schlangenlinien u. s. w. Um die Lenden, den Hals, an den Armen und Fußgelenken trugen sie Bänder aus Gras ge-

flochten. Von dem Gürtel baumelten Scalps, über die Schultern hatten sie den Köcher mit Bogen und Pfeilen geworfen, in den Händen schwangen sie Tomahawk und Scalpmesser. So phantastisch das Aussehen der Tänzer war, so nüchtern und uninteressant war der Tanz selbst. Bald tanzten zwei, drei oder mehr einzeln für sich herum, bald sprangen alle übrigen auf und nahmen an dem Hüpfen theil, um wenige Minuten später wieder im Schatten der Strauchwand auszuruhen. Während der ganzen Zeit wurde kein Wort gesprochen, kein Laut geäußert. Nach etwa anderthalbstündigem Tanz, zu welchem die sitzenden Indianer immer den Tamtam schlugen, erschienen einige Squaws und trugen große mit einer dampfenden suppenartigen Flüssigkeit gefüllte Gefäße herbei, die sie in der Mitte des Platzes aufstellten. Ich war neugierig genug, nach dem Inhalt eines dieser Töpfe zu forschen, und entdeckte zu meinem Ekel inmitten der schlammigen Masse den Kopf eines — Hundes. Das Thier war durch einen Schlag mit dem Tomahawk getödtet und ohne irgend welche Zubereitung in den Topf geworfen worden. Entsetzt und fürchtend, am Ende zu dem Schmause eingeladen zu werden, eilte ich nach der Agentur zurück, und hatte mehr als genug von diesen Tanzfestlichkeiten.

Die Indianer pflegen sich bei den verschiedenen Tänzen (und sie haben deren einige Dutzend verschiedene) in ähnlicher Weise wie die Derwische im Morgenlande so aufzuregen und in Wuth zu tanzen, daß sie zu allem fähig sind. Deshalb wurde auch

das gemeinschaftliche Tanzen von der Regierung verboten und nur bei festlichen Gelegenheiten, wie etwa dem „Ration" day u. s. w. dürfen sie unter den Augen der Truppen in den Forts Tänze abhalten.

Aus all' dem, was ich in Standing Rock sah und hörte, wurde ich noch in meiner Ueberzeugung bestärkt, daß es mit den Indianer-Unruhen noch lange nicht zu Ende ist. Ein Volk, das noch solche Männer aufzuweisen hat, das Entbehrungen der schlimmsten Art so wacker übersteht, das den Truppen Onkel Sams noch so tapferen Widerstand entgegensetzt, ist noch lange nicht gebrochen. Aber der nächste Kampf dürfte dafür auch ein Vernichtungskampf werden.

Die Tage der Sioux auf ihren großen Reservationen in Dacota und Montana sind gezählt. Weichen sie nicht gutwillig, treten sie ihre prächtigen Ländereien nicht aus freien Stücken dem Staate ab, so werden sie mit Gewalt daraus entfernt werden, um irgend wo anders, vielleicht im Indianerterritorium oder in Wyoming eine neue Heimath angewiesen zu erhalten — aber eben das wird den Widerstand und damit den Krieg entfesseln. Fast hat es den Anschein, als wären die Indianer der Pine Ridge-Agentur hauptsächlich durch habsüchtige gewissenlose Weiße aufgestachelt worden, denen es sich nur um die Aufschließung der Indianerländereien handelt. Wie, ist ihnen ja gleichgiltig, so lange sie nur dazu kommen, eine glückliche Länderspeculation durchzuführen oder neue Weideländer für ihre Viehheerden zu gewinnen. Die Geschichte der Prairiestaaten wird nur zum Theil von deren Ein-

wohnern selbst gemacht. Dieselben dienen nur zu häufig als Schachfiguren für Land-, Eisenbahn- oder Viehkönige, die mit ihnen ein kühnes Spiel spielen, alles nur — zu Ehren des Mammon, zur Bereicherung ihres eigenen Säckels. Möge auch darüber der Krieg entfesselt werden, wie es jetzt den Anschein hat, mögen zahlreiche Menschenopfer, Schlachten und alle Unbilden eines Indianerfeldzuges erforderlich sein, er schreckt diese Art Leute nicht zurück. Es gilt vor allem, die Indianer aus Dacota herauszutreiben, aber man darf doch die Verträge mit ihnen nicht gewaltsam verletzen. Deshalb wird alles gethan, um sie aufzuhetzen, und sie auf den Kriegspfad treiben. Haben sie die Initiative ergriffen, dann — ja dann ist alles erlaubt, selbst die Confiscation ihres Landes.

XIII.

Curiosa aus dem Temperenzleben.

In dem großen Dollarlande kann in so mancher Hinsicht von dem „todten Buchstaben des Gesetzes“ gesprochen werden, gewiß aber in erster Linie in Bezug auf das Temperenzwesen, das nirgends so krasse Gegensätze zeigt wie dort.

In den Neu-Englandstaaten sind die herrschenden Temperenzgesetze wohl zum Theile Ueberbleibsel aus der alten Colonialzeit mit ihren berühmten „Blue laws“.

Die Trunksucht war damals, in den „Colonial times“ wohl ebenso stark entwickelt wie heute. Als die puritanische Bewegung immer mehr um sich griff, wurden gegen die geringsten Ueberschreitungen der Gesetze strenge Strafen aufgestellt. So wurden z. B. Leute mit Gefängniß bestraft, weil sie an Sonntagen ihr Haus verließen, um in ihrem eigenen Garten spazieren zu gehen; andere erhielten Stockstreiche und wurden auf den Pranger gestellt, weil sie sich den Genuß des damals streng verbotenen Tabakrauchens gestattet hatten; und wer dem Genuß des „Teufelstödters“ — so hieß der Rum damals — fröhnte,

wurde geprügelt und „gedippt", d. h. in kaltes Wasser getaucht. Das beliebteste Getränk war damals Pfirsichschnaps. Wehe dem, der im Genuß dieses tückischen Getränkes des Guten zu viel gethan! Er wurde mit Gefängniß bestraft und außerdem noch mit einem rothen „D" (Drunkard) Trunkenbold gebrandmarkt. Der puritanische Geist der Neu-Engländer ist, wie die heutigen Temperenzgesetze beweisen, noch jetzt vorhanden, ja die nach dem Westen ausgewanderten Neu-Engländer bethätigten ihn auch dort, und so kamen die Temperenzgesetze in Kansas, Iowa, Michigan u. s. w. zur Einführung.

Den Reisenden in Amerika, der in New-York, Chicago, Philadelphia und anderen Großstädten des Yankeelandes Tausende von Branntweinkneipen findet, die alle die glänzendsten Geschäfte zu machen scheinen, berührt es gar seltsam, wenn er irgend etwa nach einem Temperenzstaate kommt und dort vergeblich nach einem Bierlocale oder nach einer „Drinking bar" forscht, wo er seinen Durst löschen könnte. Selbst in seinem Hôtel frägt er vergeblich nach der Weinkarte. Die einzigen Getränke, die er vorgesetzt erhält, sind neben den gewöhnlichen Frühstücksgetränken nur Wasser, Milch und Limonade.

Selbst in dem großen kosmopolitischen New-York hat sich etwas von den alten puritanischen Gesetzen erhalten. Sonntags sind in dieser Weltstadt tagsüber keinerlei Getränke erhältlich und wehe dem Besitzer eines Bierhauses oder einer Schnapskneipe, falls die heilige Hermandad ihn beim Ausschank ertappen sollte!

Selbst die bar rooms in den Hôtels sind dann geschlossen, und für den mit den Verhältnissen unvertrauten Fremden ist nirgends ein kühlendes, stärkendes Tränklein zu finden! Welcher Unterschied zwischen unseren gemüthlichen Sonntagen im deutschen Heimathlande und dem Muckerthum im „freien" Amerika! Statt unserer trauten Weinkneipen und Bierhäuser drüben nichts als geschlossene Thüren, und wagte man's daran zu pochen, so würde man am Ende noch eingesperrt!

So mancher guter rheinländer Fluch mag an diesen New-Yorker Sonntagen ausgestoßen worden sein, so manche altbayerische Faust mag sich im Zorn darob geballt haben! aber nach ein paar Wochen Aufenthalt in New-York wissen Rheinländer und Bayer sehr genau, wo sie auch an Sonntagen ihren aus der alten Heimath importirten Durst löschen können, sie sind mäuschenstille geworden. Wahrhaftig, es ist ein wahres Wort: „Gesetze sind nur da, um umgangen zu werden", gerade so, wie die Vorderthüren der Bierhäuser.

Wie jedes Gesetz, so hat auch jede Trinkstube ein Hinterpförtchen, durch das man schlüpfen kann. Während man an Wochentagen durch die Vorderthüre zur Kneipe gelangt, thut man dasselbe Sonntags verstohlen durch die Hinterthür.

Freilich muß man dann dem Wirthe bekannt sein, man muß beim Klopfen an der Thür das rechte Erkennungszeichen geben und hübsch reinen Mund halten.

In den Hôtels mit dem großen Fremdenverkehr können die Bar-Wirthe ein so trautes Einverständniß

mit den Gästen nicht so leicht zu Wege bringen. Nun ist es dem Wortlaute des Gesetzes nach nicht gestattet, an Sonntagen an der „Bar“, d. h. am Schanktische zu verkaufen, allein in den Restaurants mit Speisesälen dürfen Getränke mit den Mahlzeiten wohl verschänkt werden. — An Wochentagen fällt es in den „Bar rooms“, wo die meisten Besucher gewöhnlich am Schänktische stehend ihr Gläschen hinter die Binde gießen, Niemandem ein, dort zu speisen. An Sonntagen wird das Bar room in ein Restaurant verwandelt mit Tischchen und Stühlen. Der Schänktisch wird mit einem Tuch verhüllt, eine spanische Wand davor gestellt und dem Gesetz ist nun entsprochen. Verlangt ein Fremder ein Gläschen Whisky oder Brandy, so darf er dies nicht am Schänktische erhalten, sondern muß an einem der Tische Platz nehmen und sich einen Teller mit irgend einem Stückchen Käse oder Fleisch vorsetzen lassen. Dann erst darf ihm sein Glas Whisky dargereicht werden, auch ein zweites, drittes und viertes, ob er nun die Speise ißt oder nicht — natürlich wird dann sitzend viel mehr getrunken als stehend, und statt das Trinken zu verhindern, wird es durch das eigenthümliche Sonntagsgesetz nur befördert.

Das Trinkverbot, das in New-York nur für den Sonntag gilt, herrscht nun in einzelnen Staaten Amerikas jahraus jahrein. Rhode Island, Maine, Iowa, Kansas, Michigan sind solche Temperenzstaaten.

In Rhode Island und Maine berührte es mich eigenthümlich, in keiner der dortigen Städte auch nur ein einziges Trinklokal zu finden. Schänken und Schnapsläden, wie sie in den unteren Stadttheilen

New-Yorks so zahlreich sind, kennt man in jenen Staaten nicht, und ich mochte in Providence oder Portland oder Bangor Straßen auf Straßen ab wandeln, die schön bemalten Gambrinusstatuen, die Krone auf den bärtigen Häuptern, in anderen Staaten das gebräuchliche Wahrzeichen der Bierschänken, sind dort gänzlich unbekannt. In den schönen großen Hôtels dieser Städte, in den Restaurants und Speisehäusern ist das stärkste aller Getränke, die dort verkauft werden dürfen, nur Apfelwein.

Wie kam es nun, daß im Jahre 1891 in Portland, der Hauptstadt des Temperenzstaates Maine, 789 Menschen wegen Trunkenheit verhaftet werden konnten?

In dem kleinen Staate Rhode Island erreichte die Zahl der Verhaftungen wegen Trunkenheit auch 672, allein Wasser (?), Milch, Limonade, sind doch keine berauschenden Getränke? Rhode Island besitzt an seinem schönen Meeresstrande zwei der elegantesten Badeorte Amerikas — Newport und Narragansett pier. Dort versammelt sich im Sommer die vornehme Welt New-Yorks und Bostons, und es ist gewiß kaum zu erwarten, daß diese den ganzen Sommer über den gewohnten Champagner, Bordeaux und Sparkling Hock entbehren sollte? Die Herren Hôteliers jener Badeorte setzten sich mit den polizeilichen Behörden in's richtige Einvernehmen. Geistige Getränke dürfen dem Wortlaut des Gesetzes nach nicht verkauft werden, aber gegen das Verschenken ist kein Verbot erlassen worden. Die Gäste bestellen sich deshalb nach Wunsch Weiß- oder Roth-

wein, Schnäpse oder Champagner, Dinge, die ihnen sofort ohne jede Bezahlung dargeboten werden. — Erhalten sie aber die Wochenrechnung, so werden sie unter der Rubrik „Extra“ die dem Wein entsprechenden Summen vorfinden.

In den Clubs von Providence und Newport, die ich zu besuchen Gelegenheit hatte, geht man ähnlich zu Werke. Mein Gastgeber in Providence bestellte bei der Mahlzeit eine Flasche „Perrier Jouet Extra Dry“. Als wir beim Kaffee saßen, reichte ihm der Kellner die Speisenrechnung hin und dazu einen kleinen checkförmigen Zettel, auf welchem die folgenden Worte gedruckt waren:

„Erhalten vom . . . . (Name des Kellners) ein Gefäß bezeichnet „Perrier Jouet“, das ich im unversehrten Zustande zurückzustellen mich verpflichte.“

Mein Freund bezahlte die Speisenrechnung, unter den Zettel aber schrieb er seinen Namen; als ich ihn darüber frug, meinte er achselzuckend: Sie kennen ja unsere Gesetze. Der Wein wurde mir nur geliehen, nicht verkauft. Hat der Kellner ein Dutzend solcher Zettel von mir, dann bringe ich von meiner nächsten Newyorker Reise eine Kiste mit einem Dutzend voller Flaschen und stelle sie dem Club zurück.“

„Aber läßt man denn Wein überhaupt über die Staatengrenze?“

„Freilich giebt es staatliche Aufseher, die jeden Flaschenkorb, Weinfässer und dergleichen an der Grenze untersuchen. Aber sie hätten viel zu thun, wollten sie jeden Koffer und Reisekorb der Eisenbahnpassagiere unter=

suchen. Wollen wir Wein nach Providence bringen, so packen wir die Flaschen einfach in alte Koffer."

Dergleichen Schmuggel wird jedoch nicht nur von Badegästen, Hôtels und Clubleuten getrieben, sondern in noch viel größerem Maßstabe von den Schnapshändlern, Krämern u. s. w. Whisky, Brandy u. dergl. wird von den New-Yorker Absendern in Fässer von anderer Form gefüllt, etwa solche, in welchen gewöhnlich die Bermuda-Zwiebel, Datteln oder Feigen gepackt werden; oder als Essig, Petroleum, Tinte u. dergl. eingeschmuggelt, und deshalb sind es auch zumeist die Gewürzkrämer, welche das Geschäft der ehemaligen Schankwirthe übernommen haben. Seit der Einführung des Trinkverbotes vermehrt sich die Zahl der Gewürzkrämer in den Städten Rhode Islands in erstaunlicher Weise, und die Polizei kam bei einigen derselben, die es nicht verstanden haben, ihr den üblichen Bakschisch zu geben, bald hinter den Inhalt der vermeintlichen Petroleumfässer. Sie hatten empfindliche Geldstrafen zu bezahlen, man paßte ihren Schlichen mit doppelter Aufmerksamkeit auf, aber dennoch florirten ihre Geschäfte wie zuvor. Endlich fiel bei einem dieser Krämer die ungeheure Menge von Eiern auf, die er aus New-York in jeder Woche zu beziehen pflegte, und da stellte es sich heraus, daß die Eier aus mattem Milchglas hergestellt und hohl waren. Ein mit Wachs verschmierter Holzpfropfen verschloß den Inhalt und dieser war — Whisky.

Eine ganze Anzahl der in den Hauptstraßen befindlichen Kramläden sind bekannte und stark besuchte Schnapskneipen. Dem harmlosen Passanten fallen sie

allerdings nicht als solche auf, denn in dem nach der Straße führenden Raume sind allerhand Küchengewürze und Waaren aufgestapelt, eine Waage steht auf dem Verkauftisch und der Lehrjunge packt Zucker und Kaffee in Düten. Allein kaum tritt einer der bekannten männlichen Kunden in den Laden, so wird ihm ein Seitenpförtchen geöffnet, das hinter ihm wieder verriegelt wird, und er befindet sich in einem trauten Hinterstübchen, wo er vielleicht schon eine Anzahl Gesinnungsgenossen findet. Sollte irgend ein verdächtiger Geselle erscheinen, so werden die Schnapsschränke verschlossen, die Gläser und Flaschen beseitigt, und damit fehlt auch jeder Anlaß zu gesetzlichem Einschreiten.

So kommt es, daß trotz polizeilicher Aufsicht das Temperenzgesetz in Rhode Island geradezu ein todter Buchstabe bleibt. Aehnlich geht es auch im Staate Maine, wo es trotz des schon seit fünfzig Jahren bestehenden Verbotes geistiger Getränke noch immer nicht gelungen ist, die letzteren auszurotten. Die staatliche Ueberwachung reicht nirgends aus, wo nicht die städtischen Behörden mitwirken; nun haben aber in einer Anzahl von Städten Maines, wie z. B. in Bangor, die Anti-Temperenzler weitaus die Oberhand, und man kann sich demnach vorstellen, wie sich die Ausführung der Gesetze dort gestaltet. Selbst in der Hauptstadt Portland giebt es eine ganze Menge von Kneipen; einzelne bestehen unter dem Namen „Thee- und Kaffeehäuser“ (Tea and Caffee houses). Unbekannten oder verdächtigen Leuten werden dort auf Verlangen nur diese Getränke verabreicht; kommen aber anerkannte

Jünger der Kneipbrüderschaft, die ja dem Schankwirthe wohl bekannt sind, dann wird ihnen in den Kaffeeschalen Whisky vorgesetzt.

Andere Kneiplocale befinden sich nicht an der Straße, sondern in den oberen Stockwerken der Häuser. Unten steht ein Aufpasser, gerade so wie bei den Spielhöllen und Opiumkneipen der amerikanischen Großstädte. Zeigt sich irgend etwas Verdächtiges, so werden die Trinker durch elektrische Zeichen gewarnt, und die Polizei findet in der Kneipe nur harmlose Plauderer beim Thee.

Viel strenger als in den Neu-Englandstaaten werden die Temperenzgesetze in Kansas gehandhabt. Dort kamen sie am 1. Mai 1881 zur Einführung, allein Jahre lang kümmerte sich kein Mensch um sie, es wurde gekneipt und getrunken gerade wie vorher. Ich selbst traf noch in den Jahren 1884 und 85 in den verkehrsreichsten Straßen der Staatshauptstadt Topeka offene Branntweinschänken, Bierwirthschaften u. s. w. an. Die Gesetze wären kaum jemals zur Durchführung gelangt, wenn sie nicht von einem neu auftretenden Elemente die kräftigste Unterstützung erhalten hätten, nämlich durch die „Womans Christian Temperance union."

Im Winter des Jahres 1873 kniete ein kleines Häuflein wackerer Weiber, angeführt durch die Frau des Richters Thompson, vor einer Schnapskneipe des Ortes Hillsboro in Ohio und beteten für die Seelenrettung der Männer, die in der Kneipe dem Trunke fröhnten. Es herrschte bittere Kälte und tiefer Schnee lag in den Straßen, allein die Frauen ließen sich da-

durch nicht abhalten. Bittere Verhöhnungen waren ihr Lohn. Sie wurden verlacht, verspottet, und die Zeitungen des Landes griffen sie in arger Weise an.

Indessen die Sympathien des weiblichen Geschlechtes standen auf ihrer Seite und aus der kleinen Gruppe alter Weiber von Hillsboro entstand eine der mächtigsten Frauenbewegungen der Union, die sogenannte Temperance Union oder wie sie im Volksmunde heißt die „White Ribbon army“, die „Armee vom weißen Bande“, mit einer Viertelmillion thätiger Mitglieder und Comités in fast allen Städten Nordamerikas, die geschworenen Feinde der Trinker und Trinkstuben. In den Südstaaten ist die „White Ribbon army“ weniger verbreitet, als im Westen.

Die Vereinigung zählt in Illinois 7500, in Michigan 6200, in Ohio 3800, in Kansas 4700, in Iowa 6000 Mitglieder, und der Erfolg hat den großen Einfluß dieser Localcomités zur Genüge bewiesen. In Kansas war, wie gesagt, bis zum Jahre 1886 das Temperenzgesetz geradezu ein Hohn geblieben, und die Legislatur dieses Staates beschäftigte sich eben mit einem Nachtrage zu diesem Gesetze, welches das Studium der Temperenzfrage in den Schulen obligatorisch machte und dem Lehrpersonal die Pflicht auferlegte, den Schülern die schlimmen Folgen des Genusses geistiger Getränke kräftigst vor Augen zu führen.

Das Gesetz hatte die Zustimmung des Senates gefunden, allein in dem Abgeordnetenhause war diese Zustimmung zweifelhaft. Nach einer mehrstündigen stürmischen Sitzung wurden um Mitternacht die Stimmen

gezählt und die Temperenzler fanden, daß sie ihre Sache gerade mit einer Stimme zu verlieren im Begriffe standen.

Da erschien mitten unter den Abgeordneten eine kleine, schmächtige Frau, das Kleid mit einem weißen Bändchen geschmückt; furchtlos wand sie sich durch die aufgeregten Gruppen bis zur Seite ihres Gatten und seine Hände mit den ihrigen umfassend rief sie ihm zu: „Um meinetwillen, für Kansas, für Gott, für Heimath und unser ganzes Land stimme für das Gesetz!"

Der wüste Lärm war schon bei ihrem Erscheinen verstummt und mäuschenstille erwarteten die Gesetzgeber mit Spannung die Antwort ihres Collegen. Er zögerte einen Augenblick, dann sprach er laut und fest: „Ich wechsle meine Stimme von „nein" zu „ja". Unter allgemeinen Jubel und lauten Hochrufen auf die kleine muthige Frau ging das Gesetz durch.

Seither wird das Trinkverbot in Kansas mit äußerster Strenge gehandhabt. Alle Schnapsbrennereien, alle Brauereien und Destillationen wurden gesperrt, die Kneipen, Bierwirthschaften 2c. geschlossen und der Verkauf oder die Einfuhr geistiger Getränke mit den empfindlichsten Geldstrafen belegt.

Aber das alte englische Sprichwort — „where there is a will, there is a way" (wo der Wille da ist, finden sich die Mittel) bewährt sich auch in Kansas. Man griff zu den unglaublichsten Schleichwegen und Mittelchen, um die Gesetze zu umgehen und die Beamten zu täuschen. Schließlich verfolgte die Rache der Trinker die Kläger und jagten den Tem=

perenzlern derartige Furcht ein, daß in manchen Städten, besonders an den Staatsgrenzen, die Säuferwirthschaft wieder so schlimm geworden ist, wie zuvor. Selbst in den größeren Städten, wie z. B. in Topeka, Fort Scott, Atchison ꝛc. wird gewaltig gesündigt, so daß Reisende es gar nicht mehr nöthig haben, sich das gewünschte Quantum Wein oder Bier in ihren Reisekoffern aus anderen Staaten mit einzuführen, wie ich es beim Durchreisen der Temperenzstaaten zu thun pflegte. Als ich vor mehreren Jahren Fort Scott — das nicht etwa ein Fort, sondern eine etwa dreißig Tausend Einwohner zählende Stadt ist — besuchte, war mir mein flüssiger Proviant, dank der gütigen Mitwirkung einiger Freunde, schon ausgegangen, und ich erkundigte mich in meinem Hôtel, ob denn nicht irgendwo in der Stadt ein guter Trunk erhältlich wäre. Ich wurde an die im Hause befindliche Apotheke gewiesen.

Der Apotheker zuckte die Achseln: „Wir haben wohl Whisky oder Rothwein, St. Julien, Medoc, Hochheimer, kurz, was Sie wünschen, aber das ist nur auf ärztliches Recept hin erhältlich. Ich darf Wein nur verkaufen, wenn er von einem Doctor verschrieben würde.“

„Ich bin Doctor“ fiel nun mein Reisegefährte ein, aber ohne anzufügen, daß er Dr. phil. sei. — Geben Sie mir ein Stück Papier, und mit fester Hand verschrieb er mir nun sechs Flaschen Rothwein „zur Stärkung“ und zeichnete kühn Dr. M. R. Dem Gesetze war Genüge geschehen und wir hatten unseren Wein.

Auch in Iowa sind ungemein strenge Gesetze gegen den Verkauf geistiger Getränke erlassen worden, allein

gerade so wie in Kansas kümmern sich die wahren Trinker den Teufel darum.

Eines Sonntags stieg ich auf der Durchreise vom Westen her in Ottumwa ab. Es war ein heißer Tag und ich hätte für mein Leben gerne ein Glas Bier getrunken. Ein bar room gab es in meinem Hôtel gar nicht mehr. Verzweifelt klagte ich bei dem Hôtel-Clerk darüber, er aber holte lächelnd aus einer Schublade einen Schlüssel hervor und bedeutete mir, ich möge damit die Thüre Nr. X. im dritten Stockwerke aufschließen, ich würde das Gewünschte schon finden. Ich that wie mir geheißen und befand mich in einem regelrechten bar room, nur daß es nicht an der Straße, sondern, wie gesagt, in einem Winkel des dritten Stockwerkes lag. Der Schlüssel, gleichzeitig meine Legitimation bildend, wurde mir vom Wirthe wieder abgenommen und ich konnte nun trinken, soviel ich Lust hatte. — In anderen Hôtels oder Restaurants kaufen sich die Trinklustigen für einen Vierteldollar einen „Antheilschein“ und tauschen diesen in dem Hinterstübchen gegen eine Flasche Bier oder ein Glas „Whisky mit Soda“ um. — Da dies Tausch und nicht Kauf ist, kann von einer Gesetzverletzung nicht die Rede sein, und es giebt immer Advocaten genug, welche im Falle einer Anklage die Vertheidigung und Freisprechung mit Erfolg durchführen.

Die Temperenzmucker haben alle erdenklichen Mittel angewendet, um den Genuß geistiger Getränke in den Temperenzstaaten unmöglich zu machen, allein je strenger die Strafen sind, welche sie Gesetzübertretern auferlegen,

desto schlauer werden sie immer wieder hintergangen, und nur die armen deutschen Farmer und Handwerker, die sich am Abende gern einen Schluck Bier gönnen, haben den Nachtheil.

Die bestehenden Temperenzgesetze mögen die betreffenden Staaten von einer gewissen Klasse Säufer und Nichtsthuer, Spieler und Ruhestörer befreit haben, aber dieser Vortheil ist gering gegenüber den großen Nachtheilen, welche das Trinkverbot zur Folge hatte. Die deutsche Einwanderung hat in diesen Staaten ganz erheblich abgenommen; Tausende ehrsamer Deutscher, Engländer, Schweden und Irländer sind nach anderen Staaten übergesiedelt und manche blühenden Städte gehen dem Verfall entgegen. So hatte z. B. die Stadt Mc. Gregor in Iowa vor den Temperenzgesetzen etwa 5000 Einwohner. Ihr gegenüber im Staate Minnesota, am anderen Ufer des Mississippi, liegt die Stadt Prairie du chien. Seitdem Bier und Whisky in Mc. Gregor verboten wurden, gingen Handwerker, Bürger und Händler regelmäßig über den Fluß nach Prairie du chien, um ihr gewohntes Fläschchen zu trinken, schließlich siedelte eine große Zahl von ihnen ganz hinüber und zogen Handel und Geschäftsleben mit. Mc. Gregor ging allmählich zurück und besitzt heute kaum mehr 2000 Einwohner.

Ueberall sind an den Grenzen der Temperenzstaaten die außerhalb derselben gelegenen Städte ungemein gewachsen, die innerhalb gelegenen Städte zurückgegangen, und segensreich war die Temperenzbewegung in Amerika bisher kaum.

Neben den Staaten giebt es auch eine große Zahl von Städten in Amerika, in welchen geistige Getränke durch das Gesetz verboten wurden. — So z. B. in Pullman, dieser Arbeiterstadt südlich von Chicago, — freilich fand ich dort kein einziges Bierlocal, keine Schnapskneipe, aber die Bewohner Pullmans pilgern täglich jenseits des Stadtbezirkes, wo eine ganze Stadt von Wirthshäusern und Kneipen entstanden ist und wo die Stadtgesetze keine Gültigkeit haben. Aehnlich besteht in der Stadt Evanston, dem Sitz einer großen Universität, das Trinkverbot im Umkreis von vier englischen Meilen, allein jenseits dieser Grenze huldigen die Evanstoner dem verbannten Bacchus desto eifriger.

XIV.

Die Neger als Stimmvieh und im Parlament.

Der einzige „Industriezweig“, in welchem die Neger bisher ganz erstaunliche Erfolge aufzuweisen hatten, ist die Politik. Man wird über den Ausdruck „Industriezweig“ überrascht sein. Aber der Neger betrachtet die Politik in der That als nichts Anderes. Sie ist die ausgiebigste und leichteste Erwerbsquelle, die ihm aus seiner Emancipation und seiner Gleichstellung in Bezug auf politische und bürgerliche Rechte entstanden ist, und er weiß sie auszunutzen. Es ist auf diese Weise, daß er seine Pflichten als Wähler und Gesetzgeber auffaßt. Bestechlichkeit, Corruption und Geldgier sind die Haupteigenschaften, die ihn darin charakterisiren, zu der höchstens noch die Dummheit kommt; die letztere ist ein Familienerbe, die ersteren sind die Folgen seines Zusammenlebens mit den Weißen. Während die Weißen im Norden der Vereinigten Staaten in mancher Hinsicht ein Segen für die schwarze Rasse waren, und ihrem wohlthuenden Einfluß die Bildung und Gesittung der letzteren, soweit sie überhaupt vorhanden, zu danken ist, waren die weißen

republikanischen Politiker im Süden größtentheils die Ursache der bestehenden Mißwirthschaft und der wahrhaft afrikanischen Zustände in so manchem der einstigen Südstaaten. Der Schwarze war mit seinem kindlichen Gemüthe, seiner Unerfahrenheit und Leichtgläubigkeit unmittelbar nach der Emancipation thatsächlich ein Spielball in den Händen der Weißen. Der Krieg hatte viele Weiße in den Nordstaaten ihrem ursprünglichen Beruf entfremdet; er hatte ihnen vielleicht ihr ganzes Besitzthum zerstört und sie zu Bettlern und Abenteurern gemacht, die während des Krieges noch das Soldatenhandwerk als Rettungsanker erfaßten, nachher jedoch ohne irgend welche Erwerbsquelle waren. Der Krieg hatte fünf Millionen geistigen Kindern ohne Denk- und Urtheilskraft, ohne Selbständigkeit die gleichen Rechte wie den hochstehenden Weißen gegeben. Was Wunder, daß sich diese weißen Abenteurer nach dem Süden wandten, und die Unfähigkeit der Neger benutzend, sich bei den politischen Wahlen durch allerhand Betrügereien, Versprechungen und Drohungen deren Stimmen sicherten? Daß sie im Verein mit den schlaueren Schwarzen jene berüchtigten politischen „Ringe" gründeten, die es auf die systematische Beraubung und Aussaugung der Städte, wie der einzelnen Counties und selbst Staaten abgesehen hatten? Daß der ungebildete, rohe Neger, durch so elende Beispiele angefeuert, ebenso an der Krippe fraß, wie sein weißes Vorbild? und daß endlich durch diese politisch numerische Uebermacht des Negerelementes einzelne Staaten und viele Städte dem totalen Ruin entgegengeführt wurden? — Es ist ein trauriges Capitel, das

über den Neger als Politiker handelt. Der ganze Süden hat unter dieser Herrschaft mehr gelitten, als durch den Krieg und durch die Sclavenemancipation. Allerdings ist die Negerherrschaft in den meisten Südstaaten wieder vorbei, und selbst in ihren letzten Hauptsitzen in Süd-Carolina und Mississippi im Erlöschen begriffen, aber die fünfzehn Jahre der Negerherrschaft allein waren schon im Stande, manche Staaten einem Elende und einem finanziellen, wirthschaftlichen und socialen Sumpfe entgegenzuführen, wie es in der Geschichte wohl nirgends anders — Haity vielleicht allein ausgenommen — zu finden ist. Die Schuld daran fällt nicht auf den Neger, sondern auf den Weißen, der ihm dies gelehrt. Der Neger war mit jener affenartigen Nachahmungswuth, die man ihm allgemein zuschreibt, ein gelehriger Schüler, und als er sah, auf welche Weise ihn die Weißen benützten, um sich wählen zu lassen; auf welche Weise sie bei den Wahlen die Stimmzettel fälschten; die Neger für sich gewannen; die Autoritäten bestachen und so die Wahl sicherten, so that er es ebenso, ließ sich in die Staatslegislatur wählen und stahl nun gerade so gut und gerade so viel wie der republikanische Weiße. Das schwarze Stimmvieh ist ein Spielball in den Händen der Weißen wie in jenen der schwarzen politischen Vagabunden geworden. Für ein paar Versprechungen und ein Gläschen Whisky giebt es seine Stimme irgend Jemandem und sei es der Gottseibeiuns in eigener Person. So kam denn das berüchtigte Parlament von Süd-Carolina zu Wege, das zu drei Viertheilen aus Schwarzen bestand, von

denen die allerwenigsten des Lesens und Schreibens kundig waren. Deshalb führte der gesetzgebende Körper des Staates auch den Namen „Affenhaus“. Die Deputirten zeigten die verschiedensten Schattirungen vom lichtesten gelben Octoron bis zum Ebenholz-Neger. Jeder mögliche Typus, jede Physiognomie war vertreten. Der gewöhnliche Reis- oder Baumwollen-Sclave, ebenso wie der elegante zierliche Hôtelkellner oder Barbier, in entsprechenden mehr oder minder geflickten und reinlichen Anzügen. Der Präsident der Versammlung, der Sprecher und die Laufburschen waren Schwarze, und nur ein ganz geringes Häuflein edler männlicher Weißer — alte weißhaarige Pflanzer — saßen in einer Ecke des sonderbaren Saales. Sie, diese Wenigen, waren die Repräsentanten von 300,000 Weißen in einem Staate, der im Ganzen nur eine Million Einwohner zählt!

In dieser Legislatur gipfeln sich heute noch die Verhältnisse der von unterst zu oberst gekehrten Gesellschaft. An der Stelle der alten hochgebildeten weißen Aristokraten sitzt die ungebildetste und roheste Demokratie, welche jemals in der Weltgeschichte mit den Functionen der Regierung ausgestattet wurde — an der Stelle der Herren die Dienerschaft und an Stelle der letzteren die Herren. Viele unter den schwarzen Deputirten vertreten weiße, hochgebildete Wahlkörper, deren Candidat durch die schwarze Stimmenmehrheit des schwarzen Candidaten geschlagen wurde. Diese Leute sitzen nun in den Regierungsstellen und ihnen obliegt die Gesetzgebung, die Steuerauflage, die Verwaltung der Einkünfte, die Ernennung der Staatsbeamten und Behörden in einem

civilisirten, weißen Staat! Sie können weder lesen noch schreiben, und sollen doch einen großen Staat regieren! Eine Horde einstiger Sclaven von afrikanischen Sitten und Gebräuchen, Leute ohne Namen, ohne einen Heller Vermögen zu der Verwaltung vieler Millionen Dollars berufen! — Die Folgen kann man errathen. Am 6. Juli 1863 kam Süd-Carolina in die Hände der schwarzen Regierung. Damals war die Staatsschuld etwa 5 bis 6 Millionen Dollars. Neun Jahre später, 1873, hatten die Herren Neger 20 Millionen Dollars verausgabt, von denen vielleicht 16 Millionen in ihre eigenen Säckel fielen, alles war Raub und Diebstahl, Betrug und Corruption, und nicht genug mit den ewigen Taxen und Steuern, mit den ewigen Anleihen. Das Ansehen und der Credit des Staates fielen natürlich in dem gleichen Maße, und während das steuerbare Capital vor dem Kriege in Süd-Carolina an 500 Millionen Dollars betrug, war es unter der Negerherrschaft auf 180 Millionen gefallen; dagegen war die Besteuerung der 500 Millionen nur 226,000 Dollars pro Jahr, also etwa $^{1}/_{20}$ Procent, und die Besteuerung der 180 Millionen von Seiten der Neger 4 Millionen Dollars, also das Zwanzigfache des ursprünglichen Procentsatzes.

Im Stehlen bewährten sich also die einstigen Sclaven als gelehrige Schüler der Weißen, aber leider in wenig anderen Dingen. Es ist vielleicht interessant, zu erfahren, auf welche Weise man bei diesen Millionen-Diebstählen verfuhr. Das „Ringsystem“, d. h. die Betheiligung einer ganzen Räuberhorde, welche aus der

Majorität der schwarzen Deputirten und ein paar Strohmännern besteht, war hier an der Tagesordnung. Es wurde z. B. eine Landcommission eingesetzt, welche Ländereien zur Vertheilung an mittellose Neger anzukaufen hatte, und dieser Landcommission von Seiten des schwarzen Staats-Congresses — die Weißen waren ja in verschwindender Minorität — 700,000 Dollars angewiesen. Nun erklärten sich sofort ein paar weiße oder schwarze Vagabunden als Besitzer irgend welcher Sumpfländer und Wüstenstrecken, schlossen mit der Landcommission geheime Verträge und verkauften ihr das Land für fabelhafte Summen, die einfach in die Taschen der Betheiligten wanderten. Der Staat aber, und die weißen Steuerzahler waren beraubt. Ebenso wurden andere autorisirt, sämmtliche Staatsländereien zu verkaufen und die Summen der Staatscasse anzuweisen. Die damit betrauten Personen (alles Schwarze) erhielten hohe Gehälter, Reisespesen ꝛc., verkauften auch Alles, was zu verkaufen war, aber als man am Schlusse des Jahres nachsah, da war auch nicht ein rother Heller von dem Kaufpreise in die Cassen gezahlt worden. Die ganzen Summen waren von den Schwarzen und ihren weißen Helfershelfern verschlungen worden.

Mit diesen gestohlenen Millionen war es den Negern leicht, sich so viel Stimmen zu kaufen, als ihnen zur Wiederwahl nöthig waren, und deshalb waren sie auch noch bis in die achtziger Jahre an der „Krippe“ und fraßen die Staatseinkünfte, vernichteten den Staatscredit, ruinirten das ganze Land. Die Weißen waren gegen diese Zustände machtlos. Sie

hatten gegen die Majorität der Neger keine andere Waffe, als ihre Stimmenzahl, und diese reichte nicht aus, sie an die Stelle der Schwarzen in die Regierung zu bringen. Jedes Gesetz, jeder Ankauf, jede Verordnung der Legislatur von Süd-Carolina war bisher immer nur ein „big job“, ein großes Geschäft für die Herren Legislatoren.

Dabei wissen die Neger recht gut, daß sie ihre machtgebietende Stellung nur dadurch erhalten können, daß sie sich bei den jedesmaligen Wahlen die Stimmen der Schwarzen und ein paar corrupter Weißen sichern und die Majorität erzielen. Nun ist die Bevölkerung durch diese lange Mißwirthschaft derart corrupt geworden, daß eine freie Wahl nach der besten Ueberzeugung schwer möglich ist, und nahezu die ganze Wahlmaschine bis zum letzten Stimmgeber im entferntesten Ort bezahlt, bestochen oder sonst irgendwie beeinflußt ist. Die angesehensten und einflußreichsten unter den Negern erhalten Postmeisterstellen, sind Generalanwalte, Juristen, Steuerbeamte, Briefträger, Polizisten — ob sie nun afrikanische Wilde sind, ob sie nun des Schreibens und Lesens unfähig sind oder nicht. Durch derartige Mittel erhielt sich in Süd-Carolina und Mississippi, theilweise auch in Louisiana, die Herrschaft des verlotterten Negerproletariats über die weiße Bewohnerschaft, über das „weiße“ Vermögen und die ganze Staatsmaschine bis auf die jüngste Zeit.

Das ist der Neger als Politiker. Noch weitere Beispiele über die furchtbare Corruption dieser Staatsverwaltungen anzuführen, ist wohl kaum nöthig. Ge-

nüge es zu wissen, daß der Neger als Politiker keine moralische Ueberzeugung, keinen Patriotismus oder Fürsorge zum Besten des Staates kennt. Für ihn ist eine politische Stellung, ob nun als Vice-Gouverneur eines Staates oder als Gesetzgeber, nur die gesetzliche Erlaubniß, Geld zu stehlen, so viel er kann und so viel eben da ist. Ist keins da, so wird eine Anleihe aufgenommen, ist diese verausgabt, eine zweite, so lange, als der Staat Credit hat. In einer Legislatur von Negern kann jedes Gesetz von einzelnen Privaten durchgesetzt werden, sobald sie nur die Schwarzen im Senat und in der Kammer gehörig „schmieren“. Ein neuer Anzug, eine hübsche Uhr, eine Kette, ein Revolver und ein Bischen Baargeld — das sind die Geschenke, mit welchen die Herren Senatoren kirre gemacht werden, um die weiße Minorität kümmert man sich nicht. Sie mag opponiren, Erfolg wird sie doch keinen haben. Gegen diese Zustände giebt es keine gesetzliche Abhilfe, sie werden mit der Zeit von selber fallen müssen. Die Tage der Negerherrlichkeit sind gezählt, denn sie ist von der numerischen Ueberzahl der Neger in den einzelnen Staaten abhängig. Da sich nun die Weißen, sei es durch Nachkommenschaft, sei es durch Einwanderung, viel schneller vermehren, als die Schwarzen, so werden die ersteren bald die hinreichende Zahl erreicht haben, um die Wahlen zu controliren. Dann werden die weißen Herren wieder jene Senatorensitze füllen, welche heute ihre einstigen Barbiere, Stiefelputzer und Sclaven einnehmen, und dann wird die Sachlage mit einem Schlage zum Besseren werden. Die Neger werden in

jene untergeordneten Stellen zurückkehren, aus denen sie hervorgegangen. Aber in diese Stellungen werden sie die Corruption und moralische Verkommenheit mitnehmen, welche sie jetzt gelernt. Nur wird man dann kurzen Proceß mit ihnen machen — schon jetzt sind alle Strafhäuser der Südstaaten mit Schwarzen überfüllt. Sie werden später ein noch viel ausgiebigeres Futter für dieselben sein.

Mit dem Vorstehenden will nicht gesagt sein, daß alle Neger-Politiker ohne Ausnahme corrupt sind. Es giebt Leute unter ihnen, die sich in der That durch Ehrlichkeit, gesunden Menschenverstand und eine gewisse Bescheidenheit auszeichnen, Leute, die ihren Rassengenossen mit gutem und edlem Beispiel vorangehen und zeigen, daß das ebenholzfarbige Menschenmaterial einer Heranbildung und gewissen Cultur selbst schon innerhalb einer Generation fähig ist, wenn es unter die rechten Hände kommt. Aber die Verleihung der politischen Selbständigkeit an die Neger und deren Gleichstellung mit den Weißen hat sich im Allgemeinen grausam gerächt — leider nicht an denen, die sie ihnen verliehen. Es war ein Mißgriff des Nordens, den der ausgesaugte, verheerte, niedergeworfene Süden noch zwei Jahrzehnte lang zu überdulden hatte.

Bis nun wurden die Schwarzen, wie gesagt, in nahezu jede Stellung zugelassen — vom Vereinigten Staaten-Senator und Vice-Gouverneur bis zum Polizisten, welche Stellung sie in den südlichen Städten im Allgemeinen recht gut bekleiden. Nur in ein Amt wurden sie bisher nicht häufig zugelassen: in das

Richteramt. Sogar zu Geschworenen werden die Neger nur in den seltensten Fällen zugelassen, in Virginien gar nie. Dabei ist ihre Bestrafung selbst für kleine Vergehen — sobald sie nicht politische Diebstähle sind — sehr harter Natur. Der Neger ist mit Ausnahme seiner Leidenschaft für kleinere Diebstähle im Allgemeinen weniger zu Verbrechen geneigt, als andere Rassen. Aber diese kleinen Diebstähle geben ihm eben jenen schlechten Ruf, in welchem er steht. Er stiehlt eigentlich nur aus Mangel an Achtung für das Eigenthum anderer, gerade so, wie etwa ein Kind Kirschen oder Zucker stiehlt. Aber eben diese Vergehen werden von den Weißen sehr strenge bestraft, während weiße Verbrecher in der Regel viel milder behandelt werden. „Richter Lynch" kommt z. B. für die Neger nahezu bei jeder sich darbietenden Gelegenheit zur Anwendung, und sie werden auch von den Lynchern bald nach der Klage gehängt, ohne daß man sich viel mit dem Beweisverfahren abgeben würde. Die unter den Negern ziemlich häufig vorkommende Nothzucht gegen weiße Frauen wird stets durch „Richter Lynch" gerächt, während Diebstähle rc. mit mehrjährigem Kerker bestraft werden. In Delaware steht die Prügelstrafe noch immer sehr in Anwendung; in den südlicheren Staaten dagegen besteht das System der Zwangsarbeit im freien Felde. Die Sträflinge werden nicht nur beim Bau von öffentlichen Werken, z. B. Eisenbahnen, Canälen rc., verwendet, sondern auch häufig an Speculatoren vermiethet und sind dem Gefangenenhaus-Director dadurch eine Quelle reicher Privateinnahmen. Sie

müssen in den Baumwoll- und Reisfeldern arbeiten, Bäume fällen, kurz, alle jene Arbeiten verrichten, welche ihnen zur Sclavenzeit oblagen, und man kann sich wohl denken, daß die betreffenden Autoritäten sich nicht gerade beeilen, ihre „modernen" Sclaven so bald wieder frei zu geben.

Zur Unterstützung der Negerpolitiker hat sich unter der gebildeteren Classe sogar eine eigene von Schwarzen redigirte Presse entwickelt. In den Vereinigten Staaten bestehen heute nicht weniger als hundert und fünfzig Negerzeitungen — größtentheils Wochenschriften. Es ist bezeichnend für die Culturverhältnisse der Schwarzen in den Nord- und Südstaaten, daß die weitaus bedeutendste Zahl dieser Blätter in den Nordstaaten zunächst in New-York erscheinen, während in jenen Südstaaten, in welchen die Neger am zahlreichsten sind, gar keine „schwarzen" Blätter erscheinen. Die beiden wichtigsten Organe der Schwarzen sind die „New-York Enterprise" und „New-York Freeman" mit Auflagen von 8000 und 4000 Exemplaren. Die Redacteure, Eigenthümer, Drucker und Setzer dieser Blätter sind durchwegs Neger.

XV.

Die Choctaw-Indianer und ihr Capitol.

Wer in Nordamerika interessante ethnologische Studien machen will, der muß sich nach Denison begeben. Denison ist eine seit etwa zwei Jahrzehnten bestehende Stadt an der Nordgrenze von Texas. Der mächtige Red River strömt an ihr vorbei, und trennt sie von dem verbotenen Lande, vom Indianerterritorium, das wohl allen Rothhäuten offen steht, aber den Weißen verschlossen ist. Kein Weißer darf sich dort in den weiten Prairien des an 170,000 Quadrat-Kilometer großen Rothhaut-Paradieses ansiedeln, keiner kann dort Land erwerben oder Handel treiben. Nun brauchen aber die Indianer Kleider, alte Cylinder, Tschakos und Wäsche für sich, Schuhe, Strümpfe, Handschuhe und Sonnenschirme für ihre Damen, vor allem aber Flinten und Pistolen, Pulver und Blei, Whisky und Feuerwasser. Freilich ist der Verkauf der sechs letztgenannten Gegenstände an die Indianer verboten, aber wer kümmert sich in jenen entlegenen Grenzländern um ein Verbot, wenn es umgangen werden kann? — Kämen die Bleichgesichter mit ihren Waaren in das Indianerland, so

würden die Vereinigten Staaten-Truppen sie bald wieder über die Grenze befördern. Deshalb siedelten sie sich an der Grenze an, und betreiben einen ebenso ausgiebigen als einträglichen Schmuggel mit den Rothhäuten. So entstand Denison.

Wie man in Denison ethnologische Studien machen kann, werden ein paar Worte darlegen. Von hier aus ist es Fremden leicht, Ausflüge in das benachbarte Territorium zu unternehmen, wo sich im Stromgebiet des Red River die Jagdgründe der Arrapahoes und Cheyennes, der Wichitas und Choctaws befinden. Aber es ist lange her, seit sie, Adlerfedern in den Haaren, in Pelze gehüllt, mit Bogen und Pfeil die Büffel jagten. Ich sah sie noch, als ich vor fünfzehn Jahren, selbst ein junger Springinsfeld, zum ersten Male durch die Prairien wanderte. Damals gab es noch Rothhäute in ihrer malerischen Tracht, wie sie uns Catlin, Cooper und Irving so schön geschildert haben. Meine Kopfhaut zog sich gar bedenklich zusammen, als ich ihnen, mit meinem Freunde Paul Oeker einen Ausflug im Thal des Arkansas unternehmend, zum ersten Male begegnete; stattliche Erscheinungen in brennrothe Mäntel gehüllt, mit hohen Adlerfedern als Kopfschmuck, den blinkenden Tomahawk in der Rechten, das Scalpmesser im Gürtel. Damals war noch Rasse unter ihnen. Ihr Stammbaum war durch Chinesen- oder Negerblut nur wenig vermischt worden, obschon es auch damals manche Stämme gab, wo fast die Hälfte aus Mischlingen bestand. Seither sind fast gar keine reinen Indianerkinder mehr im Territorium geboren worden, und das

letztere bietet wohl die seltsamste Völkerkarte dar, die man nicht nur in Amerika, sondern auf Gottes weiter Erde überhaupt finden kann. Nach indianischen Gesetzen nimmt nämlich bei der Heirath einer Indianerin die letztere nicht die Nationalität des Mannes an, sondern der Mann verliert seine Nationalität und wird Mitglied des Stammes, dem seine Squaw angehört. Nun ist es ein ganz glänzendes Geschäft, eine Indianerin aus dem Territorium zu heirathen. Dank den nach Millionen zählenden Entschädigungen, welche die Amerikaner den Rothhäuten für das Abtreten ihrer Jagdgebiete an die Bleichgesichter gezahlt haben, sind die Indianer beiderlei Geschlechts Capitalisten, und erhalten alljährlich beträchtliche Summen ausgezahlt. Nun umgingen die weißen Händler, Trapper, Jäger und schließlich noch viele aus den Vereinigten Staaten geflohene Hallunken das gegen die Weißen erlassene Aufenthaltsverbot im Territorium dadurch, daß sie den rothhäutigen Schönen auf Tod und Leben den Hof machten, und schließlich als deren Ehegatten selbst zu Indianern wurden. Alte Jungfern giebt es unter den Indianerinnen des Territoriums gar nicht. Ob schön oder häßlich, alt oder jung, sie finden alle die eifrigsten Verehrer, auf jeden Finger einen. Eine Unmasse von Freiern wartet auf jedes junge Mädchen, und kaum hat sie ein heirathsfähiges Alter erreicht, so ist sie auch schon unter der Haube. Sie braucht gar keine Vollblut-Indianerin zu sein. Wenn nur ihr Großvater oder ihr Urgroßvater eine Rothhaut war, so genügt dies, um Indianerin zu bleiben, und ihren möglicherweise hell-

blonden schwedischen oder sächsischen Ehegatten zum Indianer zu machen. Man denke sich einen biederen Sachsen als Indianer! Thatsächlich giebt es unter dem auf Freiersfüßen stehenden Grenzvolk ebensogut Deutsche wie Böhmen, und Russen, Irländer wie Schweden und Italiener. Und diese sind zu den Vätern der heute heranwachsenden Indianergeneration geworden!

Nicht genug damit. Ebenso wie Kaukasier wurden auch Mongolen und Neger den Indianern angeheirathet. Die Chinesen, welche, über den Stillen Ocean kommend, in mehreren Hunderttausenden Nordamerika überschwemmten, kamen auch in zahlreichen Exemplaren in die Grenzstädte des Territoriums, um für die Einwohner von Caldwell, Wichita, Fort Smith, Denison u. s. w. das zu thun, was sie in ganz Amerika thun, d. h. die schmutzige Wäsche zu waschen. Nun sind die Mongolen als Ehegatten außergewöhnlich beliebt. In New-York und anderen Großstädten sind es hauptsächlich Irländerinnen, die sich ihre Herren und Gebieter unter den schlitzäugigen Söhnen des himmlischen Reiches wählen, in den Grenzstädten lassen sich auch Indianer-Squaws dazu herab, und so werden auch Chinesen zu Indianern, ohne daß sie besonders viel Gelegenheit bekämen, ihrem Beruf nachzugehen, und für die Herren Rothhäute Hemdkragen und Manschetten zu bügeln. Aber auch Neger und Negerinnen vermischen sich sehr viel mit Indianern. Vor dem großen Sclavenkriege hielten sich die trägen, körperlicher Arbeit nicht sonderlich ergebenen Indianer geradeso gut wie die Plantagenbesitzer des Südens ihre Negersclaven, und damals schon zeugten

sie im Verein mit den hübschen Negerinnen eine neue Mischungsrasse, die den Namen Zambos führt. Als nun der Secessionskrieg der Sclavenherrschaft ein Ende machte, gründeten die frei gewordenen Neger des Indianerterritoriums in einem von den Washitas verlassenen herrenlosen Gebiete eine Ansiedlung, die den Namen „Caddo" führt, und brachten ihre Zambokinder mit. Nun waren aber die Neger selbst „Gentlemen" geworden, und dachten ihrer Gleichberechtigung mit den Indianern unter anderem auch dadurch Ausdruck zu geben, daß sie gleichfalls eine neue Mischungsrasse schufen. Sie holten sich hierfür unter den rothhäutigen Töchtern ihrer einstigen Herren ihre Bräute, und es entstanden die „Chinos", die in friedlicher Eintracht mit den Zambos heute die Stadt Caddo bewohnen. Man kann sich nun vorstellen, welches Völkergemisch heute auf dem Territorium haust und den Indianerstämmen beigezählt wird.

Schon die angeführten Einzelheiten über die Ehe und die Andeutungen über die Toilette der heutigen Indianerin dürften bei manchem Leser die romantischen Ideen zerstört haben, die er bezüglich der einstigen Herren der neuen Welt etwa noch hegen sollte. Bei mir waren sie längst nicht mehr vorhanden, als ich nach Denison kam, um von dort aus die Indianer von heute zu besuchen. Ich wußte, daß von den Büffelheerden, die früher zu Hunderttausenden die Prairien durchstreiften, heute nur noch die Gerippe in den heißen Ebenen bleichten, daß die Tomahawks und Scalpmesser in jedem Museum Europas und Amerikas, nur nicht dort zu finden sind, wo ein von der Romantik der

Lederstrumpf-Erzählungen angehauchter Europäer sie natürlich suchen würde. Was Buffalo Bill den Bewohnern unserer Hauptstädte in glänzenden Schaustellungen vor die Augen führte, ist nur noch in den nördlichen Prairien zu finden, und ich bin überzeugt, wie unter den Berlinern, Wienern und Parisern, so würden die bemalten Rothhäute mit ihren bunten Federn und Decken auch unter den Cherokesen und Choctaws des Indianerterritoriums Aufsehen erregen. Die hübschen Cherokesinnen würden sich beim Anblick der nackten Landsleute möglicherweise ein Riechfläschchen vor die indianische Adlernase halten, und „oh! how shocking!“ ausrufen. So sehr haben sich die Verhältnisse im Territorium, oder, wie es in Amerika genannt wird, in „the nation“ geändert!

Mehrere Eisenbahnen sind in den letzten Jahren durch das Territorium gebaut worden, aber der Verkehrsmittelpunkt ist doch Denison geblieben und fast täglich hat man dort, in dieser echt texanischen Bretterstadt, Gelegenheit, Indianern zu begegnen, die aus ihren souveränen Gebieten herüberkommen, um Einkäufe zu machen und ein paar Gläschen Feuerwasser nicht hinter das Perlenhalsband, sondern die Cravatte zu gießen. Die Kerle interessirten mich derart, daß ich auf dem Wege nach dem Cherokesenlande doch auch die Choctaws und ihre Hauptstadt zu besuchen beschloß. Eine Stunde auf der Missouri-Kansas- und Texas-Bahn (zweifelhaften Angedenkens für die Obligationsbesitzer) brachte mich in das Herz des Choctaw-Landes, nach Caddo, der Zambostadt. Nicht ein Zeltlager mit rauchenden

Wigwams, sondern ein elendes Dorf aus Bretterbuden, ganz nach dem Muster jener, die man im amerikanischen Süden und Südwesten so häufig findet. In der Mitte der „Stadt“ ein großer Platz mit ein paar Backsteingebäuden, darunter auch Kirchen und Schulen, Hôtels, ein Gefängniß und sogar eine Freimaurerloge. Es war gerade das Begräbniß eines Freimaurers, und die ganze Stadt war auf den Beinen, um sich das Schauspiel mit anzusehen. Auf dem rohgezimmerten Sarg, getragen von vier dunkelhäutigen Tempelrittern — (denn auch solche giebt es in Caddo) — lagen die Abzeichen des Freimaurerthums, dahinter schritt ein schwarzer Baptistenpriester im schwarzen Frack und weißer Cravatte einher, und dann kamen die gelben, rothen, braunen und schwarzen Logenmitglieder mit ihren ausdruckslosen Gesichtern, gekleidet ganz wie die Weißen, aber jeder mit einem Federhut, eine Schürze mit Goldstickerei um die Hüften und — einen Degen mit Kreuzgriff an der Seite! Und nun erst die Frauen! Die häßlichste Brut, die der Griffel eines Gavarni erfinden könnte, Negerinnen mit Chinesenaugen und indianischen Adlernasen, Indianerinnen mit krausem Negerhaar und breitflügeligen Stumpfnasen, abschreckend häßliche Erscheinungen, aber in modernen Toiletten! Strohhüte mit Seidenbändern und Blumen geschmückt, die Busen in Mieder geschnürt, die breiten plumpen Füße in Schuhen mit hohen Hacken, weiße Handschuhe an den grobknochigen Händen. Unter Kaukasiern, und selbst unter anderen Rassen trägt die Blutvermischung in der Regel zur Verschönerung bei. Hat man schönere Puppengesichter gesehen, als manche Ameri-

kanerin? und prächtigere Leiber als jene der Mulattinen von Louisiana oder der lustigen Weiber von Martinique? Hier jedoch scheint das Mischvolk alle Häßlichkeiten der verschiedenen Rassen geerbt zu haben — ein wahres Meerkatzengeschlecht, das in elenden Bretterbuden wohnt, nichts arbeitet, nichts schafft, und die Subvention aus dem Vereinigten Staaten-Säckel zum Ankauf von Stöckelschuhen, rothen Strumpfbändern und dergleichen Tand verwendet!

Ich übernachtete in einer dieser schmutzigen, windigen Bretterbuden, die den Namen Hôtel führte, bekam von einem Negerkellner Speck und Bohnen zum Abendbrod, Speck und Bohnen zum Frühstück vorgesetzt und bestieg dann einen „Schlüter-Waggon", mit zwei Maulthieren bespannt, der mich nach Chahta-Tamaha, der Hauptstadt der Choctaw-Republik, bringen sollte. Wundere man sich nicht über diese beiden Ausdrücke: Hauptstadt und Republik. Die Indianer haben es auf ihren Reservationen den Amerikanern nachgemacht und Staaten gebildet, die geradeso souverän sind, wie etwa die Fürstenthümer von Englisch Indien oder die Sultanate von Java. Alle Stämme können sich den Spaß freilich nicht erlauben, denn viele der berühmtesten sind zu einigen hundert Seelen zusammengeschmolzen, so die tapferen, einst so gefürchteten Modocs auf 157, die Ottawas auf 120, die Quapaws auf 250, die Peorias und Miamis auf kaum 200. Jede ihrer Reservationen wäre allerdings noch immer größer als manches deutsche Fürstenthum, aber die Einwohnerschaft fehlt; ja es wären bei manchem Stamm kaum genug Männer vor-

handen, die Regierung zu bilden. Zu einer Vereinigung mehrerer Stämme aber kann es nicht kommen, weil die meisten Stämme einander hassen oder fürchten. Selten findet auch nur eine Ehe zwischen Angehörigen verschiedenen Stammes statt, so sehr wird das „Clan“wesen bei ihnen aufrecht erhalten. Dafür giebt es doch mindestens fünf anerkannte souveräne Republiken im Indianerlande mit Senat und Abgeordneten und Präsidenten, die aber noch immer den Namen „Häuptling“ führen. Diese Republiken haben ihre „**Delegates**“ oder „Gesandten“ in Washington und in den Hauptstädten der Schwester-Republiken; sie schließen Auslieferungs- und Jagdverträge unter einander ab und gebärden sich ganz nach Großmachtsmuster. Die mächtigste und am weitesten vorgeschrittene der fünf Republiken ist jene der Cherokesen mit der Hauptstadt Talequah, dann jene der Creeks, der Choctaws, der Chikasaws und endlich die Republik der Seminolen.

Wie es in der Regierungsmaschine eines solchen Indianerstaates zugeht, wird man gleich sehen. Nach dreistündiger Fahrt quer über die Prairie und später durch dichten Wald auf elendem Wege, der mich an die „**Caminos reales**“ von Mexiko erinnerte, hielt mein Kutscher, ein großnasiger, kupferrother Choctaw, vor einem einstöckigen, ruinenhaften Gebäude und begann gemüthlich seine Maulthiere auszuspannen. Ganz erzürnt über diesen eigenmächtigen Aufenthalt, gebot ich ihm, sofort weiterzufahren, denn ich wollte so rasch als möglich nach Chahta-Tamaha. Wie ich in Caddo erfahren hatte, tagten nämlich augenblicklich Senat und

Deputirtenkammer in der Hauptstadt, und ich wünschte, der Vormittagssitzung beizuwohnen. Also vorwärts, Kutscher, nach Chahta-Tamaha! Nun war die Verwunderung auf seiner Seite. Er glotzte mich fragend an, als verstände er meinen Befehl nicht recht. Auf meine nochmalige Aufforderung begann er zu grinsen und meinte endlich: „Wir sind ja in Chahta-Tamaha.“ „Wo?“ Ich blickte umher, trat um das einsame Gebäude, in der Erwartung, die Stadt irgendwo hinter den Bäumen erscheinen zu sehen — aber so weit mein Auge reichte, gab es keine menschliche Ansiedlung. Da wies mein Kutscher mit der Peitsche auf das Gebäude, in dessen Schatten ich stand, und sprach „Government“. War es denn wirklich möglich? Sollte das die „Hauptstadt“ der Choctaws sein? Ein verlottertes Backsteingebäude, in dessen Fenstern alle Scheiben zerschlagen waren; daneben ein größeres Blockhaus aus rohen Baumstämmen zusammengestellt, und endlich zwei „Shanties“ (Bretterbuden). Etwas weiter stand ein Zelt mit der Ueberschrift: „M. Bates, Photographer“. Das war Alles.

Mr. Bates mochte in seiner Eigenschaft als Photograph wohl ein Weißer sein, und ich trat in das Zelt. Neben dem Apparate, dessen Rohr wie eine alte Kanone zum Zelte herauslugte, lag auf ein paar Decken eine schlafende Gestalt, die sich als Mr. Bates entpuppte. „Sagt mir, Mr. Bates, ist das Chahta Tamaha?“ „It is, Stranger, das ist the Capital of the Choctaw nation. Hübscher Ort, nicht wahr?“ — „Jawohl, besonders die Lage. Das einstöckige Gebäude dort ist wohl das Capitol?“ — „Sie haben es errathen, Fremd-

ling, und ich phothographire die Senatoren und „Nationalräthe" für einen Dollar das Dutzend. Sehen Sie 'mal die hübschen Photographien an!" Ich kaufte mir einige zur Erinnerung an die Choctaw-Hauptstadt und bat Mr. Bates um seine Ciceronendienste durch das Straßengewirre der Residenz. — „Well, also dort ist der Senat und die Deputirtenkammer, oder wie sie sagen, der Nationalrath." — „Und die Regierungsämter, wo sind die?" — Auch dort. — „Und wo wohnt der Häuptling der Republik?" — Auch dort. — „So. Was ist denn in dem Blockhaus? — Das ist das Boarding House. Dort können Sie absteigen, wenn Sie länger verweilen wollen. Das eine Shanty ist, wie Sie sehen, ein Kaufladen, und das andere Shanty ist das Redactionsbureau und die Druckerei der Zeitung."

Ich trat in die offenstehende Hütte. Der „Redacteur" war eben nicht anwesend — wahrscheinlich mit den Senatoren und Nationalräthen im Boarding House beim Essen. In einer Ecke ein Feldbett mit einem Strohsack, daneben ein roher Tisch, eine Kiste als Sitz, und eine Visitkartenpresse, auf welcher die Zeitung gedruckt wurde. Einzelne Nummern derselben lagen umher Blättchen von der Größe eines gewöhnlichen Briefbogens. Der Inhalt bestand aus den Regierungsbeschlüssen und Verhandlungen. Die Typen lagen in zwei flachen Kästen durcheinander. In einer Ecke gewahrte ich ein altes Buch, und dasselbe zur Hand nehmend, sah ich zu meiner Freude, daß es ein altes Gesetzbuch der Choctaw-Nation war. Jeder einzelne Paragraph begann mit den Worten: Es wird hiermit von den im National-

rath versammelten Häuptlingen und Kriegern angeordnet, daß u. s. w. — für das Stehlen von Pferden, Maulthieren oder Mauleseln war die Strafe „hundert Hiebe auf den nackten Rücken, gut aufgetragen" (well laid on the bare back) für das erste Mal, die Todesstrafe (durch Erschießen) für eine Wiederholung des Verbrechens. Kinderräuber erhielten ebenfalls hundert Hiebe und es wurde ihnen überdies der Buchstabe T (Thief-Dieb) auf die Stirne gebrannt. Schlechte Behandlung von Hausthieren wurde mit 39 Stockstreichen, Todtschlag mit hundert, und Verläumdung durch „so viele Hiebe auf den nackten Rücken bestraft, als der Gerichtshof mit Rücksicht auf die Schwere des Vergehens verfügt". — Manche Gesetze waren wörtlich aus der Choctawsprache übersetzt worden, und zeigten die Eigenthümlichkeit der letzteren. So z. B. heißen Finger die „Söhne der Hand", Blätter heißen „Baumhaare", der Mond „die zur Nachtzeit reisende Sonne". Ebenso eigenthümlich waren die Namen der Gesetzgeber: so z. B. schwarzer Fuchs, oberster Häuptling; Pfadtödter, Secretär; „Schildkröte zu Hause", Berichterstatter; andere unterzeichneten: „der zur Schlange wird", „schlafendes Kaninchen", „die Baumrinde", „Reh im Wasser", „Frauentödter", „Spazierstock" (Walking Stick) „alte Feder", „fliegender Büffel", „Großer Kopf" u. s. w. — im Ganzen genommen, eine sehr anregende Lectüre, und ich bedauerte nur, das Buch nicht mitnehmen zu dürfen.

Als ich dem Staats-Capitol zuschritt, traten ein paar „Halfbreeds" kauend oder rauchend aus dem

Blockhause und sahen mich mißtrauisch an. Ohne sich indessen weiter um den wahrscheinlich doch ziemlich seltenen Besuch zu kümmern, kauerten sie auf dem Boden nieder und begannen Karten zu spielen. Im Capitol zeigte mir ein Mischling, der mir im Corridor entgegenkam, die Hosen in die Stiefel gesteckt, und einen mächtigen Revolver im Gürtel, auf meine Frage nach dem „obersten Häuptling“ eine Thüre. Ich trat ein. Mir gegenüber saß an einem roh gezimmerten Tische ein blondköpfiger Weißer, augenscheinlich ein Irländer, einen Schlapphut auf dem Kopf, ein Pfeifchen im Munde. Sein Rock hing hinter ihm an der Wand. Auf zwei Feldbetten in den Ecken schliefen zwei „Half-breeds“, wahrscheinlich Minister oder Senatoren. Ich frug nach dem „Governor.“ „That's me“ — „das bin ich,“ antwortete der Irländer. „Ich bin Governor Garvin.“

Die zwei Minister erwachten und richteten sich, mich begaffend, ein wenig auf. „Ich wollte Ihnen nur meine Achtung bezeugen,“ sagte ich dem Häuptling, „und gleichzeitig etwas über die Volksvertretung der Choctaws erfahren.“

Garvin zögerte geraume Zeit und blickte mich forschend an. Sind Sie ein Yankee? fragte er mich endlich.

Ich hielt es für räthlich, keinen Anlaß zur Aergerniß oder zu einem Streit zu geben, denn mir wurde unter den Choctaw-Senatoren im Capitol nicht recht geheuer. Als er erfuhr, ich sei Europäer und Geograph, befahl er einem seiner Genossen, mir die

zwei Sitzungssäle zu zeigen, und mir alle erwünschte Auskunft zu geben. Leider war ich nicht an den rechten Mann gerathen, denn er meinte, der Senat bestände aus „beiläufig einem Dutzend“ Mitgliedern, und der Nationalrath „aus einigen mehr“. In den Sitzungssälen lungerten ein paar finstere, ungekämmte, struppige Gesellen, durchwegs Halbblut-Indianer, die sich in der Choctawsprache unterhielten, aber sofort stockten, als sie mich kommen sahen. Ich bat um die Erlaubniß, der Sitzung beiwohnen zu dürfen, aber die ausweichende Antwort und das Zögern sagte mir, daß mein Besuch nicht willkommen war — ja mehr noch, daß es besser sei, wenn ich die Staatshauptstadt verlassen würde. Nun, ich habe genug gesehen, um mir ein Bild von dem Zustand der Choctaw-Regierung und der Volksvertretung zu machen. Zudem war mir meine Kopfhaut lieber als mein Wissensdurst. Der Herr Senator hatte ganz recht. Was kümmerte mich denn überhaupt Chahta-Tamaha? Am Abend desselben Tages war ich wieder in Denison.

XVI.

Die Metropole des Lachses.

Je mehr sich der mächtigste Strom der pacifischen Küsten Amerikas, der Columbia, dem Stillen Ocean nähert, desto breiter wird sein Bett, desto ruhiger sein Lauf, bis er bei seiner Mündung einem See von acht bis zehn engl. Meilen Breite gleicht. Fast scheint es, als wollte das Festland diesen herrlichsten und schönsten aller großen Flüsse der neuen Welt gar nicht fortlassen, denn es schiebt eine breite Sandbarre quer vor die Mündung, und die schaumgekrönten Wellen, die ewige Brandung, die hier herrscht, zeigt, wie schwer auch dem Flusse der Abschied von den Bergen wird, die ihn zu beiden Seiten selbst bis weit in's Meer hinaus begleiten. Die eine dieser langgestreckten felsigen Halbinseln heißt Cape Disappointement — Vorgebirge der Enttäuschung, die andere Point Adams. Beide werden von starken Militärforts, Cape Disappointement außerdem noch von einem Leuchtthurm und der Signalstation gekrönt. Dichte dunkle Tannenwälder bedecken die steilen felsigen Abstürze und bilden den Rahmen für die weite stets bewegte Meeresbucht, auf deren schaumgekrönten Wellen

sich unzählige Boote der Lachsfischer schaukeln. Auf dem südlichen Ufer der Bai, gegen 10 engl. Meilen von den Spitzen der Vorgebirge entfernt, liegt eine der merkwürdigsten Städte Amerikas, Astoria, diese Schöpfung des Deutschen Johann Jakob Astor und seiner Pacific Pelzgesellschaft; heute die Metropole des Lachshandels.

Obschon das ultima Thule der Vereinigten Staaten, eingeschachtelt zwischen dem Columbiastrom im Norden, dem mächtigsten Ocean im Westen, und ausgedehnten Urwäldern im Osten, ist Astoria doch keine Schöpfung der Neuzeit, wie alle anderen Städte des pacifischen Amerika. Es ist um ein Vierteljahrhundert älter als die neue Millionenstadt Chicago, denn schon 1811 brachte das gute Schiff „Tonquin“ die Kolonisten, Trapper und Jäger, welche den Handelsposten der „Pacific Fur Company“ an dieser Stelle gründeten, und zum erstenmale die Sterne und Streifen der amerikanischen Republik an dieser Küste aufhißten. Wer hat nicht die bewegte, blutige Geschichte Astorias, geschrieben von der Meisterhand Washington Irving's gelesen? Als ich selbst, ein Junge von einem Dutzend Jahren, die Schilderung von dem entsetzlichen Zuge der Trapper durch die Felsengebirge nach dem Stromgebiete des Columbia verschlang, da ahnte ich nicht, daß ich einst dieselben Länderstrecken im bequemen Schlafwagen der neuesten Pacificbahn durchfliegen und dasselbe Astoria sehen sollte, das so lange Jahre ein Zankapfel zwischen Indianern, Engländern und Amerikanern war. Wo hätte ich auch hoffen können, daß aus den wilden, nur von Indianern bewohnten Urwäldern und Steinwüsten

des Columbiagebietes innerhalb zweier Jahrzehnte ein blühender Staat, Oregon, sich entwickeln könnte? Daß man eine große Weltverkehrslinie dahin bauen, und an einem Nebenflusse des Columbia, dem Willamette, eine große Stadt, Portland anlegen würde, von der aus ich auf einem schönen bequemen Palastdampfer in ein paar Stunden Astoria erreichen sollte?

Der Pelzhandel von Astoria hat freilich aufgehört, dafür aber ist die Stadt zur Metropole des Lachsfanges geworden, der in keiner Weltgegend so ergiebig und umfangreich ist, wie hier am Columbia. Was wir in Europa von diesem köstlichen Fisch in Blechbüchsen verpackt vorgesetzt bekommen, stammt größtentheils aus Astoria, denn nicht weniger als 25 bis 30 Millionen Pfund Lachs werden von hier jährlich in alle Welt versandt! Fast kann man es der Stadt ansehen, daß ihre Bevölkerung hauptsächlich vom Fischfang lebt, denn das ganze Geschäftsviertel steht im Wasser, mehr noch, als etwa Amsterdam oder Venedig. Die Wohnhäuser der wohlhabenderen Classen ziehen sich freilich die reichbewaldeten Abhänge hinauf und auf die andere dem Meere zugewendete Seite des Höhenzuges, aber das nimmt der Stadt doch nur wenig von ihrem Amphibiendasein, das ich so ausgesprochen, nur noch in drei anderen Orten Amerikas wiedergesehen habe: In Criswell, dem großen Austernemporium an der Delaware-Bai, in Bai St. Louis, einem beliebten Seebadeorte von Louisiana, und endlich in dem Indianerdorfe Santa Rosa im See von Maracaibo in Südamerika, das ganz auf Pfählen stehend, die Ursache war, warum die Spanier

diesem Küstenstriche den Namen Venezuela = das kleine Venedig gaben. Auch Astoria ist so ein Pfahldorf, oder eine Pfahlstadt, denn alle Häuser, Waarenlager, ja selbst die Straßen ruhen auf Pfählen, die in dem sandigen vom Meere bespülten und bedeckten Boden der Küste eingetrieben wurden. Die Straßen sind nichts anderes als auf Pfählen ruhende Brücken mit Pfahlbauten zu beiden Seiten, und wo sich irgend eine Oeffnung zwischen den Dielen der Straßen zeigt, sieht man ein bis zwei Meter tiefer das Meerwasser. Ein Bauplatz in der unteren Stadt Astoria ist nichts weiter als so und so viele Quadratfuß Wasserfläche, und die Höfe hinter den Häusern sind ebenso wenig terra firma, sondern wieder nur ein umzäuntes Wasserbassin. Viele Hunderte der minderbemittelten Einwohner bauen sich gar keine Häuser, sondern zimmern sich Flachboote mit hölzernen Kabinen darauf, ganz wie die Chinesen auf ihren Flüssen, und binden ihre schwimmende Wohnung an irgend einen Pfahl oder am Hinterhause eines mehr stabilen Mitbürgers fest. Wohl wäre hinreichend fester Baugrund für die aquatischen Bewohner Astorias vorhanden, denn die Straßen münden landeinwärts auf den dem Urwald abgerungenen Boden, und thatsächlich erheben sich dort überall zwischen dem üppigen Grün von Wald und Gärten Schulhäuser, Kirchen und niedliche Villen. Aber die Astorianer sind eben mit ihrem ganzen Thun und Lassen auf das Wasser angewiesen; und Alles drängt sich demnach hinaus in die Bai, wo das tiefere Wasser die Erbauung von Werften gestattet, an denen die großen Seeschiffe mit bedeutendem Seegang anlegen und ihre

Cargoes löschen können. Aber auch landeinwärts ist der ganze Verkehr auf die Wasserstraßen des Columbia beschränkt, denn seltsamerweise hat Astoria heute noch immer keine Eisenbahn. Mit seinen 6000 Einwohnern ist es entschieden die größte eisenbahnlose Stadt des ganzen so eisenbahnreichen Continents, und es ist auffallend, daß eine solche Schienenverbindung dieser bedeutenden Handels- und Hafenstadt mit dem System der nördlichen Pacificbahn noch nicht hergestellt wurde, während die letztgenannte Bahngesellschaft doch Bahnen nach kleineren und entlegeneren Städten wie Tacoma und Seattle im Washington Territorium baute. Die Eisenbahnmagnaten Amerikas verfahren eben mitunter recht willkürlich beim Bahnbau und opfern häufig genug die Interessen des Landes und seiner Städte ihren Privatinteressen, obschon sie gerade von der Landesregierung durch Terrainschenkungen und Geldsubventionen in überreicher Weise unterstützt werden. Aber auch ohne Eisenbahn scheint es den Bewohnern von Astoria vortrefflich zu gehen, denn ihre Haupterwerbsquelle, der Lachsfang, kann ihnen nicht genommen werden. Wohl besitzen auch der Fraserfluß in British-Columbien, der Sacramento in Kalifornien und andere Flüsse dieser Küsten beträchtliche Lachsmengen, aber so unglaubliche Quantitäten, wie jene, welche alljährlich den Columbiastrom hinaufziehen, um ihren Laichungsverpflichtungen nachzukommen, sind anderwärts auf dem Erdball vergebens zu suchen. Entgegen den landläufigen Ansichten scheint das Meer nicht die eigentliche Heimath der Lachse zu sein, wenigstens nicht jener etlichen 20 Arten, welche

die Flüsse des amerikanischen Nordwestens bevölkern. Ich zog darüber von Rothhäuten und weißen Lachsfischern alle erdenklichen Erkundigungen ein und kam zu dem Schlusse, daß die amerikanischen Lachse viel eher Flußbewohner als Meeresbewohner genannt werden müssen. Sie werden hoch oben im Quellgebiete der großen Ströme, in den Gebirgen geboren und verbringen viele Monate, wenn nicht gar ein bis anderthalb Jahre in frischen Gebirgswässern, bevor sie die Reise flußabwärts nach dem Meere antreten. Sie ziehen langsam abwärts, und halten sich mehrere Wochen in den Estuarien der nordwestlichen Ströme im Brackwasser auf, ehe sie in's Meer eintreten, wahrscheinlich um sich an das Salzwasser allmählich zu gewöhnen. Dort verschwinden sie bald in der Tiefe und kommen mit den älteren Fischen in jedem Frühjahr wieder zum Vorschein, um die Ströme hinauf zu ihren Geburtsstätten zurückzukehren. Diese Lachswanderungen stromaufwärts währen gewöhnlich von Anfang April bis Ende Juli, und das ist auch die günstigste Zeit für den Lachsfang, denn sie sind dann am fettesten. Kehren sie, nachdem sie gelaicht haben, wieder in's Meer zurück, so sind sie mager und farblos, denn sie scheinen während der Laichzeit keine Nahrung zu sich zu nehmen. Die Meerfahrten scheinen sie also nur anzutreten, um sich dort wieder zu mästen. Eigenthümlich ist es, daß jeder der nordamerikanischen Ströme seine eigenen Lachsfamilien zu besitzen scheint, denn die Lachse kehren immer wieder zu jenem Strom zurück, in dessen Gebiet sie geboren wurden. Nun ist das Stromgebiet des Columbia nächst jenem des Yukonflusses in

Alaska das größte des Continents auf der Seite des Stillen Oceans, und da es überdies bis auf drei oder vier Jahrzehnte zurück von dem schädlichsten Raubthier, dem weißen Menschen, verschont blieb, so vermehrten sich denn auch die Lachse in Columbia wie in allen Strömen des Nordwestens in der erstaunlichsten Weise. So wurden beispielsweise im Fraserfluß, gegenüber der Vancouver-Insel, mit einem einzigen Netzzuge thatsächlich dreitausend Lachse gefangen!

Im Columbiastrom erscheinen sie im Frühjahr täglich in Schwärmen von vielen Tausenden, und die Gesammtzahl der Lachse in diesem Strome in den genannten Monaten muß sich auf Millionen belaufen! Das ganze breite mächtige Strombett wimmelt dann förmlich von Lachsen, die alle Stromschnellen und Fälle mit Leichtigkeit übersetzend nach den oberen Flußläufen wandern. Die Kraft, Geschicklichkeit und Ausdauer, mit der sie über die zahlreichen Felsen des Kaskadenlabyrinths hinweg, die Fälle hinauf springen, ist einfach unglaublich. Ich habe sie selbst etwa 4 m hoch aus den rauschenden, tanzenden Fluthen der „Cascades“ emporschnellen gesehen, um, auf einen der wasserüberströmten schwarzen Basaltfelsen auffallend, sich mit dem Schwanz neuerdings abzuschnellen und einen zweiten gleich hohen, an 5 m weiten Satz zum nächsten Felsen auszuführen!

Selbstverständlich bildet der Lachs den Indianerstämmen des ganzen Nordwestens von Amerika, vom Oregon durch Washington und British-Columbia bis hinauf nach Alaska das beste und ausgiebigste Nahrungsmittel. Bei ihnen dreht sich das ganze Leben, ihr ganzes Thun

16*

um den Lachs, und sollte der letztere jemals seine Stromwanderungen plötzlich einstellen, die zahlreichen Indianerstämme des Nordwestens müßten einfach zu Grunde gehen.

Als die ersten Weißen zu Beginn dieses Jahrhunderts an den Columbia kamen, fanden sie ganze Indianerstämme mit dem Lachsfang beschäftigt. Besonders in den Stromengen unterhalb der Fälle des Columbia fanden sie die reichste Ernte, ohne daß sie sich irgendwie anzustrengen brauchten. Die Rothhäute postirten sich hierzu auf im Strom befindliche Felsen oder eigens gebaute Gerüste und stachen die in dichten Mengen stromaufwärts ziehenden Fische geschickt mit Harpunen oder fingen sie mit kleinen Netzen. Die Indianerinnen weideten hierauf die Fische aus, legten sie auf den Uferfelsen zum Trocknen an die Sonne, und preßten sie dann mittelst flachen Steinen in Binsenkörbe von 2 Fuß Länge und 1 Fuß Durchmesser, die im Inneren mit Salmhaut bekleidet waren. Hierauf wurden zwölf derartiger Körbe mit im ganzen 90 bis 100 Pfund getrocknetem Fisch zu Ballen gebunden, diese mit Matten und Seilen umwunden, und so den anderen Indianerstämmen weiter landeinwärts gegen Pelzwaaren oder andere Artikel eingetauscht. Aber auch heute noch wird diese Art Fischfang von den Indianern betrieben, und auf meiner Fahrt den Columbia abwärts sah ich selbst die zerlumpten, elenden Rothhäute beschäftigt, sich ihren Wintervorrath zu fischen. Manche Stämme ziehen alljährlich aus großen Entfernungen, vielleicht 200 engl. Meilen herbei, um sich das, was

sie für den Winter bedürfen, selbst aus dem Strome zu holen und die Vereinigten Staaten haben jedem einzelnen Stamme einen bestimmten Fischplatz angewiesen, um Streitigkeiten hintanzuhalten. Auf diese Weise wurde die ganze Strecke zwischen den Stromschnellen oder sogenannten „Cascades" des Columbia den Indianern reservirt, und den Weißen — ich möchte beinahe sagen glücklicherweise — vorenthalten, denn hätten sie auch dieses großartige Defilé in ihren Händen, dann wäre es mit dem Lachsreichthum des Columbia bald zu Ende.

Die ersten Versuche, den columbischen Lachs auf den Weltmarkt zu bringen und die Fischerei im Großen zu betreiben, wurden in den Jahren 1868 und 1869 unternommen, und der Erfolg war so groß, daß eine ganze Reihe von Unternehmungen zum Fangen und Einmachen dieses köstlichen Fisches entstanden. Im Jahre 1872 wurden innerhalb dreier Monate gegen 200,000 Lachse im Gesammtgewicht von $1^1/_2$ Millionen kg und einem Geldwerth von einer halben Million Dollars in Blechbüchsen verpackt und außerdem 160,000 Lachse eingesalzen; 1875 stieg der Werth des Lachsexports aus dem Columbiastrom auf $1^1/_2$ Millionen, im darauffolgenden Jahre sogar auf zwei Millionen Dollars, und seither schwankte der Werth des jährlichen Exports zwischen zwei und drei Millionen Dollars! Augenblicklich werden in jedem Jahre gegen zwei Millionen Lachse im Columbiastrom gefangen!

Die ganze Lachsindustrie des Columbiastromes hat nun in Astoria ihren Sitz, und Astoria ist eben so sehr die Lachsmetropole der Erde, wie St. Johns in Neu-

fundland jene des Stockfisches ist. Ohne Lachs wäre aus dem entlegenen Handelsposten der Astor'schen Pelzgesellschaft kaum jemals mehr geworden als ein Militärfort und eine Signalstation für die in den Columbia einfahrenden Schiffe, und sollte es mit dem Lachsreichthum jemals ein Ende nehmen, wie beispielsweise in so vielen Flüssen Großbritanniens, dann würde damit auch wohl Astoria das Lebenslicht ausgeblasen. Die Stadt besitzt eine Fischerflotte von nicht weniger als 1500 Booten, starke, kleine Segelschiffe mit je zwei Fischern als Bemannung. Die Lachsnetze sind im Durchschnitt etwa 300 Faden lang und kosten demnach auch 4 bis 500 Dollars das Stück. Die Boote segeln zur Fluthzeit in die Mitte des Stromes, spannen die Netze aus und ziehen sie kurz vor dem Eintritt der Ebbe wieder ein. Die gefangenen Fische werden sofort nach den „Canneries" gebracht, und von den Fischern dort zum Preis von 3—4 Mark das Stück verkauft. Das durchschnittliche Gewicht der Lachse ist 10 Kilogramm, obschon häufig genug auch solche von 30—35 Kilogramm gefangen werden.

Die Massenschlächtereien von Astoria erinnerten mich lebhaft an die großen Pork packing houses von Chicago und Kansas City. Die Lachse werden auf den verschiedenen Docks von Astoria zu kleinen Bergen aufgehäuft. Ein Arbeiter nimmt dann jeweilig etwa ein Dutzend, legt sie vor sich auf einen langen Tisch und schneidet ihnen zunächst mit geschickten Schlägen die Köpfe, Schwänze und Flossen ab. Mit ebenso geschicktem Griff öffnet er dann die Lachse, um die Ein-

geweide herauszunehmen, die in großen Trögen nach den Oelfabriken transportirt werden. Ein einzelner Arbeiter behandelt auf diese Weise an 1500 bis 2000 Lachse täglich. Diese werden dann in große Wasserbehälter geworfen, aus denen sie ein zweiter Arbeiter herausholt, um die Schuppen abzuschaben. Ist er mit einem Fisch fertig, so wirft er ihn abermals in einen Wasserbehälter, von wo sie ein dritter Arbeiter der Reihe nach zur weiteren Reinigung herausnimmt. Aus seinen Händen werden sie nun zum sogenannten „Gang Slicer" gebracht, einer Maschine, welche mit einer Bewegung der hohlen Stempel oder Messer den ganzen Fisch in Theile von der genauen Höhe der Blechbüchsen schneidet. Diese Stücke werden dann von Schlächtern nochmals in mehrere kleinere zerlegt und dann den Füllern gebracht, welche dieselben so dicht als möglich in die Blechbüchsen pressen. Ein geschickter Arbeiter kann leicht 1000 Büchsen täglich füllen. Alle die bisher geschilderten Processe werden in den meisten Canneries von Astoria durch Chinesen besorgt, die fleißiger, ausdauernder und dabei auch billiger sind als weiße Arbeiter.

Die gefüllten Büchsen werden nun unter einem Sprühregen von warmem Wasser gewaschen, indem man sie rasch revolviren läßt, und dann durch Aufsetzen der Deckel verschlossen. Der Rand wird mittelst einer eigenen Maschine über den Deckel gebogen und endlich dicht angelöthet. Sogenannte „Testers" untersuchen die auf endlosen Bändern zu ihnen gelangenden fertigen Büchsen, ob der Verschluß wirklich luftdicht ist,

indem sie die Büchsen in heißes Wasser tauchen. Nur die vollkommen dicht schließenden Büchsen werden nun eine Stunde und zwanzig Minuten lang in siedendem Wasser gekocht, beim Herausnehmen nochmals untersucht, und die guten in einer eisernen Retorte während etwas länger als einer Stunde heißem Wasserdampf ausgesetzt. Durch Submersion in kaltem Wasser werden sie wieder abgekühlt, mit einer saffranfarbenen Lackschicht überzogen, und vor dem Verpacken in Kisten noch mit einer Vignette versehen. Jede Kiste enthält vier Dutzend einpfündige oder zwei Dutzend zweipfündige Büchsen, und die Production Astorias allein beläuft sich auf weit über eine halbe Million Kisten! Astoria besitzt 24 „Canneries" oder Lachsschlächtereien, von welchen die größten im Jahre 25—30,000 Kisten produciren. Merkwürdigerweise ist indessen der Hauptmarkt des Lachses nicht in Astoria, sondern in San Francisco, wo 1887 eine einzige Firma, W. T. Coleman & Co., etwa Dreifünftel der ganzen Production Astorias in Händen hatte, und auch das für das „Canning" erforderliche Material lieferte. So importirte diese Firma jährlich allein für eine Million Mark Zinkblech für die Herstellung der Blechbüchsen!

Ungeachtet dieser massenhaften Vernichtung des Lachses im Columbiastrom scheint bisher eine bedeutende Verminderung des Lachses nicht wahrnehmbar zu sein, aber auf die Dauer dürften doch ebenso ausgiebige Fischereigesetze wie in Deutschland nothwendig werden, soll die einträgliche Industrie und damit auch die gegenwärtige Blüthe Astorias nicht allmählich ein Ende nehmen.

Schon jetzt findet man es zweckmäßig, zur künstlichen Zucht der Lachse Zuflucht zu nehmen, und aus den durch die Vereinigten Staatenregierung eingerichteten „Brutanstalten“ nahe der Mündung des Clackamasflusses in den Columbia, gelangen jährlich zwischen fünf und zehn Millionen junger Lachse in den Strom.

XVII.

Civilisirtes Straußenleben in Süd-Kalifornien.

In der ersten Ausgabe seines großen „Thierleben“ erwähnt Brehm, ein erfindungsreicher Kopf in Südafrika hätte zu Ende der sechziger Jahre die Idee gefaßt, die künstliche Straußenzucht im Großen zu betreiben. Bis dahin fand man wohl in ganz Süd- und Central-Afrika in den Häusern der Reichen halbgezähmte Strauße, aber die in den Handel gelangenden Straußenfedern rührten doch fast ausschließlich von arabischen Straußenjägern her, welche den erlegten Thieren die ganze Haut abzogen, und die letztere, ohne die Federn abzunehmen, von innen nach außen kehrten, so daß die Federn während des Transportes nach den Hafenplätzen, vornehmlich nach Massaua und Tripolis in diesen natürlichen Säcken vor Beschädigung geschützt waren. Aber die Wuth, mit welcher man den Thieren nachstellte, führte eine bedenkliche Verminderung derselben herbei, und es war deshalb natürlich, daß man auf den Gedanken kam, die Strauße einzufangen und künstlich zu züchten. Die Versuche waren so erfolgreich und der Ertrag der Straußenfarmen erwies sich so bedeutend,

daß heute in Südafrika allein gegen 100,000 Strauße künstlich gezüchtet werden, und es gab schon einzelne Jahre, in welchen der Werth der Ausfuhr von Straußenfedern 25 Millionen Mark betrug!

Indessen ist die in manchen Jahren dort herrschende Dürre so groß, daß in den Zuchtanstalten eine bedeutende Menge dieser werthvollen Vögel zu Grunde gingen, und im Jahre 1881 kam deshalb ein Engländer, Namens Sketchley auf den Gedanken, die Straußenzucht in Süd-Kalifornien zu versuchen. Er kaufte in der Kapcolonie 22 junge Strauße zum Preise von 4000 M. das Stück, und brachte sie glücklich, wenn auch mit bedeutenden Kosten, nach Amerika, wo er in der Nähe der Eisenbahnstation Norwalk zwischen Los Angeles und Annaheim die erste Straußenfarm anlegte.

Es bedurfte mehrerer Jahre, bis sich die Thiere an die verschiedenen klimatischen und sonstigen Verhältnisse gewöhnten, aber endlich gelang die Ausbrütung von Jungen, und die Möglichkeit des Erfolges war erwiesen. 1886 begab sich Dr. Sketchley abermals nach Südafrika, um Strauße anzukaufen, aber die geforderten Preise waren dort so bedeutend, daß er gegen 500 engl. Meilen in's Innere des Landes reiste um dort etwa 70 Vögel theils einfangen ließ, theils von den Eingeborenen erstand. Von dort wurden die Thiere nach Natal getrieben, aber fast die Hälfte gingen auf diesem Transport zu Grunde. Der Rest, 36 Strauße, wurde glücklich nach Süd-Kalifornien befördert, und 7 engl. Meilen östlich von Los Angeles auf dem Rancho San Felipe untergebracht, wo sie vortrefflich gedeihen. In-

zwischen sind noch mehrere andere Straußenzüchtereien in Süd-Kalifornien angelegt worden, darunter von Bostoner Capitalisten jene von Fallbrook, etwa 50 engl. Meilen nördlich von San Diego, sodaß dieser seltsame Industriezweig nunmehr im goldenen Lande als fest eingebürgert angesehen werden kann. Dadurch wird voraussichtlich der noch immer an 8 Millionen Mark betragenden Einfuhr von Straußenfedern in den Vereinigten Staaten bald ein Ende bereitet, zum Nachtheil der Züchtereien in Südafrika.

Für die Besucher Kaliforniens ist wohl die Straußencolonie Norwalk am günstigsten gelegen, um das Wesen dieser eigenthümlichen Züchtereien kennen zu lernen. Auf allen nach Norwalk führenden Wegen sind weithin sichtbare Tafeln angebracht, in welchen vor dem Mitbringen von Hunden gewarnt wird. Sollte sich irgend ein Köter in der Nähe des Straußenparks zeigen, so wird er sofort niedergeschossen, denn die äußerst beschränkten Vögel gerathen bei der Annäherung von Hunden oder anderen Quadrupedes vollständig außer Rand und Band, rennen wie besessen umher, und beschädigen dann leicht ihr werthvolles Gefieder. Die Strauße befinden sich nämlich in großen, mit starken Bretterzäunen umgebenen Höfen oder Parks, wo sie auch brüten, und gerade während der Brutzeit zeigen sie sich ungemein scheu und störrisch, obgleich man sie in den amerikanischen Farmen ihre Eier nicht selbst ausbrüten läßt. Man nimmt die Eier aus den Nestern und legt sie in eigene „Incubatoren“ oder Brutkästen, nach dem Muster der Hühnerbrutkästen construirt, nur

entsprechend größer, denn die Straußeneier sind bekanntlich $1^1/_2$ bis 2 kg schwer und besitzen bei einer durchschnittlichen Länge von 20 cm einen Umfang von etwa 40 bis 45 cm. Das Innere der dicken, harten, gelblichen Schale enthält etwa 1 Liter Flüssigkeit. Dotter sowohl wie Eiweiß sind sehr schmackhaft, aber bei dem großen Werth der Eier — augenblicklich von 120 bis 160 Mark pro Stück — fällt es selbstverständlich keinem Züchter ein, sich seine Frühstücksomelette aus Straußeneiern bereiten zu lassen. Unter den Eingeborenen in Afrika werden dieselben als große Leckerbissen angesehen.

Die nach etwa zwei Wochen das Licht der Welt erblickenden Thiere haben ungefähr die Größe und das Aussehen ausgewachsener aber gerupfter Hühner, nur daß ihr Körper einzelne Borsten besitzt, die immer zahlreicher werden, bis die jungen Sträußlein aussehen wie geflügelte Stachelschweine. Die Küchlein sind in den ersten Wochen, obschon sie sofort laufen und ihre Nahrung suchen können, doch sehr zart und müssen sorgfältig gegen Kälte und Nässe geschützt werden. Im wilden Zustande übernimmt der Herr Papa die Rolle der Mutter, brütet die Eier aus und schützt die ausgekrochenen Kleinen unter seinen Flügeln. In Kalifornien kommen indessen sogenannte „künstliche Mütter“ in Anwendung, große Holzkästen, welche mit dicken Wolllappen gefüttert sind, und durch eine Wasserheizung beständig erwärmt werden. Sobald die kleinen Thiere im Freien die geringste Kälte verspüren, so schlüpfen sie sofort durch die kleinen Oeffnungen des Holzkastens, um sich zu wärmen. Ihr Futter besteht

anfänglich aus kleingehackten Kohlblättern und der saftigen Mangoldwurzel. Bei guter Pflege erreichen sie schon nach ein paar Wochen die Größe einer Gans, aber der Mangel des Federkleides setzt sie gerade in dieser Zeit so sehr Erkältungen aus, daß viele zu Grunde gehen. Erst nach Ablauf eines Jahres sind sie ganz mit Federn bewachsen, und damit ist auch die Gefahr vorüber. Sind sie 15 bis 18 Monate alt geworden, so müssen sie dem Züchter den ersten Federntribut zahlen, und schon nach Ablauf weiterer neun Monate sind die Flügel und Schwanzfedern so üppig nachgewachsen, daß dieselben abermals ausgerupft werden können. In Südafrika werden die jungen Vögel schon, wenn sie 10 Monate alt sind, gerupft, und geben von diesem Alter an etwa alle 7 Monate eine Federnernte, während die letztere in Amerika nur alle neun Monate stattfindet.

Mit dem vierten Jahre ist der junge Strauß vollständig ausgewachsen, d. h. er erreicht seine geschlechtliche Reife und es wird ihm nun gestattet, auf die Brautschau zu gehen. Es ist nicht gut, ihm das erste beste Weibchen anzuweisen, denn es kommt nicht selten vor, daß sich das Brautpaar durchaus nicht vertragen will, und der häusliche Zwist für das Weibchen kläglich endet. Hat der Strauß ein ihm zusagendes Weibchen gefunden, und ist die Zuneigung gegenseitig, so wird dem Pärchen sein neues Heimwesen in Gestalt einer etwa ein Drittel Morgen großen Rasen- und Sandfläche angewiesen, die mit starken Brettern umzäunt ist, sonst aber nichts weiter enthält als zwei Tröge für

Futter und Wasser. Die ausgewachsenen Thiere sind nämlich ungemein zäh und unempfindlich gegen Regen und Unwetter.

Aber das Pärchen muß doch für die bevorstehende Nachkommenschaft Sorge tragen, und deshalb scharrt der Strauß mit seinen scharfen Klauen in irgend einer Ecke seines Parks den Boden so lange, bis derselbe in einem Durchmesser von 2 bis 3 m auf 30 bis 40 cm Tiefe gelockert ist. Dann nehmen Männchen und Weibchen die lockere Erde mit ihren breiten flachen Schnäbeln heraus und werfen sie rings um das Nest, bis der Boden der Vertiefung vollkommen eben ist. Gleich darauf thut nun Madame ihrerseits ihre Schuldigkeit, und legt jeden zweiten Tag ein Ei, bis deren zwischen 15 und 20 vorhanden sind. Merkwürdigerweise und entgegen dem Brauch anderer Vögel, übt nun der Vater die Mutterpflichten aus, d. h. er sitzt während der Nacht und auch zuweilen während des Tages auf den Eiern, zwingt flatterhafte nachlässige Weibchen, sich während seiner zeitweiligen Abwesenheit am Futtertroge auf die Eier zu setzen, und sind die Küchlein ausgebrütet, so ist es wieder Herr Strauß, der die Kleinen unter seine Fittige nimmt, ihnen das Futter vorkaut, und überhaupt alle jene Zärtlichkeiten erweist, welche sonst Sache der Mutter sind.

So weit kommt es aber in den kalifornischen Straußenfarmen gar nicht, denn erstens wird in den Brutkästen ein viel größerer Procentsatz der gelegten Eier ausgebrütet, und zweitens würden den Straußen mit dem Ausbrüten sechs Wochen kostbarer Zeit ver-

loren gehen. Werden den Vögeln die Eier fortgenommen, so graben sie schon nach zwei bis drei Wochen ein neues Nest, und füllen dasselbe mit einer zweiten Serie von Eiern, ja manche Paare nehmen es mit ihrem Fortpflanzungsberuf so ernst, daß sie in jedem Jahre drei, auch vier Nester graben, und den hocherfreuten Züchter mit 80 bis 100 Eiern beglücken. Wenn man bedenkt, daß schon junge Strauße einen Werth von mehreren Hundert Mark haben, so wird man ermessen können, wie profitabel die Straußenzucht, wenn gewissenhaft und vorsichtig betrieben, werden kann.

Das Ausnehmen der Nester ist nicht ohne Gefahr für die Wärter, denn die Strauße sind ungemein tückisch und bösartig, so daß es auch fremde Besucher häufig genug bereuten, sich der Umfassung des Parks zu sehr genähert zu haben. Im Nu packen sie eine Uhrkette, Brustnadel oder einen Knopf, und zerren so lange daran, bis ihnen der Raub geglückt ist. Wehrt man sich, so schlagen sie mit ihren schweren, plumpen Füßen nach vorn aus, und da ihre zwei Zehen mit scharfen, spitzen Klauen versehen sind, so kann der Schlag mitunter eine empfindliche Wunde herbeiführen. Die Strauße gewöhnen sich selbst an ihre Wärter nur selten. Die letzteren brauchen nur irgend ein ungewohntes Kleidungsstück anzulegen, um die dummen Bestien in Wuth zu versetzen, und deshalb betreten sie nie den Park ohne Waffen, d. h. eine Gerte oder einen Dornbusch, mit denen sie die Thiere auf Hals und Beine schlagen, und einer etwa $2^1/_2$ m langen Stange, auf welcher eine hölzerne Gabel sitzt. Mit dieser fassen

sie geschickt den Hals der Thiere und halten dieselben sich so vom Leibe.

Beim Ausnehmen der Nester und beim Ausrupfen der Federn wird überdies noch List angewendet. Während der eine Wärter in eine dem Neste entgegengesetzte Ecke geschnittene Rüben, frische Luzerne, Kohl, Maiskörner oder andere Leckerbissen streut und die blöden Vögel so an sich lockt, benutzt der andere deren Abwesenheit, um die Eier fortzunehmen. Da sich die Strauße natürlich ebensowenig gutwillig ihre Federn ausrupfen lassen würden, so treibt man sie, einen nach dem anderen, in einen engen Holzverschlag, wo sie sich kaum rühren können, zieht ihnen überdies durch einen geschickten Griff einen strumpfartigen Schlauch über den Kopf, und sucht dann gemächlich die Federn aus, welche man brauchen kann. Aber auch hier wird noch die Vorsicht beobachtet, sich den Thieren nur von rückwärts oder von der Seite zu nähern, denn von vorn würde man sich den Schlägen mit ihren scharfen Klauen aussetzen. Ueberdies befinden sich die einzigen verwendbaren Federn an Flügeln und Schwanz. Früher wurden die Federn einfach ausgerissen, was den Vögeln viel Schmerz verursachte. Jetzt aber schneidet man sie ab, läßt die Kiele etwa vierzehn Tage stehen, und sind sie dann zusammengeschrumpft, so werden sie ohne Schmerz für das Thier mit einer kleinen Zange leicht ausgezogen. Jeder Flügel eines gut gepflegten, gesunden Straußes liefert alle acht oder neun Monate etwa 25 gewöhnlich rein weiße Federn, der Schwanz ein halbes Dutzend. Außerdem zieht man aus den

Flügeln noch eine Anzahl kleinerer Federn, sogenannte „tips“. Der Werth einer derartigen Federnernte beläuft sich bei jedem Vogel auf 400 bis 700 Mark, und es ist demnach der große Gewinn der Straußenfarmer leicht zu erkennen.

Die abgeschnittenen Federn müssen ein bis zwei Tage in der Sonne liegen bleiben, bis die zahllosen Parasiten, die sie bedecken und von denen die Vögel sehr zu leiden haben, abgestorben sind. Dann schüttelt man sie leicht ab. Obschon die männlichen Strauße zum Unterschied von den grauen Weibchen ein glänzend schwarzes Gefieder haben, so sind doch ihre großen Schwanz- und Flügelfedern schneeweiß, und diese sind die einzigen, welche nicht gefärbt werden. Aber sie werden doch ebenso wie die anderen Federn gewaschen und gekräuselt, eine Arbeit, welche fast ausschließlich von Franzosen besorgt wird. Der größte Markt für Straußenfedern ist noch immer London, wo das Pfund der feinsten Sorte einen Preis von 30 bis 35 Pfd. Sterl. erreicht.

So haben sich denn die Amerikaner einen ganz neuen Industriezweig geschaffen und innerhalb weniger Jahre Erfolge damit erzielt, wie sie in den näheren französischen Colonien in Afrika innerhalb fünfzig Jahren nicht erreicht wurden. Wie die Strauße, dieses geflügelte Kameel der afrikanischen Wüsten, so haben die Amerikaner auch mit dem eigentlichen Kameel Acclimatisationsversuche angestellt, und es bleibt abzuwarten,. wie diese ausfallen werden. Vielleicht sind das überhaupt nur Anfänge, um möglicherweise auch

andere, auf den Aussterbeetat gesetzte Thiere durch künstliche Zucht zu erhalten und auszubeuten. Am erforderlichsten und nützlichsten wäre dies wohl mit dem Elephanten, und wer weiß, ob die schlauen Yankees nicht bald auf die Idee verfallen, dieselben ebenfalls in Süd-Kalifornien, Arizona und Neumexiko zu acclimatisiren, wo sie vielleicht ebenso werthvolle Dienste leisten könnten, wie in ihren Heimathländern.

XVIII.

Ein Besuch bei angloſächſiſchen Antipoden.*)

Verfolgt man auf einer Weltkarte die öſtlichen Geſtade des Stillen Oceans, vom Feuerlande nördlich, ſo wird man auf der ganzen zwölftauſend engliſche Meilen langen Strecke nirgends eine ſo ausgeprägte Gliederung des Feſtlandes, eine ſo große Anzahl von Inſeln und Inſelgruppen vorfinden, wie im äußerſten Nordoſten, an der Küſte von Britiſh-Columbien. Tauſende von Inſeln aller Größen bilden hier in langer Reihe eine Art Vorwall gegen das Anſtürmen des Oceans, der hier trotz ſeines Namens „der Stille“ mit- unter doch gewaltig wüthet.

Für uns Europäer iſt dieſe britiſch-columbiſche Inſelwelt Dank ihrer Abgeſchiedenheit und Entfernung eine wahre Milchſtraße geblieben, und eine Reiſe nach jenem idylliſchen Archipelagus iſt in Deutſchland bisher vorausſichtlich nur Wenigen eingefallen. Wahrſchein- lich hätte ich ſelbſt auch nie daran gedacht, wenn

*) Siehe das Werk „Canada und Neufundland“ Herder's Verlag, Freiburg i. B. 1889, dem auch ein großer Theil dieſes Capitels entnommen iſt.

ich nicht an einem herrlichen Septembertage vor einigen Jahren gelegentlich einer Spazierfahrt auf dem gewaltigen Columbiastrom in Oregon auf ein paar junge flotte Engländer gestoßen wäre, die am folgenden Tage nach Victoria wollten. Sie hatten sich zehn Monate vor meiner Begegnung mit ihnen bei Cook am Ludgate Hill Circus in London ein Rundreisebillet um die Erdkugel gekauft, damit sie bei ihrer Rückkehr Mitglieder des Travellers Club in Pall Mall werden, und dann den verfluchten Kerl spielen könnten. Sie kamen eben von China und hatten sich auf der Promenade über den Stillen Ocean nur ein Bischen auf den Sandwichinseln und in San Francisco aufgehalten, gerade hinreichend lange, um Kalakaua I. Rex die Hand zu schütteln und am goldenen Thore mit ihrem Dollond den berühmten „Ben Butler" anzugucken. (Für die mit zoologischen Kenntnissen nicht hinreichend behafteten Leser sei entre parenthese erwähnt, daß Kalakaua König von Hawai, und Ben Butler der größte und fetteste jener Seehunde ist, welche die Felsen am goldenen Thore bei Sonnenschein mit ihrer Gegenwart zieren. Sie sind nicht zahlende Kostgänger der Stadt San Francisco.)

Morgen also fuhren meine Engländer nach Victoria in British-Columbien, und als sie mir am Abend im Hôtel zu Portland, Oregon, mit jovialer Globustrabber-Höflichkeit „goodbye" und „goodluck" sagten, ahnten sie kaum, daß sie mich am anderen Morgen als Reisegefährten mitnehmen würden. Ueber Nacht hatte ich den Entschluß gefaßt, statt auf die mir bekannte „Nörd-

liche Pacificbahn" auf der „Canadischen" Pacificbahn zum atlantischen Ocean zurückzukehren, und bei dieser Gelegenheit auch Victoria meinen Besuch abzustatten.

Obschon in dem Milliönchen Quadratmeilen des amerikanischen Nordwestens kaum mehr Einwohner zu finden sind, als in den beiden Fürstenthümern Reuß-Greiz und Reuß-Schleiz, pfeifen die Locomotiven schon nach allen Richtungen durch die Urwaldwildniß. Wie einem heutzutage doch das Reisen leicht gemacht ist! Bequem in den weichen Fauteuils eines Pullmanwagens ruhend, konnten wir vom Fenster aus die lieblichen, den Europäer aber doch etwas fremdartigen Landschaften am Willamette-Fluß betrachten, längs welchem wir nordwärts zunächst nach dem Columbia-Strom zurückfuhren. Bei Calama verschlang eine Dampffähre unsern ganzen Zug mit Locomotive und Lastwaggons, und führte uns über die reißenden blauen klaren Fluthen nach dem nördlichen Ufer, wo uns dieser moderne Dampfdelphin wieder zur Weiterfahrt auf die Schienengeleise setzte. Brausend durchjagte der Zug nun die dichtesten Waldungen, mit den bekannten Hunderte Fuß hohen Douglastannen gespickt wie ein Stachelschweinrücken. Nirgends auf der ganzen sechsstündigen Fahrt bis Seattle, dem vorläufigen äußersten Endpunkte der nördlichen Pacificbahn, sahen wir auch nur eine Baumschlägerhütte, auch nur eine Waldlichtung! Die jungfräulichen Territorien des Nordwestens werden heute nicht mehr, wie zu Zeiten Gerstäcker's, durch den einsamen Trapper, den langsamen, bedächtigen Emigranten auf dem Ochsenwagen durchkreuzt! — Wie ein Cavallerieregiment auf der

Attaque galoppirt die amerikanische Cultur durch die Wildniß. — In Seattle sollten wir übernachten, um am nächsten Morgen den Dampfer nach Victoria zu nehmen, und bei der vollständigsten Abwesenheit irgendwelcher Besiedelung fürchteten wir schon, in Seattle wieder einmal im Freien unter unseren Reisezelten campiren zu müssen. Fehlgeschossen! Wer hätte doch hier, tausend Meilen von San Francisco, an dem urwaldumgrenzten, von Indianern bewohnten Puget Sund eine so moderne, emporstrebende, lebenskräftige „Großstadt“ vermuthet, als welche sich Seattle bei unserer Ankunft präsentirte! Wie zum T . . . . . kam denn diese telegraphirende, telephonirende, elektrische Yankeestadt in die Urwaldwildniß hereingehagelt? Ich traute meinen Augen nicht, als uns moderne Landauer durch glänzende, belebte Geschäftsstraßen nach einem amerikanischen, großen, steinernen Hôtel kutschirten, wo uns prächtige Zimmer mit allerhand modernem Zubehör erwarteten. Am Abend spielte eine New-Yorker Theatergesellschaft ein Sardou'sches Sensationsdrama in einem von Vergoldungen strotzenden neuen Opernhause, und während der Zwischenacte bot man drei verschiedene Abendblätter feil, welche Kabeldepeschen aus Berlin und Paris und London enthielten! In Europa glaubt man, der Puget Sund mit seiner malerischen Inselwelt schlummere noch in unentweihter Jungfräulichkeit, und mittlerweile blühen hier nicht nur Seattle, sondern ein ganzes Diadem kräftig aufstrebender Städte von sechs- bis fünfzehntausend Einwohnern: Tacoma, Seattle, Olympia, Port Townsend, Port Moody, Neu-

Westminster, was weiß ich? Diese selbst im amerikanischen Westen noch kaum dem Namen nach bekannten Emporien müssen über Nacht mit beiden Füßen gleichzeitig in ihr beinahe großstädtisches Dasein gesprungen sein!

Am Morgen des dritten Tages saßen wir endlich behaglich auf der Commandobrücke des Dampfers, der uns durch den vielgerühmten Puget Sund und über die Meerenge von San Juan de Fuca nach Victoria, der Hauptstadt von British-Columbia und der von England entferntesten Stadt englischer Einwohnerschaft, bringen sollte. Man muß sich über den spanischen Namen San Juan de Fuca nicht wundern. Wie vor ein paar Jahrhunderten beinahe die ganze Welt, so war auch British-Columbien seinerzeit spanisch gewesen; die Insel Vancouver hatte ihren spanischen Gouverneur und heute noch führt eine ganze Anzahl von Inseln, soweit diese letzteren überhaupt bekannt sind, spanische Namen.

Wie jung die Cultur dieses wundervollen Stück Landes noch ist, wie unvollkommen die Besiedelung, wie unbenutzt der ungemeine natürliche Reichthum, das sehen wir jetzt vom Deck unseres Dampfers. Wir waren kaum einige Minuten auf der spiegelglatten Fläche dieses Meeresarmes gefahren und schon befanden wir uns mitten in der Wildniß, wo nicht die geringfügigsten Anzeichen uns die Nähe einer großen, belebten und reichen Stadt verriethen. Dieses sprungweise Vorwärtsschreiten der Cultur sieht man in den Prairien, in den Felsengebirgen, wie an der

pacifischen Küste. Die Cultur schreitet in Siebenmeilenstiefeln vorwärts, aber die zwischen ihren Schritten liegenden sieben Meilen bleiben eben unberührt. Unsere großen Erwartungen bezüglich der landschaftlichen Schönheiten des Puget Sunds wurden von der Wirklichkeit noch übertroffen. Der Puget Sund ist eine zehnfach vergrößerte Ausgabe des Vierwaldstädter Sees, an die Küste des Stillen Oceans verpflanzt und eingerahmt von den großartigsten und mit ewigem Schnee bedeckten Bergriesen: im Westen die auf 8000 Fuß in die Lüfte ragenden Zacken der Olympiakette, im Osten der mächtige Gebirgszug der Cascadenkette, mit zwei 14,000 Fuß hohen, stark vergletscherten Flügelmännern: die Eispyramide des Mount Tacoma im Süden, der herrlich geformte Mount Baker im Norden. Die Vorberge und Abhänge zwischen den beiden Gebirgszügen und der weiten ruhigen Wasserfläche, die unser Dampfer durchfurcht, sind mit dem üppigsten Urwaldwuchs bekleidet, ja die großen dunklen Douglastannen reichen bis knapp an den Wasserrand, so daß an manchen Stellen die kleinen Schaumwellen zart ihren Fuß belecken. Unzählige kleine und große gleichfalls bewaldete Inseln unterbrechen die Monotonie der Wasserfläche. Auf einzelnen sahen wir, durch den Capitän aufmerksam gemacht, zwischen den dichten Bäumen halb verborgen, Indianerzelte, deren Eigenthümer mit ihren Familien sich hauptsächlich vom Fischfang ernähren. Wie ergiebig dieser in den Gewässern British-Columbiens sein muß und welche Massen von Fischen hier vorhanden sind, kann man aus einer eigenthümlichen Art des Fischfangs

entnehmen, der hier gebräuchlich ist. Die Indianer stecken eine mit spitzen Nägeln versehene lange Stange in das Wasser und schwenken sie hin und her. Fast in jeder Minute gelingt es ihnen, einen Fisch damit aufzuspießen.

In den stillen, träumerischen Buchten begegneten wir häufig fischenden Indianern, die mit Weib und Kindern, oft zwanzig bis dreißig Personen, in einem der charakteristischen, aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehenden Canoes lagerten. Aber sie sahen kaum auf, als wir in unserem modernen Dampfer mitten durch die altmodische Canoeflotille hindurchfuhren. Leider wurde der weitere Ausblick gegen Osten hin durch den Rauch eines verheerenden Urwaldsbrandes getrübt, der dort schon seit Wochen wüthete. Kein Mensch kümmert sich um derlei Verheerungen. Wo so viel Ueberfluß vorhanden ist, kommt es auf ein paar Quadratmeilen wahrhaftig nicht an, ja, im Gegentheil, das Dickicht wird dadurch gelichtet und es wird Ackerboden geschaffen, an dem es in ganz British-Columbien und Washington gewiß nicht zu viel giebt.

Nach mehrstündiger Fahrt legten wir an der Rhede der letzten Stadt in den Vereinigten Staaten, Port Townsend, an und kreuzten dann die Grenze zwischen dem Sternenbanner und der Königskrone, die Meeresstraße von San Juan de Fuca, um gegen Abend bei sinkender Sonne in dem kleinen Hafen von Victoria einzulaufen.

Welch' entzückenden Anblick bot doch diese Stadt von unserem Dampfer aus dar! Die üppigste Vege-

tation, hohe Bäume von fremdartigem Aussehen, Blumen in nie gesehener Form und Farbenpracht, die saftigsten grünen Matten überall. Die ganze Südostspitze der großen Insel erschien uns wie ein ausgedehnter, wohlgepflegter Park. Dazwischen halb verborgen, im Mittelpunkt des von hohen Bergen umrahmten Bildes die flachen Dächer der uns noch unbekannten Stadt, und oben am höchsten Punkte einer sanft ansteigenden Höhe der große graue Gouverneurspalast, über dem auf hohem Flaggenstocke die englische Flagge wehte. Gegen Westen in der Fucastraße lagen träge zwei englische Kriegsschiffe vor Anker, wie grimmige Hunde in einer Portierloge. Wir standen wie verzückt vor dem großartigen, von der sterbenden Sonne goldig beleuchteten Bilde, und unwillkürlich stemmte ich mich mit dem Rücken gegen den Mastbaum des Schiffes, an dem ich lehnte, wie um es im Fortgange zurückzuhalten, und uns Allen den Ausblick auf dieses Compendium von Italien, Schweiz und Ostasien länger zu gewähren. Jetzt, nachdem ich die wunderbare landschaftliche Lage Victoria's gesehen, konnte ich mir erklären, warum diese Stadt nicht schon längst wieder vom Erdboden verschwunden war, wie die Mehrzahl der anderen Minenstädte Amerikas.

Denn Victoria war eine Minenstadt. Gold hatte sie geschaffen, Gold hatte sie groß, reich, belebt gemacht, aber sie war, nachdem das Gold gehoben war, nicht nach dem Muster der kalifornischen Emporien wie eine Seifenblase zu Nichts zerplatzt. Victoria wurde im Jahre 1843 von den Jägern und Trappern der altberühmten Hudsonbai-Compagnie als Handelsfort ge-

gründet. Aus den massiven mit Palissaden und Wällen umgebenen Blockhäusern dieser Factorei wäre wahrscheinlich niemals etwas Anderes geworden, wäre nicht 1856 auf dem Festlande, Vancouver gegenüber, Gold entdeckt worden. Das Goldfieber war damals in Folge der kalifornischen Goldfunde epidemisch aufgetreten, ganz wie Cholera oder die Pest, nur mitunter noch viel verheerender. Der Fieberengel pochte leise an die Stube des Secondelieutenants wie an die Kammer eines Privatdocenten; er drang in die Residenzen der Aristokratie, er ging in den Wirthshäusern von Tisch zu Tisch, und warb Opfer aus allen Gesellschaftskreisen. Die Kunde von den rasch erworbenen, über Nacht in den Bergen gefundenen Reichthümern war überall hingedrungen und Zehntausende eilten mit der erdenklichsten Hast nach Kalifornien. Bald platzten, wie gesagt, die Seifenblasen, mit denen Vulkans Kinder hier und dort zu spielen schienen, aber war Kalifornien auch erschöpft, so traten doch die Goldfunde Colorados, Nevadas und endlich auch British-Columbiens in die Bresche. Aus den erschöpften Goldlagern eilte alles zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen wie zu Schiff, einer Völkerwanderung gleichend, bald hierhin, bald dorthin. Der Strom erreichte auch Vancouver, und da Victoria auf Hunderte Meilen in der Runde die einzige Ansiedlung der Weißen war, so bildete es bald das Hauptquartier der modernen Argonauten. „Ach, Gentlemen,“ meinte unser Capitän, als er uns die Geschichte Victoria's erzählte, „das hätten Sie sehen sollen! Ich fuhr zur Zeit des Fraser River-Excitement mit einem Segelboot zwischen Victoria und

dem Festlande. Das Gold, das ich damals hatte! Münzen gab es hier nicht — und meine Passagiere zahlten die Fahrt in Goldkörnern.

„Binnen zwei Jahren war Victoria bis zu 30,000 Einwohnern angeschwollen. Tausende kamen von San Francisco, von Panama, oder aus den Prairien. Tausende zogen dort hinüber in die Berge, wo Sie den Sattel nördlich von Mount Baker sehen. Dutzende kamen wohl mit Goldkörnern schwer beladen nach Victoria zurück, und machten für die Goldminen Propaganda. Sehen Sie, da war ein Kerl, der gab mir dieses Nugget für die Ueberfahrt! (und damit wies er auf einen nußgroßen Goldklumpen, der schwer an seiner Uhrkette hing und seinen Rock in Falten zog). Er nahm mich mit hinauf in die Stadt, und ich mußte mit ihm trinken. Als er in den ersten „Saloon" trat (er war schon ein wenig voll) nahm er eine Handvoll Goldkörner aus der Tasche und warf damit den großen Spiegel ein, der über dem Schenktische hing, dann hielt er dem Barkeeper einen Revolver vor die Nase. „Na, Wirth," stammelte er, „jetzt klaub er mal die gelben Dinger wieder zusammen, und nehmt Euch so viel, als der Spiegel kostet." Strich den Rest der Goldkörner in die Tasche und ging davon."

„Aber, Gentlemen, das dauerte nicht lange. Dutzende waren, wie gesagt, reich geworden. Hunderte hatten genug Gold gewaschen, damit sie die Heimfahrt bezahlen konnten, und Tausende kehrten in größtem Elend nach Victoria zurück, um allmählich wieder zu versickern." —

Von der großartigen, aus Tausenden von Bretter-

buden, Spielhöllen, Trinkstuben und Zelten bestehenden Minenstadt Victoria ist nichts mehr übrig, und heute sieht man es dieser vornehmen, stillen, wohlhabenden Residenzstadt von British-Columbien nicht mehr an, was für eine tolle, verlumpte Jugend sie gehabt. Bei unserer Landung in dem kleinen, reizenden Hafen umdrängten uns ein Heer zudringlicher Kutscher, ebenso lärmend und schreiend, wie die Eselstreiber am Fuße des Vesuv oder beim Shepard-Hôtel in Kairo. Einige Minuten Fahrt durch große breite Geschäftsstraßen brachten uns nach dem Hôtel und unser viertägiger Aufenthalt hier gab uns die Ueberzeugung, daß man an der ganzen Stillen Oceanküste der beiden Amerika nirgends so vorzüglich abgespeist wird als im Driard House zu Victoria. Ich hatte gerade sechs Monate früher mehrere Wochen in den großen Caravansereien von San Francisco, dem berühmten Palace Hôtel und dem Baldwin House zugebracht, aber dieses behagliche, alt englische, stille Hôtel von Vancouver's Seeküste übertraf sie alle. Es war uns gar nicht faßlich, hier, sechstausend Meilen von London entfernt, ein so unverfälschtes Stück vornehmen Englands wiederzufinden, wie das Driard House. In seinem großen, mit alten Oelgemälden geschmückten Speisesaale saßen statt der erwarteten Minenarbeiter englische Gentlemen in Frack und weißer Cravatte, an der Seite englischer Damen in Abendtoilette. Man trank Champagner und Pontet Canet zu einem Diner, das ebensogut im Belgrave Square hätte servirt werden können. Im Lesesaale lagen die Londoner „Times“ und die „Morning Post“

auf, während vier gar junge englische Misses mit hellblondem Haar und in schwarzen Seidenstrümpfen ganz wie in Brighton oder Scarborough im „Graphic“ und den „Illustrated News“ blätterten. — Wie doch diese Söhne und Töchter des fernen Albion in aller Welt ihre insularen Trachten, Sitten und Gebräuche beibehalten! Sie bleiben sich überall gleich, in Bombay wie in Lahore, in Toronto wie in Halifax.

Auch das ganze Aussehen der Stadt mit ihren Geschäftsstraßen und stillen Residential-Suburbs ist durchaus englisch, und auf meinen Wanderungen durch Stadt und Umgegend drängten sich mir immer größere Analogien mit anderen Colonialstädten in anderen Welttheilen auf. Stünde Victoria auf den Bermudas, es könnte als Port Hamilton, stünde es auf einer Insel der Bahamas, es könnte als das idyllische Nassau gelten. Nur die Palmen und Bananenbäume fehlen hier. Die Häuser sind ähnlich gebaut und mit kleinen, wohlgepflegten Gärtchen umgeben, die Firmentafeln und Aufschriften scheinen in High Holborn gemacht zu sein, und die britisch-columbianischen Milizsoldaten stolzieren mit ihrem Spazierstöckchen und dem Cerevis-Käppchen schief auf dem Ohr ebenso unternehmend einher, wie auf dem Trafalgar Square. Aber in dieser dem Aussehen nach englischen Stadt pulsirt doch das bunteste, internationalste Leben, das ich auf meinen langjährigen Reisen in allen Continenten angetroffen, und ich stehe nicht an, Victoria als die internationalste Stadt des Erdballes zu bezeichnen. Während unseres mehrtägigen Aufenthaltes hatten wir fast in jedem Augenblicke Gelegenheit, dies

wahrzunehmen. Die Kellner im Hôtel waren Engländer; der Eigenthümer ein Oesterreicher; der Erbauer des mit dem Hôtel verbundenen Victoria-Theaters ein ungarischer Graf A—y, Sohn eines bekannten Diplomaten; die Stubenmädchen im Hôtel waren langzöpfige Chinesen (aber männlichen Geschlechtes, soweit man es wenigstens ihren jungen, bartlosen Gesichtern ablesen konnte). In der Küche herrschte ein Franzose über ein halbes Dutzend italienischer Gehilfen; die Bierwirthschaften in der Stadt liegen größtentheils in Händen Deutscher; die Pelzhändler sind aus dem benachbarten Alaska eingewanderte Russen und in dem ältesten Theile der Stadt wohnen noch heute einige spanische Familien aus früherer Zeit; aber damit ist die Einwohnerschaft dieses Babel der pacifischen Küste lange nicht erschöpft, denn von den 12,000 Einwohnern der Stadt sind nicht weniger als 4000 Chinesen, 1000 Indianer, 500 Neger. Europa, Asien, Afrika und Amerika reichen einander also hier die Hände und leben unter- und nebeneinander in so buntem Gemisch, wie es nirgends anderswo wiederzufinden ist.

Unser erster Gang galt dem Postbureau, wo eine Anzahl Briefdurstiger das Vertheilen der eben eingetroffenen Post erwartete, und uns den Weg zum Schalter bahnend stießen wir auf einen ganzen Farbenkasten von Gesichtern, Rothhäute, bleichgesichtige Weiße, schwarze Afrikaner, gelbe Mongolen, und zwischen diesen Hauptfarben eine Unzahl anderer Schattirungen, hervorgebracht durch die Vermengung der einzelnen Rassen unter-

einander, Halbindianer, Mischlinge zwischen Schwarzen und Chinesen, Mulatten, Quadronen.

In Victoria wohnen nur die Weißen mit den Schwarzen friedlich untereinander. Les extrèmes se touchent. Die Chinesen bewohnen einen eigenen großen Stadttheil, die Indianer ein Zeltlager außerhalb der Stadt, auf dem Wege nach dem Seehafen von Victoria, Esquinault, und die weiße Aristokratie wohnt in entgegengesetzter Richtung, in der Nähe eines prachtvollen öffentlichen Parks, mit grünen Baumwiesen und der herrlichsten Aussicht auf den einem Alpensee gleichenden Meeresarm mit den vergletscherten Spitzen der Cascadenkette am Hintergrund. Man darf sich über die Bezeichnung Aristokratie nicht wundern. Britisch-Columbien hat eine ganze Anzahl von Namen aufzuweisen, die im englischen Hofkalender, in Burke's Peerage verzeichnet sind: der Gouverneur, die Regierungsbeamten, die Officiere der Kriegsschiffe, der Lordrichter und einige Lords, denen es in Victoria so gut gefiel, daß sie sich hier „ihre Hütten" bauten. In gesellschaftlicher Hinsicht blicken deshalb San Francisco, Portland und die Puget-Sund-Städte eigentlich zu Victoria empor, ja die Soireen, Rennen, Gartenfeste und Empfänge, denen wir während unseres Aufenthaltes in der Stadt beiwohnen durften, versetzten uns wahrhaftig nach der Londoner „Season" zurück und ließen uns beinahe vergessen, daß wir an den Gestaden des Stillen Oceans weilten. — Von den vierzig Millionen Dollars, welche in den Goldfieber-Jahren aus den Flüssen Columbiens gewaschen wurden, ist doch ein gutes Stück in Victoria

liegen geblieben, es herrscht viel Luxus und das Leben ist nicht gerade billig. Wir zahlten in unserem Hôtel vier Dollars täglich; Cigarren mußten wir mit einer Mark, Zeitungen mit zwanzig bis dreißig Pfennigen bezahlen. Kupfermünzen sind in Victoria gänzlich unbekannt, und als ich einmal dem Hôtel-Clerk für eine Briefmarke einige aus Manitoba mitgebrachte Kupfer-Cents hinreichte, schob er sie mit dem Handrücken stolz zurück, wie Brutus die Königskrone, und meinte, sein Hôtel wäre kein Raritäten-Cabinet. Die kleinste gangbare Münze ist der englische Sixpence, oder wie er längs der ganzen Stillen Oceanküste heißt, der „Bit“, im Werthe von 12½ amerikanischen Cents gleich. Canadische Banknoten, mit Ausnahme jener der Bank von British-Columbia, findet man nur selten, und die beliebtesten Münzen sind die amerikanischen Golddollars.

Die zwei interessantesten Sehenswürdigkeiten von Victoria sind das Indianer- und Chinesen-Viertel. Die Indianer von British-Columbien darf man sich nicht als jene nackten, tätowirten Kerle vorstellen, die im Westen Amerikas mit Tomahawk spazieren gingen und jedes Beichgesicht als Zielscheibe für ihre Pfeile benutzten. Hier im columbischen Archipel sind sie höchst gutmüthig, vorzügliche Salmfischer, gute Farmer und Viehzüchter, und auf viel höherer Entwicklungsstufe als die Prairie-Indianer, was sie wahrscheinlich ihrer starken Vermischung mit Malayen, Japanesen und Chinesen zu verdanken haben.

Viele der Indianer, denen man in Victoria oder überhaupt in British-Columbien begegnet, zeigen einen

so ausgesprochenen asiatischen Typus, daß ich auch hier gerade so wie seinerzeit in Mexico und Central-Amerika in meiner Ansicht bestärkt wurde, sie wären keine autochthone Rasse, sondern von Westen her eingewandert. Hunderte dieser dem Stamme der Comox und Cowichans angehörigen Indianer arbeiten auf Dampfern, in Sägemühlen und Fabriken und geben selten Anlaß zu Unzufriedenheit, es wäre denn Whisky oder Brandy in ihrem Bereich. Die Indianerinnen, denen man in den Straßen Victorias begegnet, haben ihre ursprünglich recht einfachen Toiletten europäischen Moden insofern anbequemt, als sie Kattunröcke und bunt bedruckte Shawls, darunter sogar, wie man mir versicherte, auch Hemden tragen. Tiefer liegende Details sind mir nicht bekannt geworden. Ihr reiches, strammes, schwarzes Haar fällt gewöhnlich glatt auf die Schultern; und in Ohren und Nase tragen sie häufig bronzene oder silberne Ringe. Ihre Sprache ist die Chinooksprache, ursprünglich eine rein indianische Sprache der Chinookindianer, heute aber derart vermengt mit spanischen, französischen und englischen Wörtern, daß auch der Europäer sie leicht erlernen kann. Chinook ist in British-Columbien dasselbe, was die lingua franca in der Levante, und dem Reisenden in den Regionen bis hinauf an die Aleuten dürfte sie nützlicher sein, als alle modernen Sprachen zusammengenommen.

Neben den Indianern bilden die Chinesen das bedeutendste Arbeiterelement nicht nur in Victoria, sondern in ganz British-Columbien, ja längs der ganzen Küste bis nach Mexico hinunter. Wie San Francisco

und Portland, so besitzt auch Victoria seine Chinesenstadt mit Götzentempeln und Opiumhöhlen, Spielhäusern und Theatern, gerade so unverfälscht chinesisch, als befänden sich ihre bezopften Insassen nicht in der neuen Welt, sondern jenseits des Oceans, in ihrem himmlischen Heimathslande. Meine Reisegefährten, die Globustrabber, welche eben Shanghai und Hongkong verlassen hatten, fühlten sich förmlich angeheimelt in den schmutzigen Straßen mit ihren grell bemalten Häusern, den kleinen Kaufläden mit riesigen chinesischen Ueberschriften, den mit Lampions behängten sonderbaren Theehäusern und Restaurants, in denen Reis und Schöpsenfleisch à la Chinois mit zwei Stäbchen als Eßbesteck servirt werden. Eben zur Zeit unseres Besuches nagelten und hämmerten die bezopften Söhne des Himmels an der Einrichtung eines neuen Götzentempels. Sie ließen uns ohne Weiteres eintreten und die Treppen hinauf das „Allerheiligste" besuchen, in welchem die kostbarsten, aus China eingeführten Vergoldungen und Holzschnitzereien, Bilder und Inschriften bereits angebracht waren und in den Sandschüsseln bereits Opferhölzchen glimmten. Auch der nie fehlende Theekessel stand schon auf den Kohlen in einer Ecke. Nur der liebe Herrgott selber lag noch wie eine Mumie mit Bandagen umwickelt in einer geöffneten Kiste, seiner Aufstellung auf dem prachtvoll geschnitzten Altar harrend. Die Erbauung und Einrichtung des Tempels hatte den Chinesen an 30,000 Dollars gekostet, ein Beweis, in welch günstige Verhältnisse ihre sprichwörtliche Sparsamkeit und Mäßigkeit sie versetzt hatte. Darin könnten

wir den Mongolen immer noch etwas ablernen. Im Theater — doch was würde den Chinareisenden zu schildern übrig bleiben, wollte ich hier in einem Kapitel über Victoria Sitten und Gebräuche des Himmlischen Reiches erzählen? Genug, daß sie sich in allen ihren Einzelheiten hier, 8000 Meilen von der Heimath, mitten unter der Cultur der Weißen, unverfälscht erhalten haben.

Für die weißen Einwohner Victorias sind die Chinesen augenblicklich unbezahlbar. Sie sind gute Köche, prächtige Stubenmädchen, die sich keinen Husarencorporal als Liebhaber in's Haus bringen, gute Waschfrauen ohne zu schwätzen, arbeitsame Hausknechte, die sich nicht besaufen, sie sind Maler, Anstreicher, mit einem Worte, die beste Dienerschaft und genügsamste, wohlfeilste Arbeitsclasse. Aber dennoch empfand ich stets, wenn ich diese stummen, stillen, scheuen Kerle mein Schlafzimmer in Ordnung bringen sah, oder in Haus und Hof in emsiger Thätigkeit beobachtete, eine eigenthümliche Abneigung, um nicht zu sagen Ekel, und dieses Gefühl theilen viele Bewohner der pacifischen Küste mit mir, in Portland, wie in San Francisco oder Los Angeles. Bei den unteren Schichten der weißen Bevölkerung ist es Eifersucht und Brodneid, bei den Damen ein instinctiver Abscheu, bei den Denkenden aber Furcht. China hat heute schon, von unten hinauf arbeitend, Australien, Ostasien, Polynesien erobert, es hat die gesellschaftlichen Zustände dort unterminirt, es kann in Zukunft vielleicht einen Theil Amerikas auf diesem stillen, friedlichen Wege erobern.

Wer Batavia, Singapore, Melbourne, Auckland, San Francisco besucht hat, der kann das beurtheilen, und der kann auch verstehen, warum man bei aller Philanthropie und christlicher Nächstenliebe so energisch Front macht gegen diese Mongolenemigration.

Vancouver selbst, die große Insel, deren Hauptstadt Victoria ist, wird in Bezug auf Handel oder Industrie oder Ackerbau niemals eine wichtige Rolle spielen können. Die unmittelbare Umgebung von Victoria auf etwa zehn Meilen in der Runde ist allerdings reich gesegnet und fruchtbar, aber der Rest der Insel wird ganz von kahlen, grauen, bis auf 8000 Fuß Höhe emporstrebenden Gebirgszügen eingenommen, die wohl dem Touristen, dem Sportsmann und dem Angler ein wahres Paradies sind, wo aber Pflug und Spaten niemals Halt finden können. Das einzig werthvolle Product der Insel sind die vorzüglichen Kohlen, welche in Nanaimo, einer kleinen Stadt am Georgia-Sund, gewonnen werden und die ganze pacifische Flotte Nordamerikas mit Heizmaterial versehen. Acht Tage vor unserem Besuche wurde eine Eisenbahnlinie von Nanaimo nach Esquinault, dem Seehafen von Victoria, dem Verkehr übergeben. Wir unternahmen die mehrstündige Fahrt nach diesem Cardiff des Stillen Oceans, ohne davon an Reiseeindrücken mehr mitzubringen, als geschwärzte Gesichter und die Erinnerung an die wahrhaft großartigen Gebirgslandschaften, welche der längs der Küste dahineilende Zug im Fluge passirte.

XIX.

Der Seehundsfang im Behringsmeer.

Nicht mit Unrecht wundern sich unsere Damen über den hohen Preis der schönen zarten Seehunds-pelze, mit denen sie sich im Winter schmücken, wenn sie zeitweilig in den Journalen die Berichte von den in die Hunderttausende gehenden Seehundsfellen lesen, welche alljährlich von den Fischern aus dem nord-atlantischen Eismeere hereingebracht werden. Die in jedem Frühjahre von der Insel Jan Mayen nach Dundee heimkehrende Flotte bringt als Beute zwischen 30 und 50,000 Seehundfelle, und die Fischer von Harbor Grace und St. Johns in Neufundland er-beuten an den kalten eisumgürteten Küsten dieser großen Insel jährlich bis an 300,000 Felle!

Aber diese großen Mengen von Seehundsfellen sind für die von den Damen so sehr geschätzten Pelz-jacken und Garnituren von gar keinem Werth, und können nur zu Leder verarbeitet werden. Nur eine bestimmte Gattung von Seehunden liefert das schöne dunkelbraune pelzartige Fell, und ihre Heimath sind die an die Polarregionen grenzenden Gebiete des Stillen

Oceans. In früheren Zeiten wurden auch im südatlantischen Ocean ungeheure Mengen von derlei Seehundsfellen erbeutet. Die südlichen Shetlands, die Georgia, St. Paul, Crozetinseln, ferner Marion, Amsterdam, ja selbst die Insel Tristan da Cunha waren beliebte Brutplätze der Seehunde; im Jahre 1800 lieferte beispielsweise Georgia über hunderttausend Felle, 1820 wurden auf den Shetland deren über die dreifache Zahl erbeutet, und so ging die Massenschlächterei fort, bis die armen Thiere in den dreißiger Jahren in jenen Gegenden fast vollständig ausgerottet waren.

Man fing ihrer noch an den Küsten des nördlichen Japan, der Kurilen und Kamtschatkas, ja die Indianer von Oregon British-Columbien und Alaska erbeuteten deren auch an ihren Küsten in geringer Zahl. Das ergiebigste Jagdgebiet sind jedoch seit etwa einem Jahrhundert die zwei kleinen, mitten im Behringsmeer gelegenen Inseln St. Paul und St. George geblieben. Bis zum Jahre 1785 hatten sich nur die wenigsten Schiffer über die langgestreckte Inselkette der Aleuten hinaus gewagt. Gegen dreißig russische Gesellschaften waren mit dem damals sehr einträglichen Seeotterfang beschäftigt, und es wurde auch darin so rücksichtslos zu Werke gegangen, daß um das genannte Jahr die Seeotter fast vollständig aus den Küstengewässern der Aleuten verschwunden waren.

Während des Otterfanges hatten die russischen Fischer jahraus jahrein ungeheure Schwärme von Seehunden bemerkt, die mit großer Regelmäßigkeit im Frühjahr vom Süden her durch die engen Meeres-

straßen zwischen den Aleuten gegen Norden zogen und ebenso regelmäßig im Herbst wieder nach dem Stillen Ocean zurückkehrten. Vergeblich waren ihnen während mehrerer Jahre eine Anzahl Schiffe in das stets neblige eisigkalte Behringsmeer gefolgt, um ihr mysteriöses Reiseziel aufzustöbern, und auch die Eingeborenen der Aleuten konnten darüber keine Auskunft geben. Unter diesen Schiffen befand sich die russische Barke St. George. Ihr Capitän, namens Pribylow, hatte von einem alten Eingeborenen des Oertchens Unalaska von der Existenz mehrerer Inseln im Behringsmeer gehört, und er beschloß sie zu suchen.

Drei Sommer hinter einander war er hinter den in dichten Massen einher schwimmenden Seehunden nach Norden gesegelt, aber ebenso wie sie gekommen, verschwanden sie auch plötzlich wieder, und Pribylow hatte das leere Nachsehen. — Endlich hörte er eines Tages durch den dichten ihn umgebenden Nebel ein lautes Tosen und Lärmen, und langsam in der Richtung dieses seltsamen Geräusches vorwärts segelnd, sah er bald die dunklen verschwommenen Umrisse einer Felseninsel. Bald darauf war er nahe genug, um an den Ufern dieser Insel Hunderttausende von Seehunden beim Brüten zu entdecken. Sein Glück war gemacht. Reich beladen mit Fellen, so viele sein Schiff nur zu tragen vermochte, kehrte er nach Unalaska zurück; Hunderte von Schiffen segelten ihm bei seinen folgenden Fahrten nach, und während mehrerer Jahre war der Ertrag an echten schönsten Seehundsfellen geradezu unermeßlich.

Zwei Inseln, St. Paul und St. George, liegen dort oben etwa zweihundert Seemeilen nördlich der Aleuten und ebenso weit vom Festlande von Alaska entfernt. Die eisig kalten Gewässer des Polarmeeres durch die Behrungsstraße herabkommend, treffen dort auf die warmen Ströme des Stillen Oceans, und dadurch entstehen die dichten Nebel, welche das ganze Meer dort während des Sommers bedecken, gerade so wie es an den Ostküsten Neufundlands der Fall ist. Die Seehunde bedürfen aber für ihre sommerliche Brutzeit, die sie auf dem Festlande zubringen, dieser feuchten Atmosphäre, und dies ist der Grund, warum sie die nach ihrem Entdecker Pribylow genannten Inseln so massenhaft besuchen.

Als das große unwirthliche Alaska von Russisch-Nordamerika an die Vereinigten Staaten um den Betrag von sieben Millionen Dollars verkauft wurde, gingen auch die Aleuten und die Pribylow-Inseln in den Besitz der großen Republik über. Schon 1885 hatte die letztere den genannten Betrag allein durch die Verpachtung der zwei kleinen Pribylow-Inseln hereingebracht und bis zu diesem Jahre dürfte bereits ein Reingewinn von mehreren Millionen damit erzielt worden sein!

Um die Vernichtung und gänzliche Ausrottung der werthvollen Thiere zu verhindern, wird der Seehundfang im Behringsmeer durch die Vereinigte Staatenregierung überwacht. Der ganze Fang wurde an eine Gesellschaft verpachtet, welche der Regierung für jedes gewonnene Fell eine Taxe von $3^1/_2$ Dollar entrichtet und überdies für die Inseln eine jährliche Miethe von

50,000 Dollars zahlt, wogegen sich jedoch die Regierung verpflichtet, durch Kriegsdampfer und Kreuzer alle fremden Schiffe von den Inseln fernzuhalten. Der Ertrag der Jagden darf im Jahre hunderttausend Felle nicht überschreiten; außerdem übernimmt es die Gesellschaft, die Eingeborenen der Pribylow-Inseln, sowie von Unalaska, aus welchen sich die Seehundsfänger ausschließlich recrutiren, mit Lebensmitteln, Kleidern u. s. w. für das ganze Jahr zu versehen.

Aus den Berichten der Seeleute und Agenten der Gesellschaft, welche in jedem Herbste aus den unwirthlichen Gegenden des Behringsmeeres nach Victoria und San Francisco zurückkehren, hat man ungemein interessante Einzelheiten über das Leben der seltsamen Thiere während ihrer Brutzeit erfahren. Anfang Mai, wenn das die Küsten der Inseln umfassende Eis geschmolzen ist, erscheint der erste Vorläufer der Seehundsinvasion, gewöhnlich ein altes Männchen von ungewöhnlicher Größe und im Gewichte von 500—600 Pfund. Die starken Borsten in seiner Schnauze sind schon weiß, und so lang, daß sie bis über die Schultern reichen. Mit Mühe zieht er seinen wohlgemästeten Körper an's Ufer und bei jeder Bewegung zittern die unter der dicken Haut angehäuften Fettmassen. Er bedarf derselben sehr nothwendig, denn während der nächsten zwei Monate rührt er sich nicht von der Stelle und zehrt nur an seinem eigenen Fett. Mit seinen armartigen Flossen humpelt er unbeholfen an den Ufern umher, bis er eine ihm zusagende harte glatte Felsenstelle gefunden hat. Bald darauf erscheint ein zweites

und drittes und viertes Männchen. Sie alle schwingen sich mühsam an's Ufer und trachten einander die besten Ruheplätzchen abzugewinnen. Dabei stürzen sie aufeinander los, und bearbeiten sich mit ihren scharfen Gebissen so lange, bis endlich der stärkste, wenn auch möglicherweise aus vielen Wunden blutend, das Feld behauptet. Aber damit ist sein Ruheplatz durchaus noch nicht gesichert, denn bald treffen die Männchen zu hunderten, später zu tausenden ein, die besten Plätze nahe dem Ufer sind sämmtlich belegt und kein Thier will weiter landeinwärts sein Sommerquartier aufschlagen, ohne vorher versucht zu haben, das günstigere Plätzchen eines seiner Collegen zu erobern. Diese haben während der ersten Zeit unzählige Kämpfe zu bestehen, und manche werden derart zerbissen und zerrissen, daß sie ihren Widerstand mit dem Leben bezahlen.

Andere räumen ihr Plätzchen dem Sieger ein und ziehen weiter landeinwärts, um möglicherweise von einem späteren Ankömmling noch weiter landeinwärts verdrängt zu werden. — Nur die stärksten und zähesten Thiere können nach so vielen blutigen Kämpfen ihr erstes Lager behaupten; die Mehrzahl der anderen wird von den neu Eintreffenden von Platz zu Platz weiter landein und landaufwärts gedrängt, bis sie möglicherweise die fünfzehnte bis zwanzigste Reihe dieser Seehundslager erreicht haben, und dann haben sie erst recht noch mit all ihren Nachbarn um ihr Ruhelager zu kämpfen, denn das einzige Gesetz, das in diesen Seehundstädten gilt, ist das des Stärkeren.

Tag und Nacht dauern diese blutigen Kämpfe

unter den Männchen, und es ist eine erwiesene Thatsache, daß sie während der ersten Wochen bis zum Eintreffen der Weibchen niemals schlafen. Haben sie sich nicht gegen Angriffe ihrer Nachbarn zu vertheidigen, so bilden sie selbst die Angreifer, um soviel Platz als möglich für ihr Harem zu erobern.

Auf den beiden Inseln giebt es gegen fünfzehn Brutplätze und in der zweiten Juniwoche lagern auf denselben Zehntausende von Männchen, die Ankunft der Weibchen sehnsüchtig erwartend.

Kein Männchen unter sechs Jahren findet auf diesen Brutstätten Platz. Sollte sich doch ein Seehundjüngling auf dieselben wagen, so stürzen sich die älteren Herren vereint auf ihn, und zwingen ihn durch heftige Bisse zu blutigem Rückzuge. Die jüngeren Männchen, von den Aleutenbewohnern Kolluschickies genannt, tummeln sich gewöhnlich zu Hunderttausenden auf den öden Felsenstrecken zwischen den Brutstätten umher, ohne für länger als ein oder zwei Stunden zur Ruhe zu kommen. Sie sind fortwährend in Bewegung und selbst während ihren kurzen Schlafpausen fächeln sie sich beständig mit ihren Flossen. — An anderen Stellen wieder lagern die ganz alten oder schwer verwundeten Thiere, die also einen Platz in den Brutstätten nicht mehr behaupten können.

Etwa Mitte Juni treffen die ersten Weibchen ein. Die ihnen zunächst befindlichen Männchen locken sie nun durch Gurgeln und Grunzen, diese Liebesbeteuerungen des Callorhinus ursinus an, und lassen sich die Weibchen bethören und klettern zu ihnen hinauf, dann

werden sie von ihren Liebhabern eifersüchtig bewacht. Auch von den später eintreffenden Weibchen wollen sie so viele als möglich für ihr Seehundsharem gewinnen, aber während sie sich so um diese bemühen, wird möglicher Weise das erste Liebchen von dem Nachbar beim Genick gepackt, wie es die Katzen mit ihren Jungen thun, und nach seiner Brutstätte gezerrt. Natürlich läßt sich dies Männchen Nr. 1 nicht gefallen, und während er sich mit Männchen Nr. 2 herumbeißt, kommt möglicherweise Männchen Nr. 3 und holt sich die Dulcinea auf sein Revier. Aber auch dort bleibt sie nicht, ein paar andere Seehunde zerren an ihr herum, bis sie endlich mit zerfetztem Rücken und blutender Schnauze irgendwo oben in der zehnten oder fünfzehnten Reihe liegen bleibt. So geht der Kampf um jedes der nach Tausenden eintreffenden Weibchen fort; zwischen dem 23. Juni und 10. Juli langt das Groß der weiblichen Armee, im vollsten Sinne des Wortes nach Hunderttausenden zählend, bei den Inseln an, sodaß schließlich jedes Männchen sein Harem besitzt, daß zwischen dreißig und fünfzig Weibchen zählt. Selbst die Männchen der obersten und innersten Reihe bringen es auf zehn bis fünfzehn Weibchen, ohne damit zufrieden zu sein, denn sie kokettiren fortwährend mit den Damen ihrer Nachbarn, und des Kämpfens und Beißens ist kein Ende.

Bald nach ihrer Ankunft werfen die Weibchen ein einziges Junges, und die Aleuten behaupten, daß niemals zwei oder gar mehrere Junge bei einem Wurfe zur Welt kommen. Nun wird den Müttern größere

Freiheit gestattet, sie stürzen sich in's Wasser, um sich zu nähren und kehren alle drei bis vier Tage an's Land zurück, um die Jungen zu säugen, die sie an dem eigenthümlichen Bellen wieder erkennen.

Die Jungen säugen niemals an einer fremden Mutter, sondern suchen so lange, bis sie ihre Mutter gefunden haben.

Dabei humpeln sie unbeholfen auch auf fremden Gebieten umher, während die Herren Papas auf ihren Gebieten liegen bleiben.

So geht das Leben in der Seehundcolonie bis Anfang September fort. Bis dahin haben die Jungen schwimmen gelernt, und nun begiebt sich die ganze Gesellschaft wieder auf die Wanderschaft nach Süden, in wärmere Gewässer, um im kommenden Spätfrühjahre dasselbe Spiel zu wiederholen.

Während der Brutzeit wird nun auf die Seehunde Jagd gemacht, wobei es die Eingeborenen nur auf Kolluschickies abgesehen haben. Drei oder vier von den Jägern schneiden eine Heerde von etwa zwei bis dreitausend junger Seehunde von dem Rest der Thiere ab, verlegen ihnen den Rückzug zum Wasser und treiben die erschreckten Thiere, indem sie mit Holzklappern Lärm schlagen, landeinwärts, ohne daß die Seehunde jemals Widerstand leisten würden.

Sind sie weit genug getrieben, so beginnt die „massacre des innocents“. Eine Anzahl Eingeborner, jeder mit großen, schweren Knüppeln bewaffnet, springt unter sie und betäubt sie durch einen heftigen Schlag auf den Kopf.

Von einer anderen Schlächterbrigade zieht jeder Einzelne je eins der so betäubten Thiere aus der Menge heraus, tödtet es durch einen kräftigen Messerstich in's Herz und trennt mit ein paar flinken Schnitten das Fell vom Körper.

Die Felle bleiben drei Wochen lang in Salz liegen und werden dann auf die Schiffe verladen. Die vielen Tausende blutender Leichname aber bleiben liegen, bis sie verfaulen. Erst nach Verlauf dreier Jahre sind diese Cadaver bis auf das Skelett reducirt, und der Gestank dieses offenen Leichenhofes spottet aller Beschreibung. Aber die Eingeborenen sind daran gewöhnt und ertragen ihn lieber, als daß sie sich zu irgend welcher Arbeit bequemen würden.

XX.

Die neueste Minenstadt in den Felsengebirgen.

Der Eisenbahnzug, auf dem ich von Denver, der Hauptstadt des Staates Colorado, nach den Felsengebirgen fuhr, war zum Erdrücken voll. Capitalisten aus den Großstädten des Ostens saßen neben struppigen, ungekämmten „Plainsmen“, zarte Jünglinge in eleganter Kleidung, die wohl eben das Harvard oder Yale-College absolvirt hatten, drängten sich neben Mineuren; Frauen mit Kindern, junge Mädchen in bunter Kleidung und von frechem Aussehen, Cowboys mit breitkrämpigen Sombreros, den Revolver im Gürtel und das Primchen im Munde, Prospecters, graubärtige, sonnverbrannte Männer mit dem Schnappsack und der Haue neben sich. Der Zugführer, der von Bank zu Bank der langen vollgepfropften Waggons ging, um die Fahrkarten nachzusehen, meinte lächelnd zu mir, als er die meinige sah: „Sie sind der einzige Passagier, der nicht nach Creede fährt, all' diese Leute, die Sie hier sehen, fahren nach Creede; Sie wissen ja das New Mining Camp droben beim Wagon Wheel Gap!“

Ich überlegte nicht lange. Zwei Tage Zeit stan-

den mir zu Gebote, und das Minenlager versprach interessant zu sein. „Nun, Conducteur,“ antwortete ich ihm, „allein will ich nicht weiter fahren, geben Sie mir auch ein ticket nach Creede!“

„That's right! Ich hoffe, Sie werden als reicher Mann zurückkehren!“

Damit nahm er meine Dollarscheine, legte sie nach westlichem Brauch um den Mittelfinger der linken Hand zu den anderen, und reichte mir mein Billet.

Also war das Minenfieber wieder einmal in Colorado ausgebrochen! Eine seltsame Epidemie, die bald hier bald dort in den Felsengebirgen wüthet, bald diesen, bald jenen erfaßt, reich und arm, jung und alt! Unwiderstehlich reißt es die Menschen mit sich fort, sie müssen dem Fieberengel folgen, der leise an ihre Thüren pocht, denn wer weiß, ob ihnen dort oben in den wilden, schneebedeckten, eisumstarrten Felsengebirgen nicht Reichthum und Glück lächeln? Viele sind Neulinge, viele andere haben das Silberfieber, vielleicht in früheren Jahren auch das Goldfieber in dem großen Westen mitgemacht, aber so viele Enttäuschungen sie auch erfahren haben mochten, immer und immer wieder lassen sie sich fortreißen, denn wie im Spiele, so ist es auch in den Minen: die Hoffnung und Möglichkeit, endlich doch zu gewinnen und einen reichen Fund zu thun, ist für jeden vorhanden! — Ich sah es an den erwartungsvollen Gesichtern, an der nervösen Ungeduld, an der fieberhaften Spannung, die sich bei Allen äußerte, daß sie in Creede zu Reichthum zu kommen hofften. Selbst die alten Prospecters, ergraut in der Jagd nach

Silber, die Kräfte aufgezehrt durch Jahrzehnte langes Suchen und Graben und Steineklopfen in den wüsten Urregionen der Territorien, auch sie hatten nochmals zu Haue und Schaufel gegriffen, um Fortuna den Puls zu fühlen!

Creede! Bis auf die letzten Tage hatte ich diesen Namen niemals gehört, aber in Denver war er während den wenigen Tagen meines Aufenthaltes in aller Mund. Creede! Creede! waren die daumengroßen Ueberschriften in den Tagesblättern, und spaltenlang waren die Berichte darunter; Creede war das Tagesgespräch in den Hôtels, den Speisehäusern, Barbierläden und auf der Straße; Haufen von Menschen umstanden die Depeschentafeln bei den Zeitungsbureaus und in den Hôtels, um die Nachrichten aus Creede zu lesen; selbst die Kellner und Zeitungsjungen und die Schuhputzer an den Straßenecken verschlangen die Berichte, denn auch vor ihren Augen flimmerte die Möglichkeit des Reichthums!

Ich hatte ein ähnliches Silberfieber schon einmal in den achtziger Jahren in Leadville mitgemacht, denn damals wurden die großen Silberminen jenseits der „Great Divide“, jenseits der großen Wasserscheide, hoch oben in den Felsengebirgen entdeckt, und trotz Schnee und Eis, trotz langem Winter und kurzem Sommer, war dort oben Leadville entstanden, eine Stadt von 40,000 Einwohnern in zwei oder drei Jahren! Viele andere Tausende hatte der silberne Berg von Leadville aus allen Theilen der Union herbeigezogen, unaufhaltsam wie Sindbad's Magnetberg die Nägel. Und da

sie in Leadville das Gesuchte nicht fanden, zogen sie bei jedem neuen Funde in den Felsengebirgen von Ort zu Ort, die ewigen Juden von Colorado; fortwährend auf der Jagd nach dem Dollar. Bergabhänge und Thäler, wilde Schluchten und starre Felswände, Wald und Wüste wurde von ihnen durchstöbert, seit Jahren, ja seit 1858, als der electrische Funke die erste Nachricht von dem großen Eldorado am Pikes Peak in alle Welt brachte.

Schon auf meinen ersten Streifzügen durch die Felsengebirge fand ich in Gegenden, wo ich mich für den ersten weißen Besucher hielt, die von „Prospecters“ hinterlassenen Spuren: halbverschüttete Minenlöcher, durchwühlten Boden, und selbst in den nackten Felsenwänden die Narben von Stemmeisen und Dynamit. Es war wohl der Mühe werth, Colorado zu durchsuchen, denn aus seinen Bergen werden ja in jedem Jahre vierzig Millionen Dollars blankes baares Silber gehoben!

Aber war es denn möglich, daß es in diesem von Schatzgräbern zerwühlten Staat noch ein unentdecktes Plätzchen gab wie Creede? Freilich liegt es hoch oben in den Felsengebirgen nahe dem wildesten und schönsten Theile der großen Wasserscheide, nahe jenem großartigen und wildromantischen Schlunde, welchem die Amerikaner den Namen „Wagenrad Kluft“, „Waggon Wheel Gap“ gegeben hatten. Und während ich das herrliche Panorama der auf 3 bis 4000 Meter hoch in die Wolken starrenden Schneeketten betrachtete, fuhr unser Zug in die Willow Gulch (die Weidenschlucht) ein, in welcher

Creede liegt. — Bald darauf hatten wir die Station erreicht — eine der eigenthümlichsten Stationen, die man sich denken kann, aber vollständig der seltsamen Schmalspurbahn entsprechend, welche sich vermessen hatte bis hier hinauf in die Urregionen der Felsengebirge ihr glänzendes Schienenpaar zu senden: ein Eisenbahnfrachtwagen, der Räder beraubt, stand neben den Schienenenden auf der Erde. In die eine Wandung des Frachtwagens war eine Thür und ein Fenster geschnitten worden und das letztere diente als Billetschalter, während der Waggon selbst das Stationsbureau und gleichzeitig die Wohnung des Bahnbeamten bildete. Ja das bekannte weißblaue Täfelchen über der Thüre besagte, daß die große Telegraphen-Gesellschaft der Vereinigten Staaten, die Western Union ihre Drähte auch bis in diese Schlucht emporgeführt hatte.

Für wen eine Telegraphenleitung? für wen auch diese kostspielige Eisenbahn, die zum großen Theil aus dem harten Felsen herausgesprengt werden mußte? für die Bewohner von Creede? Wo war es denn? doch nicht diese Hunderte in einer tiefen engen finstern Schlucht zusammengepferchten Holzhütten?

Gewiß, das war Creede, diese Städtegründung von vier Monaten. Aehnliches hatte ich im ganzen Westen nirgends gesehen. Zwei steil abstürzende Felswände, deren oberes Ende in Wolken gehüllt war. Wo immer sie einen Vorsprung oder Absatz bildeten, standen einsame Fichten, die dunklen Aeste schwer mit Schnee bedeckt, denn es war October, auf dieser Höhe schon ein Wintermonat. Die Schlucht mußte von einem wilden

reißenden Strom ausgewaschen worden sein, der nun jetzt im Winter versiegt war. Die ganze Sohle der Schlucht wurde von dem mit Trümmern bedeckten Strombette eingenommen und auf diesen Trümmerresten, in diesem Strombett stand Creede: — Zwei Reihen von roh gezimmerten Bretterbuden, die mit ihren hinteren Enden an die nackten steilen Felswände lehnten, und die Fronte der einzigen Straße zuwandten. Diese Straße war gleichzeitig die tiefste Stelle der Schlucht. Jedes Haus war aus frisch gesägten Brettern gebaut, ja bei manchen hatte man sich zum Sägen gar nicht die Zeit genommen und dünne Baumstämme zu Wänden übereinander geschichtet — sogenannte „log Cabins" bildend. In der ganzen „Stadt" war nicht ein Haus angestrichen, nicht ein Bauziegel verwendet worden; auf den noch offenen Bauplätzen lagen Haufen von Baumstämmen und Brettern, oder waren Zelte und Flugdächer errichtet, unter welchen allerhand Waaren aufgestapelt lagen. Ueberall wurde gesägt, gehämmert und gezimmert, als wäre ein wandernder Circus in diese einsame Schlucht verschlagen worden, der für einige Wochen sein Quartier hier aufschlagen wollte. In der Straße waren die tiefen Löcher zwischen den Felstrümmern nothdürftig ausgefüllt oder mit Balken überbrückt worden, und darüber hinweg eilten geschäftig Menschen auf und ab, und zottelten langsam Maulthiere einher, schwer beladen mit Silbererzen, mit Möbeln, Bauholz und allerhand Waaren. Alles war neu, frisch, unfertig, im Bau begriffen. Der ganze verfügbare Grund war von Squattern belegt, so

daß neu hinzukommende Ansiedler den Baugrund von den letzteren kaufen, oder die Schlucht weiter aufwärts außerhalb der „Stadt" ziehen mußten. Die offenen Baustellen wurden durch rohe Bretter eingefaßt die im Viereck aneinander genagelt waren und den Namen des betreffenden Squatters zeigten, in schwarzer Farbe roh aufgemalt. Auf manchen las ich auch noch Warnungen wie z. B.: „Dies ist Soapy Smith's Grund, Squatting wird hier nicht geduldet," oder „Bevor Ihr Euch hier niederlasset, bedenkt, daß Tom Cady das erste Recht auf diesen Baugrund hat." Am merkwürdigsten war die Inschrift auf einer großen aus Brettern roh zusammengenagelten Tafel, die mitten auf einem freien Plätzchen unter einer senkrechten Felswand stand. Sie lautete:

Notiz:

Dieses Landstück gehört entweder R. H. Sayre, der zusammen mit Valentine Script davon Besitz ergriffen hat, oder es gehört dem Staat Colorado. In jedem Falle betretet Ihr ein fremdes Grundstück — und könnt unmöglich etwas gewinnen wenn Ihr darauf squattet. Die Sache wird möglicherweise in 30 Tagen aufgeklärt werden, nach welcher Frist Ihr Bauplätze kaufen und eine Urkunde erhalten könnt. Einzelheiten erfahrt Ihr bei J. W. Smith.

Jedes zweite Haus war eine Trinkstube, ein Tanzlocal oder ein Store. Vor den meisten derselben lagen noch Bierfässer, Kisten und Waarenballen aufgehäuft und während die Einen am Hause zimmerten, packten Andere die Kleider, Stiefel, Werkzeuge, Decken u. s. w. aus der Umhüllung. Und das Alles inmitten der hehren, schweig-

samen Natur, die noch vor wenigen Monaten von Menschenhand unberührt war! — Weiter aufwärts in der Schlucht, noch enger zusammengepfercht, noch unfertiger, war sogar schon ein zweites „Mining Camp" entstanden, das den Namen „Upper Creede" führte.

Das Alles war das Werk von Mr. Creede.

Mr. Creede war vor wenigen Monaten ein armer Prospecter. Auf seinen Irrfahrten nach dem goldenen Kalbe war er in diese einsame Schlucht verschlagen worden, und hier fand er zufällig ein Stück Quarz so reich mit Silber durchzogen, daß er sofort an dem Fundorte einen Schacht grub. Der Fund mußte seine Sinne verwirrt haben, denn diese That war gerade so närrisch, als wollte Jemand, der in der Prairie einen Silberdollar findet, am Fundorte nach Silbererz graben. Die Regel gebietet, die Stelle zu suchen, wo das Erzstück sich losgelöst hatte, um dort die Ader aufzusuchen. Aber der Zufall wollte es, daß Creede auch an dem Fundorte des Quarzstückes auf eine reiche Silbermine stieß.

Geld besaß er nicht, und so machte er sich denn auf den Weg, um Mr. Moffat, den Präsidenten der Denver und Rio Grande-Eisenbahn, seinen Fund zu entdecken und ihn zu einem Theilgeschäft zu bewegen. Moffat ließ sofort am Wagon Wheel Gap, wohin die Bahn bereits führte, eine zehn Meilen lange Zweigbahn nach der Weidenschlucht bauen, ließ in den Zeitungen den reichen Silberfund breitschlagen und bald kamen die Prospecters, Mineurs, Speculanten, Händler, Schänkwirthe und Prostituirte herbeigestürzt. —

Das Glück von Mr. Creede war gemacht, denn sein Antheil an der Mine ist heute anderthalb Millionen Dollars werth. Der Mine aber gab er den poetischen Namen Holy Moses = Heiliger Moses.

Indessen man fand keine zweite Mine, und schon begannen die Zuwanderer wieder abzureisen, als der denkbar dümmste Zufall den „boom" von Creede verdoppelte. Einem Prospecter, Namens Renninger, waren seine drei Maulthiere entlaufen, und je weiter er sie verfolgte, desto höher stiegen sie in die Berge. Renninger, müde von der Jagd, setzte sich auf einen Felsblock, um zu ruhen, und dieser Felsblock entpuppte sich als reichster Silberquarz! Er gab der Mine, die er dort anlegte, den Namen „The last Chance" — die „letzte Hoffnung", und kaufte seinem Partner, einem Deutschen Namens Julius Haas, dessen Antheil um zehntausend Dollars ab. Vier Monate später verkaufte auch Renninger seinen Antheil um siebzigtausend Dollars! Aber er mochte dieses scheinbare Glück später bitter bereut haben; denn zu Beginn 1892 war der Ertrag dieser Mine monatlich zwischen 150,000 und 180,000 Dollars!

Auch Creede war so glücklich, in der Nähe der Last Chance-Mine eine zweite Mine zu entdecken, der er den Namen „The Amethyst" gab, und diese beiden Minen gehören heute zu den werthvollsten und ergiebigsten des ganzen Staates. Kein Wunder, daß die Nachricht von diesen Millionenfunden Colorado und die angrenzenden Staaten in Aufregung versetzte und der Zustrom nach Creede wurde lebhafter als je.

Neben Capitalisten, Kaufleuten und ehrlichen Arbeitern fand sich auch bald das ganze Gesindel der Umgegend in Creede ein. Während meines kurzen Besuches der eigenthümlichen Bretterstadt war der Andrang so groß, daß die Leute unter Flugdächern und in Zelten schlafen mußten, denn die Hôtels — elende Bretterbuden — waren überfüllt, und selbst in den Tanzsalons und Kneipen wurde übernachtet, wenn immer die tollen Trinkgelage und Orgien die Ruhe zuließen. Ich selbst fand in einem Pullmann'schen Schlafwagen Unterkunft.

Wüßte man nicht, daß dort oben auf den einsamen schneebedeckten Bergen so reiche Schätze aus dem Boden gehoben würden, man könnte sich das Vorhandensein dieser tollen Stadt in der Weidenschlucht nicht erklären, denn mit Ausnahme der erzbeladenen Maulthiere ist von der Mineninduſtrie nichts zu sehen, höchstens daß an den steilen, schneebedeckten Felswänden hier und dort Prospecters mühsam die Haue schwingen oder Bohrlöcher graben, in der Hoffnung, doch irgendwo noch eine Mine zu finden. Waren Creede und Renninger vom Glück begünstigt, warum sollte es nicht auch ihnen einmal lächeln? Auf dem beschwerlichen Aufstieg zur „Last Chance" sah ich einen alten Mann mühsam den Felsen vor ihm bearbeiten; als er mich kommen sah, hielt er ein und wischte sich mit seiner schwieligen Linken den Schweiß von der Stirne. „Glück auf!" rief ich ihm zu. „Thanks!" war seine Antwort. „Hier werd ich's auch treffen." Er mußte schon seit Tagen hier an der Arbeit sein, wie es die Haufen los-

gebrochener Felstrümmer verriethen. Ob denn hier die Pforte zu Aladdin's Schatzkammer war? Oder vielleicht nur um ein paar hundert Meter weiter? Wer konnte es sagen? Nun hatte er schon tagelang erfolglos hier gearbeitet! Aber konnte nicht der nächste Streich schon auf Silber stoßen? Also noch einer und noch einer und wieder einer — — —

Viel interessanter als die Minen und als das Tagleben von Creede ist das Leben zur Nachtzeit, wenn grelle, weiße electrische Lichter diese kaum einige Monate bestehende Stadt erhellen. Die Errungenschaften modernster Art — electrisches Licht, Eisenbahn und Pullmann-Wagen hier in einer tiefen Schlucht der Felsengebirge! Sind das nicht Paradoxe? — Nur eine Kirche ist noch nicht gebaut worden, aber an Priestern fehlt es deshalb keineswegs. Gerade als ich in Creede war, fand sogar ein Gottesdienst statt, einer der seltsamsten, denen ich jemals beigewohnt. Die größte und berüchtigtste Kneipe war „Watrous and Bannigan's Saloon", ein langer Tunnel mit schmaler, der Straße zugewandter Front. Da es keine Clubs, kein Familienleben, keine behagliche Häuslichkeit gab, so versammelte sich Abends die halbe Bevölkerung in dieser dumpfen, rauchigen, lärmenden Kneipe, um zu trinken, zu spielen, zu plaudern oder zu schlafen. Eine dünne Bretterwand schied die als Trinkstube benutzte vordere Hälfte von der hinteren, und in dieser waren Spieltische aufgestellt, an welchen Keno, Faro, Poker und andere Glücksspiele gespielt wurden. Mineurs und Prospecters saßen hier neben Speculanten, professionellen Spielern,

Prostituirten; Whisky und Brandy machen die Runde an den Tischen und die Goldfüchse rollen hin und wieder. Dutzende seltsame Gestalten umstanden schweigend die Tische, andere traten hinzu oder gingen von Tisch zu Tisch, um zeitweilig auch einen „Eagle“ oder „Greenback“ auf eine Karte zu setzen. Hie und da wurde zwischen dem Klingen von Gläsern und dem Klingen der Münzen ein kurzes Lachen, ein kräftiger Fluch, ein Faustschlag auf den Tisch hörbar; das ganze war eine amerikanische Ausgabe der Spielhölle von Monte Carlo.

Während ich in hohem Grade von dem seltsamen Treiben gefesselt, einigen Spielern zusah, schob plötzlich Watrous, einer der Wirthe, die hölzerne Theilungswand der beiden Räume auseinander, sprang auf einen Stuhl und wandte sich mit folgenden Worten an die Menge, dabei auf einen neben ihm stehenden Priester weisend:

„Jungens,“ dieser Gentleman hier möchte einige Bemerkungen religiöser Art an Euch richten. Alle Spiele an diesem Ende der Halle werden unterbrochen, und Ihr müßt Euch ruhig verhalten.“

Der Priester bestieg nun seinerseits eine Bank, und die Mehrzahl der Anwesenden setzten sich rings um ihn herum, während hinter ihnen eine Anzahl Männer theilnahmslos, die Hände in den Taschen, das Pfeifchen oder die Cigarre im Munde, stehen blieben. Der Lärm hatte nachgelassen, die Gespräche wurden leiser geführt. Aber während der Mann Gottes von der Verderblichkeit vom Spiel, Trunk und Laster

anderer Art predigte, blieben doch das Klingen der Münzen und die Rufe der Croupiers hörbar.

„Denkt an das ewige Leben“ — „zwölf und roth“ — „Trunk und Spiel entfremdet Euch den guten Sitten und bringt“ — „macht Eure Einsätze, Gentlemen“ — „Haltet Euren Erwerb beisammen für das Alter“ — „laßt den Ball rollen, Gentlemen“ — „drei und schwarz hat gewonnen“ — — — — Creede ist kein guter Ort für Kirchen und Priester!

XXI.

Strombilder vom Mississippi.

Der Mississippi ist, vielleicht mit alleiniger Ausnahme seines mächtigen Nebenflusses, des Missouri, der langweiligste Strom der Welt. Charles Dickens widmete ihm die folgende Beschreibung: „Ein ungeheurer Wassergraben, zwei bis drei Meilen breit und flüssigen Schlamm enthaltend, der mit einer Schnelligkeit von sechs Meilen in der Stunde stromabwärts fließt.“ — Andere minder große Schriftsteller vor und nach Dickens haben sich den Mississippi doch zu etwas poetischeren Schilderungen erkoren, aber so viel sie auch das Citat von Dickens in blumenreichere Sprache kleideten — es blieb dennoch die treueste und kürzeste Beschreibung, mit welcher jemals dieser größte aller Ströme abgefertigt wurde.

Longfellow wird bei seiner Zusammenstellung der „Poetry of Places“ wahrscheinlich in Verlegenheit gerathen sein, denn welcher Poet hätte je die Laute ergriffen, um diese fließende Pfütze zu besingen? Wo wird es jemals „Donauweibchen“ und „Loreleys“ und

„Flußnixen“ geben, die wie die Ströme Europas, auch diesen langweiligsten Fluß umgaukeln sollten?

Auf den trägen schlammigen Wassern des Mississippi schwammen wir nun, von St. Louis kommend, nach dem sonnigen Süden. Es war Nacht. Der Mond war zuvorkommend genug, gerade nur so viele Strahlen herabzusenden, um die ganze Flußscenerie für das Auge jedes Nichtpiloten in einen gespensterhaften Lichtschleier zu hüllen. Ich befand mich in dem luftigen Pilotenhäuschen des weißen großen Dampfers, wo die Piloten ängstlich die Oberfläche des Wassers und den Gang des großen schwerbeladenen Fahrzeugs beobachteten. Es ist ein gefährliches „Stück Fluß“, das sich von St. Louis herab bis an die Mündung des Ohio, ja bis hinab nach New-Orleans zieht, voll ähnlicher weiblicher Unholde, wie die Loreley, nur daß sie nicht so jung und schön sind, und den Schiffer ohne Gesang oder sonstige poetische Entschädigung ganz einfach in's Verderben ziehen. Und da in diesem Falle der Schiffer noch eine Menge Passagiere und viele hundert Tonnen Waaren auf seinem Gewissen hat, so ist die Sache noch viel gefährlicher, als sich das Heinrich Heine jemals hätte träumen lassen, als er die Loreley besang.

Mit den Baumwollballen und Dampfschiffen und Negermatrosen hätte auch das schöne Lied hier alle Romantik verloren. Ganz vorn, am Bug des Schiffes, hart an dessen ungeschütztem Rande und kaum zwei Fuß über dem trüben Wasserspiegel erhaben, stand die Wache, der „Leadman“ mit dem Senkblei, und rief

eintönig die Flußtiefen zu der Wache auf dem Hurrikan-deck herauf, die dieser mit lauter, aber eben so monotoner Stimme wiederholte ..... „Ma-a-a-rk three!“ „Half twain“ — „Quarter less twain“, — M-a-r-k twain!“ so schallte es von Minute zu Minute herauf, ohne daß ich dieses Mississippi-Englisch in rechtes Deutsch übersetzen konnte. „Mark Twain's“ Name im Munde des plattnasigen Aethiopiers da drunten? — „Mark Twain“ abermals, und noch dazu wiederholt durch das lebende Echo am Hurrikandeck? Ich wagte die schüchterne Frage an den Capitän, was denn der amerikanische Humorist dieses Namens eigentlich mit dem Schlammboden des Mississippi zu thun hätte? — „Two fathoms“ (zwei Faden) war die Antwort. Es ist gewiß sehr bescheiden von Herrn Clement, daß er seinen Büchern einen so seichten nom de plume vorgesetzt hat! Er hat mir die Ehre erwiesen, einzelne Stellen aus meinen Reisewerken in seinem Buche „Life on the Mississippi“ zu citiren, ich erlaube mir nun, seinem Namen gleichfalls an dieser Stelle ein bescheidenes Denkmal zu setzen.

Wie eine Schlange krümmt und windet sich der breite Strom durch den dichten Urwald. Sein Lauf ist nach Süden gerichtet, aber es ist, als scheute er sich, direct darauf loszugehen. Er fließt nach Osten und Westen und allen sonstigen Richtungen der Windrose, nur nicht nach Süden. Er braucht zwanzig bis dreißig Meilen, um eine Strecke von kaum einer Meile zurückzulegen. Bei Tage brannte uns auf der Flußfahrt die Sonne innerhalb einer Stunde bald in's

Gesicht, bald auf den Rücken, bald rechts, bald links, obschon wir stets in der Mitte des Stromes blieben. Mit der Zudringlichkeit einer Fliege quält sie uns, verschwindet und erscheint wieder, nur daß sich in diesem Falle die Fliege nicht um uns, sondern wir uns um die Fliege herumtummeln.

Selten sieht man von dem Strome mehr, als eine Wasserfläche von fünf Meilen Länge und zwei Meilen Breite, ringsum mit dichtem Urwald umgeben. Man sieht das Wasser fließen, und wundert sich, wohin? Immer bleibt der Horizont nach allen Richtungen hin abgesperrt. Wie ein Zauberkreis, so verfolgt uns dieser fünf Meilen weite, vollständig geschlossene Urwaldring auf einem großen Theil der Reise. Wir fahren zehn Tage lang mit Dampfergeschwindigkeit und sitzen am zehnten Tage anscheinend in der Mitte desselben waldbekränzten Schlammsees, in dem wir am ersten Tage saßen. Wie unser eigener Schatten, so bleibt uns der Waldkranz auf der ganzen zwölfhundert Meilen weiten Reise immer auf den Fersen. Nur ein Mensch würde sich dabei glücklich fühlen: Peter Schlemihl. Mit dem Flusse wenden wir uns nach rechts und links, aber ob wir nun schneller fahren oder langsam, ob wir auf dem Verdeck stehen oder uns auf dem Dach des Pilotenhäuschens auf die Zehen stellen, immer bleibt uns dasselbe Bild: die dichte, undurchdringliche, engumgrenzte Waldmauer und Wasser in der Mitte! Wir sind auf dem Mississippi, wie etwa der Haft entsprungene Gefangene, die sich trotz ihrer wilden Flucht von hunderten von Meilen noch immer in der Mitte

ihrer engen Zelle befinden. Sie wollen sie durchbrechen, aber die Zelle eilt ihnen nach!

Der Wechsel der Scenerie ist auf dem Mississippi nur sehr spärlich, und deshalb ist die Dampferfahrt nicht nur langweilig, sie ist sogar unheimlich! Der Mississippi ist der unheimlichste, hinterlistigste Fluß der neuen Welt, trügerischer wie ein Armenier! Immer hat er das Bestreben, uns in's Verderben zu ziehen. Ueberall legt er uns neue Schlingen, und kaum glauben wir, deren Lage zu kennen, als er sie alle schon im Handumdrehen nach kaleidoskopischer Manier wieder verändert und verworfen hat, ohne sie jemals zu beseitigen. Die Geographen haben die größte Mühe, seinen Lauf festzustellen. Es geht ihnen damit, wie den Jägern mit dem Kukuk, der ihnen immer davonfliegt, wenn sie glauben, ihn schon zu haben. Kaum sind die Ufer markirt, als sie auch schon mit tückischer Schnelligkeit gerade die entgegengesetzte Form angenommen haben. Heute ist hier ein Landvorsprung, dort eine Bucht. In zwei Wochen darauf haben Land und Wasser ihre Positionen verwechselt, an der Stelle der Bucht ist eine Halbinsel, an der Stelle der letzteren die Bucht!!

Seitdem sich der Mississippi aus den oberen Regionen Bahn nach dem Meer gebrochen, wechselt er auch seinen Lauf. Stets nimmt er ganze Acker, ja Quadratmeilen Landes von einem Ufer weg, und schwemmt es am entgegegengesetzten Ufer an. Die Farmer und Baumwollpflanzer an seinen Ufern sehen mit Schrecken von Jahr zu Jahr Acker um Acker ihres

Landes in dem gelben Naß des Stromes verschwinden, aber dafür kommt es dem Herrn Nachbar am jenseitigen Stromufer wieder zu gute. Wenn immer das Wetter in den oberen Regionen sich verändert, oder das Frühjahr den Schnee im Gebirge schmelzen macht, sind regelmäßig Hunderte von Quadratmeilen Land unter Wasser, und kein Damm der Welt würde den Riesen in seiner Ausdehnung aufhalten. Nach Hunderttausenden und Millionen beläuft sich der Schaden, den der Mississippi häufig durch seine Ueberschwemmungen verursacht, ohne daß es dagegen eine Abhülfe gäbe.

Das ist der Fluß, auf dem unser Dampfer gegen Süden fährt! Wir haben uns zur Ruhe begeben, aber vergeblich suchen wir in den engen Cabinen Schlaf. Die Maschinen stampfen, die großen, unregelmäßigen Schaufelräder des Dampfers peitschen das Wasser und stoßen häufig auf irgend einen jener Tausende von Baumstämmen, die aus den Urwäldern am Oberlaufe kommend, stromabwärts schwimmen; dazu die einförmigen Rufe des „Leadman“, der die Wassertiefe mißt, und ab und zu der markerschütternde Pfiff der Dampfpfeife, der wie die Trompeten unter den Mauern Jericho's dröhnt — es ist das Begrüßungszeichen der stromaufwärts fahrenden Dampfer, und vor Landungsstationen das Aviso für die Postleute.

Der Wasserstand war, wie überhaupt stets im Winter, auch diesmal sehr niedrig, und die Piloten suchten ängstlich nach ihren wohlbekannten Wassermarken, — Baumstämmen, Hügeln, Krümmungen rc. — um darnach das richtige Fahrwasser zu finden. Häufig

mußte die Maschine eingestellt und das Schiff dem Stromlauf überlassen werden. Aber auch das genügte nicht. An einer Kette wurde ein Boot in den Fluß hinabgelassen, das bemannt mit dem zweiten Piloten und ein paar Matrosen, dem schwerbeladenen Dampfer vorausfuhr, um mit dem Senkblei das Fahrwasser zu untersuchen. Plötzlich hieß es zurück, das Pilotenboot hat eine Untiefe gefunden, die sich quer über den ganzen Strom hinzog. Die Bank konnte erst vor wenigen Tagen entstanden sein, denn in den Berichten, die jeder Pilote von seinen Wahrnehmungen macht, und in den Endstationen zur Warnung und Belehrung der anderen Piloten deponirt, war diese Sandbank noch nicht erwähnt worden.

Da gab es nun kein anderes Mittel, um hinüber zu kommen, als die Sandbank zu überspringen, „to jumb the bar", wie das Flußvolk zu sagen pflegt. Wir konnten ja in finstrer Nacht nicht mitten im Strome umhertreiben. Allerdings ist es eine heikliche Sache, mit einem derartigen Dampfer von 2000 Tonnen Gewicht nebst Ladung über eine Sandbarrière hinwegzuspringen, und die Aussicht auf die damit verbundene Gefahr ließ die Passagiere nicht ohne gewisse Eindrücke. Allein man mußte sich in's Unvermeidliche fügen. Der Dampfer wurde durch den Strom langsam gegen die gefährliche Stelle hingetrieben, setzte dann all seinen Dampf an, und fuhr nun mit voller Kraft auf die Bank los. Ein Stoß — ein Reiben und Knirschen auf dem Sande, daß das Boot erzitterte, und — wir befanden uns jenseits der Bank im tiefen Wasser! Aber

damit war die Gefahr nicht vorüber, denn plötzlich ertönte vom Pilotenboote der Warnungsruf: „Larboard Snag!“ und in demselben Momente wurde das Schiff nach rechts herumgerissen, daß sich das Steuerrad wie ein Spinnrädchen drehte, und gerade senkrecht auf die Stromrichtung gegen das westliche Ufer zugesteuert, um dann diesem entlang weiter zu fahren. Der Pilot hatte sein Meisterstück im Steuern vollbracht. Die Gefahr war vorüber!

Von den Beschwerlichkeiten des Pilotenberufes kann sich eine gewöhnliche Landratte unmöglich eine richtige Vorstellung machen.

In seinen Händen ruht die ganze Leitung des Schiffes auf der 1200 Meilen langen Fahrt von St. Louis bis New-Orleans. Er allein ist für das Fahrzeug verantwortlich und leitet dasselbe ganz nach seinem Gutdünken, ohne daß der Capitän das Recht hätte, oder es nur überhaupt wagen würde, ein Wörtchen mit hinein zu reden. Findet es der Pilot für gut, einen ganzen Tag und allenfalls noch die ganze Nacht auf einer Stelle mitten im Fluß liegen zu bleiben, so thut er es, ohne sich um die Wünsche des Capitäns noch der Passagiere zu bekümmern, denn er allein wird bei Unglücksfällen zur Verantwortung gezogen. Seine Einkünfte sind gering. Es gab Zeiten, wo man dem Piloten für die einmalige Fahrt von New-Orleans nach St. Louis Tausende von Dollars zahlte. Jetzt aber ist die Concurrenz zu groß. Die Preise wurden bis auf 5 Dollars per Tag nebst freier Verpflegung herabgedrückt. Das Haupterforderniß für den Piloten

ist die genaue Kenntniß des Flusses. Er muß auf den 1200 Meilen jeden Baumstamm, jede Sandbank, jede Biegung und jede Untiefe des Stromes, ja noch dazu jede einzelne der tausend Landungsstellen kennen. Das ließe sich nun allerdings mit der Zeit erlernen, aber — diese Merkmale des Flusses bleiben sich nicht gleich — sie ändern sich mit jedem Jahre, jedem Monat, ja mit jeder Woche! Je mehr man in das Geschäft der Flußpiloten des Mississippi eindringt, desto mehr muß man ihre erstaunliche Gedächtnißgabe bewundern. Um den Lesern die Größe ihrer Aufgabe verständlich zu machen, sei ein kleines Beispiel angeführt: Stelle man sämmtliche Straßen von Berlin in eine einzige Reihe, so würde es die Aufgabe des Piloten sein, jedes dieser Hunderte von Straßen in ihrer Aufeinanderfolge, ihrem Aussehen, der Höhe und Beschaffenheit ihrer Häuser zu kennen, und nicht nur das, es müßten ihm die Namen und Reihenfolge der größeren Firmen in dieser ganz Berlin umfassenden Häuserreihe bekannt sein, selbst dann, wenn man die Besitzer monatlich oder jährlich einmal wechselte.

Der Mississippi enthält auf seinen zusammen zweitausend sechshundert Meilen langen Ufern von St. Louis bis New-Orleans nur ein halbes Dutzend von Städten. Der Rest sind kleine, mitten im Urwald gelegene Pflanzungen, Ansiedlungen von zwei bis drei Häusern, an denen die Dampfer, ob bei Tag oder bei Nacht, anhalten müssen. Nun giebt es derartiger Stationen vielleicht sechs- bis achthundert, und es ist die Aufgabe des Piloten, die genaue Lage und den Namen jeder

Pflanzung zu kennen, ohne daß ihm irgend welche Landkarten oder Bücher zu Gebote ständen. Ich erhielt ganz erstaunliche Beweise von der Begabung dieser Piloten. Die Regierung der Vereinigten Staaten ließ nämlich an den Ufern des Mississippi zur Bezeichnung der Untiefen und Sandbänke ganz kleine Leuchtthürmchen in großer Zahl errichten, die bei Tag durch ihren weißen Anstrich, für Nachtzeit durch das weiße oder rothe Licht auf die Gefahr aufmerksam machen. Die Lage dieser Leuchten muß je nach dem Verschieben der Sandbänke fortwährend gewechselt werden, so daß sie kaum einen Monat an derselben Stelle stehen bleiben. Ich erkundigte mich nun bei dem Piloten des „City of Vicksburg“ nach der Zahl dieser Leuchten. Er lächelte. „Ich habe sie nie gezählt,“ sagte er, „aber ich kann es Ihnen sofort sagen.“ Damit begann er sie alle an den Fingern schnell aufzuzählen, und nannte mir innerhalb fünf Minuten die Zahl zweihundert und zwanzig. Ich fand später aus, daß er sich nicht um eine einzige Leuchte geirrt. Einmal, es war finstere Nacht, befahl der Capitän, bei Dr. Dickinson's Plantage anzulegen. Die Passagiere sahen vom Lande nichts als einen dunklen Streifen in der Ferne und waren überrascht, wie der Capitän verlangen konnte, der Pilot möge unter den hunderten von Plantagen jene von Dickinson bei finsterer Nacht herausfinden! Aber wie staunten wir, als der Pilot ruhig fragte: „An welchem Ende, Capitän? am obern oder untern?“ „Dort, wo's zum Hause am nächsten ist,“ war die Antwort. Zehn Minuten darauf lagen wir hart am Lande, und der

Capitän und Dr. Dickinson schüttelten sich die Hände, während die „Roustabouts“ (so heißt die Negerbemannung der Dampfer) ihre Baumwollballen aufluden!

Diese Piloten sind ein eigenthümliches Völklein. Aller Sinn für Naturschönheiten, für die Scenerie ist bei ihnen vollständig abwesend. Bewundern die Passagiere den schönen Sonnenuntergang, so denkt der Pilot an den bevorstehenden Regen, betrachten die Passagiere einzelne große Sycomoren oder mit Tilandsien behangene Cypressen wegen ihrer wunderlich geformten Laubkronen, so studirt sie der Pilot, weil sie für ihn das Zeichen einer Untiefe oder eines „Snag“ sind. Wehe, wenn er einige Minuten lang sich von seinem Posten entfernen würde!

Zudem ist die Thalfahrt von der Bergfahrt ganz verschieden. Fahren die Dampfer stromabwärts, so wählen sie den großen, breiten Hauptstrom, weil ihnen dann die Strömung des Flusses an Schnelligkeit hilft. Fahren sie jedoch stromaufwärts, so benützen sie alle Nebenarme und „Bayous“ und Eddies, die ihren Weg abkürzen und außerdem keine starke Strömung enthalten, die ihnen im Wege sein würde.

Zur Zeit der Ueberschwemmung kommt zu der Mississippi-Schifffahrt noch eine andere große Gefahr. In dem vom Urwald begrenzten Theile bis Vicksburg ist dieselbe allerdings nicht vorhanden, aber im Staate Louisiana wurde der Urwald bis auf viele Meilen landeinwärts ausgehauen, und an seiner Stelle befinden sich tiefliegende Zuckerplantagen, die im Frühjahr bis auf dreißig und gar vierzig Meilen in der Runde

großentheils unter Wasser sind. Dazu kommt der Nebel und der von den brennenden Rückständen der Zuckerplantagen, der Begasse, erzeugte dichte weiße Rauch, der Alles mit einem undurchdringlichen Schleier überzieht. Gar häufig kommt es dann vor, daß der ungeübte Pilot in dem durch die Ueberschwemmung entstandenen unübersehbaren See das richtige Strombett verläßt und irgendwo landeinwärts fährt. Wohl gelingt es ihm mitunter wieder in den Fluß zurückzukommen, aber zuweilen bleibt der Dampfer am festen Lande sitzen, und fließt dann das Wasser ab, so ist es schwer, wieder loszukommen. Mitunter kann man den seltenen Anblick eines großen Mississippi-Dampfers mitten auf trockenem Lande eine Meile vom Strome entfernt genießen.

* * *

Das Leben auf den großen, zwischen St. Louis und New-Orleans, oder zwischen Pittsburg, Cincinnati und New-Orleans verkehrenden Flußdampfern hat von der alten Romantik heute allerdings etwas eingebüßt, und mit den Strompiraten ist es nun ganz zu Ende. Vor dem großen Kriege, als die reichen Pflanzer mit wohlgefüllten Börsen nach St. Louis und Louisville auf die Sclavenmärkte fuhren, war die Piraterie ein sehr einträgliches Geschäft, und die Hinterwäldler waren in diesem Beruf bald zu Meistern geworden. Der Krieg vermehrte noch die Zahl der Freibeuter und es ging gar vielen Dampfern und „Flatboats“ schlecht. Heute

sind die Pflanzer, das edle Wild, verschwunden, und damit auch die Jäger, die Flußcorsaren. Sie haben sich von ihren Booten und Uferverstecken auf die Decks der Passagierdampfer selbst geworfen, und statt den Passagieren das Gold mit den Sechsläufern in der Hand abzufordern, thun sie das auf zartere Weise durch die Karten. „Poker“ ist noch immer eines der verbreitetsten Glücksspiele auf den Mississippi-Dampfern, und die ehemaligen struppigen Banditen haben sich in „ehrenwerthe“ Gentlemen verwandelt, die ganz respectabel aussehen und sich zu je drei oder vier auf den Dampfern einschiffen. Einer darunter ist immer ein „Judge“, „Colonel“, „Governor“ oder sonst eine betitelte Persönlichkeit, die anderen geben sich als Pflanzer, Dampfercapitäne oder sonst dergl. aus. — Auf einer meiner Stromfahrten nach einer Stadt in Arkansas war ich selbst Zeuge, wie einer der hinterwäldlichen Pflanzer von einem derartigen „gang“ (Bande) um seine ganze Baarschaft gerupft wurde. „Mister Judge“, ich glaube es war der Anführer unter ihnen, war eine respectable ältliche Persönlichkeit von ruhigem, gesetztem Wesen. Sein Gefährte, ein dicker, untersetzter Geselle mit feistem, fettglänzendem, glattrasirtem Gesicht, lächelte stets und machte schlechte Witze; ein Bonvivant, dem wahrscheinlich die Aufgabe oblag, durch sein offenes, heiteres Wesen mit den Opfern anzuknüpfen. Ein Dritter war das gerade Gegentheil von ihm. Klein, hager, mit unstäten Augen, schwarzem Schnurrbart und etwas nachlässiger Kleidung, hatte er stets den Verlierenden zu spielen. Er sprach mit den umstehenden

Zusehern, wurde wild, ging große Wetten ein und erregte dadurch unter den Passagieren Interesse am Spiel. Ist ein Opfer gefunden, so wird es gerupft. Giebt sich Niemand zum Vierten her, dann muß noch einer von der Gaunerbande an den Spieltisch, und dann wird einer der Zuseher zum Opfer auserkoren. — Fast den ganzen lieben langen Tag über sieht man an einem Ende des langen „Dampfersalons“ eine Partie Spieler, und der Spieltisch gehört sozusagen zur Charakteristik jedes Mississippi-Dampfers.

Sonst vergeht das Leben während den Dampferfahrten ziemlich eintönig. Des Morgens wird schlechter Kaffee und Brot servirt, das auf den Dampfern selbst gebacken wurde. Die beliebten amerikanischen „Buckwheat Cakes“ und „Flanell Cakes“ (Flanellkuchen) werden brühheiß mit Honig aufgetragen und finden stets hungrige Abnehmer. Zum Mittagstisch ertönt der „Gong“. Die Frauen und Familienväter nehmen an einem Ende des langen Tisches Platz, die Männer am anderen, und mit staunenswerther Schnelligkeit verschwinden die von Negern aufgetragenen Speisen. Jeder Passagier erhält auf kleinen Schüsselchen seine Portion, und in der Regel alle Gänge auf einmal, so daß manchmal eine Reihe von zwölf bis zwanzig kleinen Schüsselchen vor mir stand. Die Amerikaner räumen gerne ein halbes Dutzend oder noch mehr gleichzeitig auf ihre Teller aus, und vergnügen sich an den sonderbaren Gemischen. Europäern jedoch ist diese Eßweise recht unbehaglich, zumal die Speisen ganz erkaltet sind,

ehe man noch zu ihnen gelangt. Nach der Mahlzeit nehmen wieder beide Geschlechter die ihnen zugewiesenen Enden des „Salons“ ein. Die Conversation ist in der Regel sehr spärlich. Selbst bei aufregenden Scenen, wie Auffahren des Dampfers, Collisionen, Landungen u. s. w. läßt sich der Amerikaner nicht aus seinem Gleichmuth bringen.

* * *

Das rechte, westliche Mississippiufer hat denselben Charakter wie das schon geschilderte Yazooland: Urwald, Ueberschwemmungsboden, in den tieferen Theilen Sumpf. Die Amerikaner bezeichnen es mit „Virgin Soil“, jungfräuliches Land, heute wohl noch unwirthlich und unbewohnt, aber gewiß den Keim zu einem der fruchtbarsten und bewohntesten Agricultur-Distrikte in sich bergend. Heute finden die Emigranten noch in anderen Staaten viele Millionen Acker Prairielands. Erst bis diese vergeben sind, wird sich die Aufmerksamkeit der Ackerbauer auf die Mississippiufer von Arkansas wenden. Bis jetzt hat sich die Speculation ihrer noch nicht bemächtigt, obschon dies etwas weiter gegen Norden, an den Missouriufern schon vor zwanzig Jahren der Fall war. Speculanten waren der Zeit vorausgeeilt, und zauberten dort traumhafte Großstädte aus dem Boden, gaben „Bonds“, „Actien“ u. s. w. aus, und brachten die Baugründe dieser Städte in den östlichen Staaten Amerikas zum Verkauf. Wohl war vor der Hand nur der Landstrich vorhanden, wo die Stadt dereinst gegründet werden *sollte*, aber dennoch war

schon ein detaillirter Stadtplan mit Universitäten, Monumenten, Wasserleitungen und Eisenbahnstationen davon entworfen, so daß sich jeder Käufer eines Stadtbaugrund-Papiers (town lotpapers) den Bauplatz seines zukünftigen Hauses nach Belieben auswählen konnte. Wie grausam wurden die Armen enttäuscht! Die Städte, die Actiengesellschaften und Papiere zerstoben in alle Winde, und der Boden blieb bis heute ebenso jungfräulich, wie er es vor dem Städtegründungs-Schwindel gewesen.

Die einzige größere Ortschaft an dem ganzen 200 Meilen langen Arkansasufer, von Memphis bis zur Einmündung des Arkansasstromes ist Helena, eine lebhafte, handeltreibende Stadt von etwa 6000 Einwohnern. Selbst die Mündung des großen Arkansas ist ganz verlassen. In früheren Jahren gab es wohl eine ziemlich volkreiche Stadt hier, die den ominösen Namen Napoleon führte. Aber sie fiel mit der napoleonischen Dynastie selbst in Nichts zusammen. Zur Zeit des Krieges war Napoleon ein wichtiger Rendezvousplatz für Kanonenboote und andere Kriegsfahrzeuge. Aber von da ging es mit der Stadt zurück. Ihr Ruf war etwa derselbe, wie jener von Cayenne oder Denver. Kein Tag verging, ohne daß irgend ein Bürger „in den Stiefeln starb", d. h. erschlagen, erschossen oder erdolcht wurde. Landete irgend ein Dampfer, dann wagten sich die Passagiere kaum auf's Deck, aus Furcht, irgend ein „Bürger" könnte sich vom Ufer aus das Vergnügen machen, sie als Zielpunkt für seinen Sechsläufer zu wählen. Die Piloten

erzählten mir schauerliche Geschichten aus jenen Tagen. Es war das Sodommah des Mississippi, und die Strafe sollte nicht ausbleiben. Der Strom selbst unterwusch in einer seiner grimmigen Launen die Ufer immer mehr; täglich fiel ein Fußbreit des Landes in den Strom, täglich näherten sich die Wassermassen immer mehr der Stadt. Die Bürger sahen, daß Napoleon dem Strome unrettbar verfallen sei und wanderten aus. Nur das Gesindel blieb wie Ratten in dem Neste zurück und scheint es nicht früher verlassen zu wollen, als bis die locale Sintfluth über die Stadt hereinbrechen wird.

Wir legten Nachts bei Napoleon kurze Zeit an und gelangten einen Tag darauf nach Vicksburg, einer der bedeutendsten Städte und Flußhäfen des Mississippibeckens. Ob Vicksburg dies lange bleiben wird, ist zweifelhaft. Unglücklicherweise liegt es an der Außenseite einer starken Krümmung des Stromes. Seit Jahren begann der Mississippi diese Krümmung zu bearbeiten. Schon hat er sie durchbrochen, der Hauptstrom geht durch das neue Bett, und das alte Bett, an dem Vicksburg liegt, beginnt derart zu versanden, daß der Hafen für schwere Schiffe heute schon nicht mehr zugänglich ist. In wenigen Jahren wird Vicksburg eine Viertelstunde weit vom Strom entfernt liegen und damit seinen Handel und Verkehr, seinen Reichthum und vielleicht sogar seine Lebensfähigkeit verloren haben; dagegen wird jenseits des Stromes, der Stadt gegenüber, der neue Flußhafen entstehen. Heute liegt dort eine kleine, elende Ansiedlung, die den Namen des

Entdeckers des Mississippi, De Soto führt. Wer weiß, ob sie nicht in wenigen Jahren zu einer großen Stadt, mit vielen tausend Einwohnern angewachsen sein wird? Der Anfang dazu ist gemacht. Eine Eisenbahn, von Texas und Louisiana in östlicher Richtung nach den atlantischen Seehäfen Brunswich und Savannah führend, übersetzt hier den Mississippi, und da der breite Strom nicht überbrückt werden kann und die Eisenbahnzüge an's jenseitige Ufer mittelst Flößen überführt werden, so giebt es für die Bewohner De Soto's genug Arbeit und Erwerb. Wer kann es wissen? Vielleicht wird De Soto gar bald des großen Namens würdig sein, den die wenigen Baracken und Hütten sich jetzt schon gewählt haben.

* * *

Je weiter wir gegen Süden kommen, desto mehr ändern sich auch die Strombilder des Mississippi. Der Urwald zu beiden Seiten des Stromes ist geschwunden. Die Sonne des Südens scheint wärmer auf die breite, hochgelbe Wasserfläche herab. Die niedrigen Ufer sind nur hier und da mit Weiden, hohen Magnolien und Eichen bedeckt, an denen das lange, graue Mississippimoos herunterhängt. Dazwischen irgend eine große, seit dem Sclavenkriege in Ruinen liegende Zuckerfabrik oder Mühle oder ein paar reizende, traumhafte Pflanzerhäuschen, inmitten prächtiger, schattiger Gärten, deren Gewächse trotz des Februars, in dem wir uns befinden, doch schon im vollsten Blüthenschmucke prangen. Da-

hinter, zwischen den Bäumen verborgen, irgend ein „Quarter“ (Negerwohnung auf Baumwoll- und Zuckerplantagen) und die weißen Bauten der Zuckerfabriken. Dann noch ein Stückchen Reis- oder Zuckerfeld und dann dichter, himmelhoher Rauch, der den Horizont nach allen Seiten hin abschließt. Bald wie Wasserdampf aussehend, bald von schwarzer oder gelber Farbe, strebt dieser dicke Qualm in einem Umkreise von etwa vier Meilen Durchmesser zum Himmel empor. Er stammt aus den brennenden Pflanzungen und den „Swamps“, den berüchtigten Sümpfen des Mississippi. Die Plantagen werden von den Eigenthümern selbst angezündet, um sie von dem auf ihnen zurückgebliebenen Stroh des Zuckerrohrs, der sogenannten Begasse, zu reinigen; die Swamps hingegen, um sie trocken zu legen. Was sind die Moorbrände in den Ostseeländern oder die Feuer in den Prairien des Westens gegen diesen brennenden Urwald des Tropenlandes! Tausende von Baumriesen stehen dort zuweilen in Flammen! Tausende todter, vom Alter oder von Stürmen geknickter Mammuthsbäume ruhen auf dem seichten Swampwasser, dem Tummelplatz der Alligatoren und der Mockasinschlangen. Auf ihnen ist längst eine neue Vegetation entstanden, die, selbst sterbend, einer dritten Pflanzengeneration das Leben giebt. Alles in diesen Urwaldsümpfen ist organischen Ursprungs; alles ist wie Zunder, leicht entzündbar, schnell verzehrt. Das alte, graue, dürre Moos, das alle Bäume hier bedeckt, brennt zuerst von den Zweigen hinweg, und das Feuer läuft wie ein Drache an den Stämmen und Aesten

entlang, ohne diese selbst zu berühren. Es ist die Avantgarde des brennenden Sumpfes. Dichter Rauch erstickt dort die Flammen, aber nicht den Brand. Langsam, in langer Linie frißt er sich weiter und schlägt seine Klauen in jeden Stamm. Er frißt allmählich Zweige und Wurzel und die jungen, grünen Sprößlinge auf und läßt ein grau-schwarzes, todtes Aschenfeld zurück, das die Wasser des Sumpfes fußhoch bedeckt.

Zur Nachtzeit bietet diese Scenerie einen höllischen Anblick dar. Der ganze Horizont rings um uns herum ist in Feuer und Flammen gehüllt, die in klafterlangen Zungen emporlecken und die Rauchmassen blutroth erleuchten. Wir selbst sind auf dem Wasser und in Sicherheit; aber dennoch macht dieses brennende Land einen unheimlichen Eindruck auf uns. Welches Wechselspiel zwischen Civilisation und roher Natur! Beide bekämpfen sich mit denselben Waffen, mit Feuer und Schwert! Mit Feuer und Schwert vertilgten einst rohe wilde Völker die Civilisation und brannten die Ansiedelungen der Culturvölker nieder. Sie brachten Verderben über's Land. Heute vertilgt die Civilisation hingegen mit Feuer und Axt die rohe Natur und ihr wildes Gezücht und brennt den Sumpf, den Urwald nieder. Sie bringt Cultur und Segen über's Land!

Wir befinden uns jetzt bereits im Gebiete von Louisiana, das schon weit oberhalb Vicksburg das rechte Stromufer des Mississippi bildete, und in dessen Gebiet der große Strom unterhalb der Mündung des Red River vollständig eintritt. Damit haben wir auch den Zuckerdistrikt des Südens erreicht.

Der feuchte, fette Boden des südlichen Louisiana, in dem wir uns nun befanden, ist für die Pflanzung des Zuckerrohres am vorzüglichsten geeignet. Die langen Uferstrecken des Mississippi, in einer Ausdehnung von je fünfzig Meilen ober- und unterhalb von New-Orleans bis zu einer Tiefe von ein oder zwei Meilen landeinwärts, bilden das Hauptgebiet des Zuckerrohres. Baton Rouge ist vorderhand die nördliche Grenze des Zuckerdistrikts.

Die Zahl der Zuckerhäuser („Sugar houses", eigentlich Zuckerfabriken) beträgt gegenwärtig ungefähr 1200, von denen etwa 900 durch Dampfkraft getrieben werden.

Die Ausdehnung des eigentlichen Zuckerdistrikts von Louisiana ist beiläufig 12,000 Quadratmeilen, die unter 18 Pfarrgemeinden oder parishes vertheilt sind. (In Louisiana führen die Counties den Namen parishes.) Mehr als die Hälfte der Gesammtbevölkerung des Staates befindet sich in diesem hauptsächlich das Mississippidelta umfassenden Theile von Louisiana. Vor dem Kriege lebten hier auf so kleinem Raume allein hundertundfünfzigtausend Sclaven, und der Werth des besteuerten Eigenthums, die Sclaven inbegriffen, betrug damals 271 Millionen Dollars.

Ich besuchte auf meiner Fahrt nach dem Süden mehrere der alten Creolen-Plantagen. Zwischen schattigen Magnolienbäumen versteckt lagen die Pflanzerhäuser mit ihren grünen Jalousien, ihren Verandas und Piazzas. Blumengärten mit Aloen und Palmen und Palmettos, grüne Rasenflächen und Orangenhaine um-

gaben diese idyllischen Residenzen. In der Ferne sah man zwischen den Bäumen die weißen kleinen Häuschen der Plantagenneger, das sogenannte „Quarter“. Drüben in den tiefliegenden Feldern, über denen die heiße Luft zitterte, arbeiteten die Neger und Maulthiere, von Aufsehern zu Pferde überwacht. Und darüber hinweg sah man am Horizont den breiten, unendlich erscheinenden Wasserspiegel des Mississippi, wie ein fließendes Meer! Große Dreimaster und europäische Dampfer befuhren ihn auf und nieder, und manchmal mengte sich der grelle Pfiff irgend eines Lokaldampfers in den Gesang der Neger. Ein schwacher Damm schützt die Plantage vor den ungeheuren Wasserfluthen des Vaters der Ströme. Gar häufig wird er durchbrochen und die ganze Pflanzung eine Beute des Elements.

In vielen der alten Plantagen haben sich nun Yankees mit nördlichem Capital und nördlicher Energie eingenistet; Schornsteine und Maschinen zerstören hier und da den idyllischen Anblick. Nur an den Ufern der Bayous und Seitenarme des Mississippi, am Bayou Lafourche, am Bayou Sarah, in der Gegend von Baton Rouge und Natschita leben noch die angestammten Pflanzer auf ihren Ländereien.

Außer dem Vater der Ströme bewirbt sich noch der Red River um die Ehre, der Hauptfluß des schönen Louisiana zu sein. Von der furchtbaren Einöde des nördlichen Texas, dem Llano Estacado, kommend, tritt er bei Shreveport, einer blühenden, in der nordwestlichen Ecke des Staates gelegenen Handelsstadt, in Louisiana ein und durchschneidet es der Diagonale nach,

um zwischen Natchez und Bayou Sarah dem Missis-sippi in die Flanke zu fallen. Noch keine Stadt, kein Dörfchen sogar, bezeichnet den Zusammenfluß der beiden Riesenströme, denn das ganze Land in der Umgegend ist zu häufig überschwemmt, um menschliche Cultur zu gestatten. Deshalb ist auch der nördliche und nord-westliche Theil Louisianas wenig besiedelt und hat mit Ausnahme des genannten Shreeveport gar keine Städte aufzuweisen. Das Wasser, in den Prairien ein Segen und viel begehrt, ist hier, der häufigen ungeheuren Ueberschwemmungen wegen, ein Fluch. Selbst die Dampferfahrt auf dem Red River, von New-Orleans nach Shreeveport ist hier mit großen Schwierigkeiten verknüpft, denn die Holzmengen, die jährlich aus den Wäldern des Indianerterritoriums herabkommen, ver-sperren mitunter den ganzen Strom; die Baumstämme liegen mehrfach übereinander, die Baumkronen sind ineinander verflochten, und auf diesen mit Erde und Laub überdeckten Flächen entsteht eine neue üppige Vegetation. Der Red River ist das Hauptgebiet der in amerikanischen Erzählungen so häufig genannten schwimmenden Inseln.

Abgesehen von den leider ebenfalls häufigen Ueber-schwemmungen ausgesetzten Gegenden an den Mün-dungen des Mississippi sind auch die weiter nördlich gelegenen Theile Louisianas für die Zucker- oder Reis-cultur vorzüglich geeignet, doch haben bis in die letzten Jahre die zahlreichen politischen Wirren, der unsichere, oft käufliche Rechtsschutz und die persönliche Unsicherheit, von denen ja die vielen Morde Zeugniß ablegen, den

Strom der Einwanderung abgelenkt. Gerade die an den Ufern des Red River gelegenen sechs „Parishes“ (Kirchspiele) sind für Zucker- nnd Baumwollplantagen vorzüglich geeignet, während der Boden weiter in's Land hinein die besten Getreidefelder liefern würde. Doch die 8500 Quadratmeilen, welche diese Kirchspiele umfassen, liegen heute noch großentheils brach und harren des Einwanderers. — Ebenso sind im südwestlichen Theil des Staates noch 3 Millionen Acker des unerschöpflichen Bodens gänzlich unbebaut. Die ausgedehnten Waldungen enthalten alle Gattungen des trefflichsten Bauholzes. Die Riesen-Cypressen an den Ufern der Seen und Flüsse harren der Axt des Holzfällers, der für Jahrzehnte hinaus das reichste Material für Brettmühlen und Schiffsbauwerkstätten fände. Den Ufern der großen, mit dem mexikanischen Golf in Verbindung stehenden Sümpfen von St. Mary und Iberia entlang läuft ein durchschnittlich zwei Meilen breiter Gürtel des dichtesten Urwaldes; die zwei genannten „Parishes“ bilden im Verein mit jenem von Vermilion, St. Martin und Lafayette das einstige Gebiet der Attakapas-Indianer, von denen heute nur mehr der Name übrig ist. Das Land, das sie bewohnt, hat noch keine anderen Herren gefunden. Wie groß ist doch dieses Amerika! und welche Länderstrecken finden sich noch in allen Theilen des Continentes, von deren Existenz man selbst drüben keine Ahnung hat!

Weiter nördlich vom mexikanischen Golf gelangen wir in das ebenso große Gebiet der Savannen und Prairien von Opelousas, Grand Choiseul, Prairie

Mamon, Calcasieu und Aubine, von denen wir kaum einige Namen und auch diese nur aus den alten Indianersagen kennen. Keine Straße oder Eisenbahn führt noch in jene Gebiete, und die französische und spanische Pastoralbevölkerung lebt in idyllischer Zurückgezogenheit bei ihren großen Viehheerden, ohne eine Ahnung von dem fieberhaften Leben und Treiben der Außenwelt. — Zu Beginn des Jahrhunderts hatten die Franzosen diesen Savannen große Aufmerksamkeit gewidmet, und noch bis zum Sclavenkriege befanden sich dort einige der größten „Vacherien" der Vereinigten Staaten; doch der Krieg machte alle dem ein Ende. In der einzigen Prairie von Opelousas könnten, vorausgesetzt, jedes Stück Vieh bedürfte fünf Acker Landes, eine Viertelmillion Rinder genährt werden!

Der schönste Theil des schönen Louisianas liegt am Bayou Teche, westlich vom Mississippi. Die Natur überschüttete diese Perle des Südens mit ihren herrlichsten Gaben. Vor einem Jahrhundert war dieses noch jungfräuliche Gebiet das Ziel der von den Engländern vertriebenen Acadier, die durch die Alligatorensümpfe und Urwälder des schönen Atcha alaya dahin wanderten und sich dort, inmitten jener unglaublich üppigen Natur, ihre neue Heimath gründeten. Sie legten den Ungestümen theilweise Fesseln an; sie hieben den Urwald aus, schufen Plantagen und Felder, bauten sich idyllische Wohnungen und umgaben sie mit schönen Gärten, zu denen sie ihre Blumen und herrlichsten Zierpflanzen aus der nächsten Umgebung holen konnten. Heute führen kleine Localdampfer von New-Orleans

aus nach dem Bayou. Bald fährt man in eine fremdartige Scenerie, in ein Gemisch von Urwald, und See und Sumpf, von Garten und Plantage ein; man befindet sich da inmitten der köstlichsten Vegetation; der kleine Dampfer fährt an alten Herrensitzen, an reizenden modernen Villen, in Waldeseinsamkeit versteckt, an Negerdörfern vorbei; unter gigantischen, über den Bayou hängenden Cypressen und Magnolien hindurch bis nach dem Städtchen New-Iberia, dem Hauptorte dieses paradiesischen Landes.



Druck von C. G. Röder in Leipzig.



